Uganda.

Von

Julius Richter.

Moulton Library
Bangor Theological Seminary

Presented

by

The Rev. Robert Howard

Research
01-00019277
School
of
Theology
Library

roadway
YORK.

Uganda.

Rubaga, die Hauptstadt von Uganda.

Uganda.

Ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Mission

und der

Kolonialpolitik in Centralafrika.

Von

Julius Richter,
Pastor in Rheinsberg (Mark).

Mit einem Titelbilde.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1893.

Vorwort.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs hat sich bereits durch seine ebenso frische wie gediegene Arbeit: „Evangelische Mission im Nyassa-Lande" (Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft 1892) als kompetenter Missionsschriftsteller legitimiert, sodaß er einer Einführung nicht mehr bedarf. Wenn ich auf seinen Wunsch diese neue Arbeit mit einem empfehlenden Vorwort begleite, so geschieht das wesentlich um der Bedeutung des Gegenstandes willen, den sie behandelt. Keine Mission der Gegenwart hat so sehr auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion in der politischen Tagespresse gestanden wie die Ugandamission. Wochen- ja monatelang hat sich diese Presse fast in ganz Europa mit der traurigen Katastrophe beschäftigt, welche infolge der kolonialpolitischen Verwicklungen und der konfessionellen Zwiespaltigkeit Anfang vorigen Jahres zum Bürgerkrieg führte. Aber man kann nicht sagen, daß die Berichterstattung eine unbefangene, und noch weniger, daß sie eine auf Sachkunde beruhende, ver-

ständnisvolle gewesen sei. Es mischte sich und zwar in sehr starker Weise der Parteien Gunst und Haß in die Darstellung und verwirrte nicht bloß, sondern verzerrte das Bild. Dazu fehlte es der politischen Presse völlig an selbständigem Urteil, weil sie sich auf einem Gebiete bewegte, das ihr so gut wie unbekannt war. Und selbst die sechste Großmacht der Welt, so selbstbewußt sie auch auftritt, ist doch noch nicht im Besitze des Privilegiums, maßgebend über Dinge zu urteilen, von denen sie nichts versteht. Vor kurzer Zeit hörte man noch kein Geschrei über die Mission auf den Gassen; fast über Nacht ist sie eine öffentliche Angelegenheit geworden, und nun rächt es sich, daß man sie früher völlig ignoriert hat. Leider kann man auch nicht sagen, daß ein Eifer erwacht sei, durch fleißiges Studium aus der Ignoranz herauszukommen; trotzdem spielt man die Richterrolle, als ob auf einmal eine Missionsinspiration über die Herren gekommen sei, welche das Vorrecht besitzen, öffentliche Meinung zu machen.

Angesichts dieser Notlage war es zeitgemäß, daß eine zusammenhängende Geschichte der Ugandamission dem deutschen Publikum Klärung in den Wirrwarr brachte. Denn man kann die viel besprochene Katastrophe nur verstehen, wenn man einen Einblick in den gesamten Verlauf dieser Geschichte hat. Und wie spannend, ereignisreich, ja man muß sagen romantisch ist diese Geschichte. Man kann keineswegs sagen, daß alles missionsideal in ihr hergegangen ist; aber daß sie das interessanteste und eins der lehrreichsten Blätter in der gegenwärtigen Missionsperiode bildet, ist unzweifelhaft. Jedenfalls muß dieses Blatt lesen, wer über die Vorgänge in Uganda sich ein Urteil bilden will.

Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß die Lektüre nicht langweilig ist, und sich ernstlich beflissen, auf Grund objektiver Quellenstudien sie auch zuverlässig zu machen, Eigenschaften, welche hoffen lassen, daß sein Buch einen großen Leserkreis finden wird.

Rothenschirmbach, den 12. Juni 1893.

D. Warneck.

Inhalt.

		Seite
I.	Vorbereitungen	1
II.	Land und Leute	15
III.	Nach Uganda	46
IV.	Die erste Missions-Wirksamkeit	70
V.	Ebbe und Flut	100
VI.	Bischof Hannington	137
VII.	Die Verfolgung	169
VIII.	Alexander Mackay	182
IX.	Die Revolution	204
X.	Muangas Rückkehr	216
XI.	Die letzte Katastrophe	225

I. Vorbereitungen.[1])

Von dem Vorhandensein der großen Seen im Innern des afrikanischen Kontinents hatte man in Europa bis zur Mitte unsers Jahrhunderts keine Vorstellung. Allerdings war schon Jahrhunderte zuvor davon gesprochen worden. Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lehrte der Geograph Ptolemäus, daß der Nil aus zwei großen Seen am Fuße des „Mondgebirge" entspringe. Im zwölften Jahrhundert schrieb der arabische Geograph Abulfeda von einem See, den er Kaura nannte; er liege unter dem Äquator, dehne sich 9½ Grad von Norden nach Süden hin aus, und von ihm strömen die drei „Nile" oder großen Flüsse Afrikas aus. Allein trotz dieses übereinstimmenden Zeugnisses von der Existenz von einer oder mehreren großen Wassermassen im östlich-centralen Afrika finden wir noch die neugebildete „Afrikanische Gesellschaft" im Jahr 1788 die Behauptung aufstellen, „dieser Kontinent sei nicht überdeckt von ausgedehnten Binnenseen gleich denen Nordamerikas und habe nicht gleich andern Erdteilen große Ströme, die vom Mittelpunkt nach den Meeresküsten fließen."

Im Jahr 1843 hielt das Fahrzeug, in welchem Dr. Krapf nach seiner Vertreibung aus Abessynien nach Sansibar reiste, in einem Hafen Namens Takaungu; hier hörte der Missionar die Eingeborenen von einem Lande im Innern erzählen, welches sie Uniamwesi nannten, und wo sich ein großer See befinde.

---

[1]) Swayne, Lake Victoria. Edinburg 1868. Chaillé Long, Central-Africa. London 1876. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil. Bd. I. (Deutsch von Böttger, Leipzig 1878.) Stock, Story of Uganda Cap. I. Vgl. „Ein Reisender als Missionar." Basel. Miss.-Mag. 1878 S. 433 ff. 481 ff. „Henry Stanley," Warnecks Allg. Miss.-Zeitsch. 1879, 145 ff. Krapf, Reisen ist Ostafrika. Bd. II, 507 ff.

Acht Jahre später — inzwischen hatte er mit Rebmann die Station Kisolutini gegründet und die Schneeberge Kilima-nscharo und Kenia entdeckt — traf er auf einer Reise durch Ukambani einen Kaufmann, der ihm wieder von dem großen See erzählte. Er berichtete nämlich von einem See im Nordosten des Kenia und behauptete, derselbe sei durch einen Fluß mit einem noch größeren See verbunden, welcher „kein Ende habe, man könne hundert Tage reisen, ohne sein Ende zu sehen," und es sei unmöglich, von einem Ufer zum andern hinüberzufahren. Noch später erlangte Rebmann darüber weitere Nachrichten, und im Jahr 1855, als Krapf nach Europa zurückkehrte, sandte er an das „Kalwer Missionsblatt" eine Karte, die er in Gemeinschaft mit dem Missionar Erhardt zusammengestellt hatte.

Die drei Missionare, deren Überzeugungen in dieser Karte niedergelegt sind, meinten, das Innere Afrikas sei kein Hochland, sondern ein Tiefland, und der ganze Mittelpunkt werde angefüllt von dem „großen See von Uniamwesi." Dieser sollte sich vom Äquator bis zum 13° südl. Breite erstrecken, am Südende sehr schmal, im Norden aber bis zu 5 Grad breit sein. Einzelne Teile dieses ungeheuren Sees sollten besondere Namen tragen, so der Ukerewe See im Norden, der Tanganjika in der Mitte und der Niassa im Süden. War auch die Form und Größe dieses Sees — der einer Länge von Berlin bis Rom und einer Breite von Berlin bis Danzig entsprochen hätte — sehr unwahrscheinlich, so lag doch der Karte so viel zuverlässiges und sorgfältig gesichtetes Detail-Material zu Grunde, daß sie mit Recht in geographischen Kreisen das größte Aufsehen erregte.

Im Jahr 1856 wurde der königlichen geographischen Gesellschaft in London auf Grund der Rebmannschen Karte eine große Karte des centralen Afrika vorgelegt, und die dadurch angeregten Fragen beschäftigten die englischen Geographen so lebhaft, daß sie unter der Führung des thatkräftigen Freundes Livingstones, Sir Roderick Murchison, des Präsidenten der Londoner Gesellschaft, beschlossen, die beiden Reisenden Burton

und Speke zur Erforschung des „großen Sees von Uniamwesi" nach Central-Afrika zu senden. Sie näherten sich dem See von Süden. Am 30. Juni 1858 sah Speke in einer Entfernung von ¾ Meilen zur Linken einen Wasserstreifen. Derselbe stellte sich schließlich als ein Seearm (Smith Sund) und zwar als der südlichste Teil des von den Arabern sogenannten Ukerewe-Sees heraus. In diesem Augenblick war Speke überzeugt, die Quellen des Nil entdeckt zu haben. Er nannte den See zu Ehren seiner Königin Viktoria Njansa (njansa = niassa-See). Auf dieser Reise kam er jedoch nur bis Muansa bei Kagei. Er warf hier einen Blick über den silberglänzenden, sich bis zum Horizont ausdehnenden Seespiegel und mußte dann umkehren, ohne das Rätsel des Nils ganz gelöst zu haben. Zum erstenmal auf dieser Reise hörte Speke einen glänzenden Bericht von dem Königreich Uganda. Man erzählte ihm, es sei sehr dicht bevölkert, die Einwohner bauten Kaffee und alle gewöhnlichen Getreidearten und hätten größere Herden von großen und kleinen Haustieren, als er je in Afrika gesehen habe.

Im Jahr 1859 war Speke wieder in London, hielt in der „Geographischen Gesellschaft" Vortrag über seine Epoche machenden Entdeckungen und legte seine Karten vor. Er war überzeugt, daß der Viktoria Njansa die Quelle des Nil sei, aber er hatte es nicht bewiesen. Man wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Speke sollte noch einmal ausgesandt werden, um den Ausfluß des Nil aus dem Viktoria-See und den Oberlauf dieses Flusses festzustellen. Die englische Regierung stellte ihm zu diesem Zwecke 50 000 M. zur Verfügung, die indische bestritt einen Teil seiner Ausrüstung. Am 27. April 1860 schiffte er sich zum zweitenmal nach Sansibar ein, um von dort wieder die Reise in das Innere anzutreten.

Am 8. Januar 1862 hörte er am Hofe Rumanikas, des Königs von Karagwé, den Ton der Uganda-Trommeln. Maula, ein königlicher Offizier, war mit einem großen Gefolge von Männern, Weibern und Kindern angekommen, alle hübsch gekleidet und mit Hunden an der Leine, um dem „Weißen" eine

Einladung des Königs Mteſa von Uganda zu überbringen, ihn in ſeinem Hoflager zu beſuchen. Maula hatte Befehl, Speke ſicher dorthin zu geleiten. Am 19. Februar langte der Reiſende in Rubága,[1]) der Hauptſtadt von Uganda, an, der erſte Europäer, der den Boden von Uganda betrat. Der Eindruck, den er und ſein ihm nachfolgender Freund Grant von Uganda erhielten, war ein ſonderbarer und entſprach nicht ganz den Erwartungen, welche die früheren Berichte in ihm erweckt hatten. Er ſchreibt: „In Uganda haben wir das Bild einer Raſſe von fröhlichen Kindern, die keine Sorge zu kennen ſcheinen, regiert durch ein Schreckensſyſtem, welches ſie auch nicht eine Stunde ſich ihres Lebens ſicher fühlen läßt. Ihr König iſt ein junger Mann, deſſen Eitelkeit an Wahnwitz grenzt, der aber dabei gutmütig iſt, wie eitle Leute gewöhnlich. Zugleich iſt er ſo grauſam, daß er täglich ohne Gewiſſen und Bedenken Leute für kleine Vergehen gegen die Etikette zum Tode verurteilt, ſeine Weiber mit ſolcher Nachläſſigkeit zum Henker ſchickt, als beſtelle er ſich eine gute Mahlzeit, und ſeine Flinten probiert, indem er den erſten beſten Menſchen niederſchießt, der ihm in den Weg kommt.“ Das Heidentum war am Hofe noch in vollem Anſehen; bei den feierlichen Audienzen fehlten niemals die mandwa oder Zauberprieſter in ihrem phantaſtiſchen Koſtüm. Eine der intereſſanteſten Epiſoden aus Spekes Bericht iſt ſein Beſuch bei dem Lubare Mukaſſa, dem Prieſter, in welchem der Geiſt des Viktoria Njanſa Wohnung genommen haben ſollte, und der als der einflußreichſte Zauberprieſter des Landes galt. Er wohnte auf einer der zahlreichen Inſeln des Sees unweit der Murchiſon Bai. Mteſa fuhr in Begleitung Spekes und eines zahlreichen Gefolges zu ihm, um ſeinen Rat in Staatsangelegenheiten einzuholen. Sein Haus war verziert mit ſymboliſchen Zeichen und Zaubermitteln. Der Mukaſſa

[1]) Speke und Long nennen ſie Bandawarogo; von Stanley an iſt der Name Rubága im Gebrauch; in neuerer Zeit heißt ſie meiſt Mengo. Innerhalb des großen Areals, welches die Hauptſtadt überdeckt, hat nämlich die Königsburg zu verſchiedenen Zeiten auf verſchiedenen Hügeln gelegen. Daher der Wechſel der Namen.

kam, bekleidet mit einer kleinen, weißen Ziegenfellschürze und mit einem Ruder als Scepter oder Spazierstock. Obgleich er noch nicht alt war, stellte er sich wie ein Greis, hustete, zwinkerte mit den Augen und murmelte wie eine Hexe. Nachdem er sich — seiner vielen Amulette wegen nicht ohne Schwierigkeit — niedergesetzt hatte, hustete er eine halbe Stunde lang. Sein Weib kam und machte es ebenso. Der König lachte und blickte abwechselnd auf Speke und auf diese seltsamen Wesen, als wolle er seinen Gast fragen, was er davon halte. Nichts ließ sich hören, außer einem Froschquaken der alten Frau, die wieder quakte, weil das gebrachte Wasser nicht gerade rein war. Dann benetzte sie ihre Lippen und sprang weg, wie sie gekommen war. Nun befahl der Mukassa den Häuptlingen, sich rings um ihn aufzustellen, gab dann in leisem Ton seine Befehle und ging weg. Die Offenbarung schien ungünstig zu sein; denn es wurde augenblicklich der Befehl zur Heimkehr gegeben. —

Nach Spekes und Grants Abreise am 7. Juli 1862 vergingen zwölf Jahre, bis wieder ein Europäer nach Uganda kam. Erst im Jahre 1874 kam der Offizier Chaillé Long im Dienst Gordon Paschas von Norden hergereist. Sein Plan war, einen lebhaften Handelsverkehr zwischen Uganda, Unioro und Ägypten anzuknüpfen und zu diesem Zwecke die noch gänzlich unbekannten Ufer des Viktoria Njansa aufzunehmen und einen Teil des Oberlaufes des Nil bis Mruli, den Speke wegen der feindseligen Haltung der Eingeborenen nicht hatte bereisen können, festzustellen. Um sicherer zum Ziele zu kommen hatte er vor sich her Botschaft an Mtesa gesandt, „ein großer Fürst wolle den großen Mtesa, den größten König von Afrika“ besuchen. Es wurde ihm denn auch ein königlicher Empfang zu teil, Mtesa hatte eine Straße bis an die Grenze seines Reiches reinigen lassen und schickte ihm seinen ersten Minister und ein sehr zahlreiches Ehrengefolge entgegen. Aber wenn Long gehofft hatte, durch diese Täuschung Boote zur Erforschung des Sees und zur Befahrung des Nil zu erhalten, so hatte er sich geirrt. Für Mtesa und seine Minister war das

Anwachsen der ägyptischen Macht im Norden nur ein Gegenstand ängstlicher Furcht, und nichts war ihnen im Interesse ihrer Unabhängigkeit unerwünschter, als eine regelmäßige Schiffahrtsverbindung mit Ägypten. Deshalb stellte Mtesa dem Offiziere zwar eine stattliche Flotte von 30 Fahrzeugen mit 1200 Mann Besatzung zur Verfügung, aber der Oberstkommandierende der Flotte, der Gabunga oder Admiral, hatte strengen Befehl, Long nicht über den engen Bereich der Landesküste hinauszulassen. Und schließlich mußte Long froh sein, daß er mit Verlust eines großen Teiles seiner Ausrüstung, die gestohlen wurde, stets vom Fieber geplagt, von einem Beamten nach dem andern zum Narren gehalten, noch glücklich und lebendig aus Uganda entkam. Und dies falsche Spiel hatte Mtesa so meisterhaft durchgeführt, daß Long bis zuletzt von der unwandelbaren Freundschaft des Königs überzeugt war, und nur ihm seine Errettung zu verdanken glaubte.

Kaum acht Monate später am 5. April 1875, kam Henry Stanley in Uganda an. Enthusiast durch und durch, ließ er sich völlig durch den glänzenden, ihm zu teil gewordenen Empfang blenden. Wir geben zunächst Stanleys Eindrücke, indem wir dem Leser überlassen, sie im einzelnen durch einen Vergleich mit dem nächsten Kapitel zu berichtigen. Am Abend des Audienztages schrieb Stanley in sein Tagebuch:

„Da ich Spekes Buch hauptsächlich seiner geographischen Mitteilungen wegen gelesen hatte, so war mir nur eine dunkle Erinnerung an seine Beschreibung des Lebens in Uganda geblieben. Wenn ich mich recht erinnere, so hat Speke einen jungen Prinzen beschrieben, einen eiteln und herzlosen Mann, einen zu Massenhinrichtungen geneigten Tyrannen, der sich an fetten Weibern ergötzte. Ohne Zweifel beschrieb er, was er sah, aber die Schilderungen sind weit davon entfernt, auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu passen. Mtesa machte auf mich den Eindruck eines intelligenten und ausgezeichneten Fürsten, welcher, wenn er zur rechten Zeit von tugendhaften Philanthropen unterstützt wird, mehr für Central-Afrika thun wird, als ein 50 Jahre andauerndes Predigen des Evangeliums ohne

Beihülfe einer solchen Autorität bewirken kann. Ich glaube in ihm das Licht zu sehen, das die Dunkelheit dieser unnachteten Region erleuchten wird; einen Fürsten, welcher der herzlichsten Sympathien, die ihm Europa widmen kann, wohl wert ist. In diesem Manne erkenne ich die mögliche Verwirklichung der Hoffnungen Livingstones, denn mit seiner Hülfe wird die Civilisierung des äquatorialen Afrika ausführbar." —

Fünf Tage später schrieb er folgende Bemerkungen nieder: „Ich sehe, daß Mtesa ein mächtiger Kaiser ist, der einen großen Einfluß über seine Nachbarn besitzt. — Ich sah ungefähr 100 Häuptlinge, welche auf derselben Kulturstufe standen, wie die Einwohner von Sansibar und Oman, welche in reiche Kleider gehüllt und in derselben Art und Weise bewaffnet waren, und ich bin mit Erstaunen Augenzeuge gewesen von der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, wie solche in halbcivilisierten Ländern überhaupt möglich ist." Wenn Mtesa durch einen Moslem, den Sklavenhändler Muley bin Salim, so weit gefördert war, so war Stanley fest überzeugt, Mtesa mit Hülfe der christlichen Religion unvergleichlich weiter fördern zu können. „Mit dem lebhaften Wunsche, den Charakter Mtesas noch weiter zu veredeln, werde ich damit beginnen, auf den von Muley bin Salim gelegten Grundsteinen weiter zu bauen. Ich werde seinen Glauben an den Islam zerstören und ihm die Lehren des Jesus von Nazareth verkünden."[1])

So begann Stanley mit allem Eifer und dem begeisterten Enthusiasmus, der ihm eigentümlich ist, Mtesa zum Christentum zu bekehren. „Ich malte," so erzählt er uns, „dem Kaiser in einfachen Zügen das Bild des Gottessohnes vor Augen, der sich zum Heil für alle Menschen, Weiße und Farbige, erniedrigt hat. Ich erzählte ihm, wie derselbe, während er in Menschengestalt einherging, von gottlosen Menschen, welche seine Göttlichkeit verspotteten, ergriffen und gekreuzigt worden sei, und wie er dennoch seinen großen Vater gebeten habe, den Mördern zu vergeben. Ich zeigte die Charakterverschiedenheit zwischen ihm,

[1]) Stanley, Durch den dunkeln Weltteil. Bd. I, 210 f.

den die Weißen lieben und anbeten, und Mohammed, den die Araber verehren. Die Begeisterung, mit welcher ich mich dieser Lehrthätigkeit hingab, wurde bald von Mtesa und einigen seiner Häuptlinge geteilt, sodaß der kaiserliche Hof zu einem traulich stillen Gemach geworden war, in welchem Moral und Religion besprochen wurden."[1])

Stanleys Bemühungen hatten einen glänzenden Erfolg. Eines Tages rief der König seine Großen in seinen Palast und hielt ihnen eine feierliche Ansprache. Anfangs sei er ein Heide gewesen, und habe sein Wohlgefallen am Blutvergießen gehabt. Seitdem ihn aber ein arabischer Kaufmann im Islam unterrichtet, seien die Hinrichtungen weniger häufig geworden, und niemand könne behaupten, daß er ihn betrunken gesehen habe. Nun aber sei ein weißer Mann gekommen mit einem Buche, das älter sei als der Koran. Nun wolle er alles thun, was ihm möglich sei, um die Ausbreitung christlicher Gesinnungen unter seinem Volke zu fördern. Zunächst wolle er eine Kirche bauen.

„Stanley", sagte Mtesa am Schluß dieser denkwürdigen Verhandlung, „schreibe den Weißen, daß ich einem Menschen gleiche, der blind geboren ist, und daß ich nur den einen Wunsch habe, daß man mich sehen lehre, und ich werde ein Christ bleiben, so lange ich lebe."

War es ihm ernst mit solchen Beteuerungen und Versprechen? Nur die Folgezeit konnte das beweisen. Jedenfalls war Stanley von der Bekehrung seines königlichen Schülers überzeugt, und in der Freude seines Herzens schrieb er einen Brief an die Zeitung Daily Telegraph, welcher für Uganda bedeutungsvoll werden sollte. In demselben heißt es:

„Ich habe den Islam hier wirklich so weit unterminiert, daß Mtesa von jetzt an, bis er eines bessern belehrt wird, beschlossen hat, den christlichen Sabbath ebenso gut zu beobachten, wie den mohammedanischen; und die großen Hauptleute haben einstimmig darein gewilligt. Er hat ferner die zehn Gebote

[1]) Stanley a. a. O. 220 f.

Mosis auf eine Holztafel schreiben lassen, um sie täglich durchzulesen; ebenso auch das Vaterunser und das goldene Wort unsers Erlösers: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ Das ist ein großer Fortschritt in anbetracht der wenigen Tage, die ich bei ihm geblieben bin, und obgleich ich kein Missionar bin, so möchte ich doch zu glauben anfangen, daß ich einer werden könnte, wenn solcher Erfolg erreichbar ist. O daß doch irgend ein frommer, praktischer Missionar hierher käme! Welch ein Feld, welch eine reife Ernte bietet sich hier dar für die Sichel der Civilisation! Mtesa würde ihm alles geben, was er nur wünschen möchte — Häuser, Ländereien, Rinder, Elfenbein u. s. w.; er könnte an einem Tage eine ganze Provinz sein Eigentum nennen. Aber es ist nicht der bloße Prediger, der hier nötig ist. Alle Bischöfe Großbritanniens zusammen nebst der klassisch gebildeten Jugend von Oxford und Cambridge würden durch bloßes Reden bei dem intelligenten Volke von Uganda nichts bewirken. Der praktische, christliche Lehrer ist es, der die Leute lehrt, wie sie Christen werden können, der ihnen zeigt ihre Krankheiten zu heilen, Häuser zu bauen und den Ackerbau zu verstehen, der an alles Hand anlegen kann — ein solcher Mann wird hier gebraucht. Wenn ein solcher Mann sich auffinden ließe, so würde er der Erlöser Afrikas werden. — Solch einen Mann oder solche Männer ladet Mtesa ein, sich zu ihm zu begeben — Mtesa, der Kaiser von Uganda, Usoga, Unióro und Karagwé, eines 360 geographische Meilen langen und 50 Meilen breiten Reiches. Er hat mich gebeten, den Weißen zu verkünden, daß er, wenn sie nur zu ihm kommen wollen, ihnen alles geben will, was sie irgend gebrauchen. Wo ist denn in der ganzen Heidenwelt für eine Mission ein an Versprechungen reicheres Feld als Uganda? — Warum soll man nun ferner ungeheure Summen an schwarze Heiden in Afrika verschwenden, welchen kein Beispiel einer der ihrigen vorangegangenen Bekehrung zum Christentum bei ihrem eigenen Volksstamm vorliegt? Ich rufe dies — den Leitern und Vormännern der philanthropischen Bestrebungen und dem frommen Volke von England zu: „Hier,

meine Freunde, bietet sich euch eine günstige Gelegenheit — ergreifet sie! Das Volk an den Gestaden des Njansa ruft euch herbei. Gehorchet euren eigenen edelmütigen Regungen und höret auf ihren Ruf, und ich versichere euch, daß ihr in einem Jahr hier mehr Seelen zum Christentum bekehrt haben werdet, als alle Missionare zusammen aufweisen können. — Ihr braucht euch nicht zu bedenken, Geld auf eine solche Mission zu verwenden, da Mtesa Alleinherrscher ist und die Kosten der Mission zehnfach mit Elfenbein, Kaffee, Otterfellen von sehr feiner Qualität oder selbst mit Rindern zurückerstatten wird; denn der Reichtum des Landes an allen diesen Produkten ist unermeßlich." —

Dieser Brief Stanleys, geschrieben am 14. April 1875 in Uganda, wurde der Ausgangspunkt der Missionen am Victoria-Njansa. Er erschien am 11. November desselben Jahres in der Zeitung Daily Telegraph und erregte ungeheures Aufsehen. Eine Woche später erhielt einer der Sekretäre der Kirchenmissionsgesellschaft folgenden Brief:

17. November 1875.

Lieber Herr Hutchinson!

Meine Augen haben oft sehnsüchtig nach dem Innern Afrikas westlich von Mombas geschaut, und ich habe gewartet und gebetet auf die Zeit, wo der Herr in seiner Vorsehung dort für die Herolde des Evangeliums ein Eingangsthor öffnen möchte.

Der Aufruf des energischen Entdeckers Stanley an die christliche Kirche aus Mtesas Hauptstadt in Uganda in Verbindung mit Oberst Gordons Besetzung der oberen Nilgebiete scheint mir anzuzeigen, daß für die Mannen des Kreuzes die Zeit gekommen ist, einen Vorstoß in jene Gegend zu wagen.

Wenn das Komitee der Kirchenmissions-Gesellschaft bereit ist, sogleich und mit Nachdruck eine Mission am Viktoria-Njansa in Angriff zu nehmen, so werde ich es mir zur hohen Ehre anrechnen, 100 000 M. als einen Kern für die Kosten der Unternehmung zu seiner Verfügung zu stellen.

Ich bin nicht so heißblütig, auf einen so schnellen Erfolg

zu hoffen wie Stanley; aber wenn die Mission im einfachen, glaubensvollen Vertrauen auf den Herrn der Ernte unternommen wird, so ist nicht anzunehmen, daß sich unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen werden; sondern seine Gegenwart und sein Segen dürfen zuversichtlich erwartet werden, da wir vorgehen im Gehorsam gegen die Winke seiner Vorsehung und die Gebote seines Wortes.

Ich wünsche in dieser Angelegenheit bekannt zu werden als ein unnützer Knecht. Luk. 17, 10.

Dem Briefe lag ein Check über 100 000 M. bei; der Schreiber des Briefes war der durch seine großartige Opferwilligkeit berühmte Robert Arthington in Leeds. Das Komitee der großen Kirchenmissionsgesellschaft trat sogleich in ernstliche Beratung über die Angelegenheit. Durfte sie das Wagnis einer großen Mission am Viktoria-Njansa unternehmen? Die einzigen Missionsstationen dieser Gesellschaft in Ostafrika lagen am äußersten Saum der Küste; von da war Uganda in der Luftlinie über 1000 Kilometer entfernt; es war kein Zweifel, daß sich diese Entfernung durch die nötigen Umwege noch um die Hälfte verdoppeln werde. Es bedurfte also einer Reise von 200 geographischen Meilen, um von dem bis dahin letzten Vorposten der Missionsgesellschaft dieses neue, in Frage kommende Gebiet zu erreichen, eine Entfernung wie von Berlin bis Petersburg oder Saloniki. Und auf diesem ganzen Wege lag keine einzige Missionsstation, ja überhaupt keine von Europäern bewohnte Niederlassung. Würde da nicht eine Missionsstation im fernen Uganda von allem Verkehr mit Europa und der Christenwelt fast gänzlich abgeschnitten sein? Auf dieser ganzen, endlosen Strecke gab es keine andern Wege als schmale Fußpfade, auf denen man im Gänsemarsch gehen mußte, und kein anderes Beförderungsmittel, als die Schultern der Schwarzen und die eigenen Beine. War es da möglich, die etwa weit im Innern stationierten Missionare mit denjenigen Hülfsmitteln der Kultur zu versehen, die zu ihrer Existenz unbedingt erforderlich waren? Endlich wußte man noch nicht gar viel von dem Klima in den Ländern des äquatorialen Centralafrika;

aber alles legte die Vermutung nahe, daß dort die Hitze fast unerträglich und das Fieber und alle damit zusammenhängenden Krankheiten gefährlich sein würden. Waren deshalb nicht die Missionare, die genötigt wurden, jahrelang in einem so gefährlichen Klima zu leben, noch dazu fast ohne Hoffnung, sich durch schleunige Rückkehr nach der Küste in eine gesundere Atmosphäre zu flüchten, fast einem gewissen Tode preisgegeben? Diese Bedenken wurden von den Vätern der Kirchenmissionsgesellschaft ernst erwogen und ließen es ihnen sehr schwer erscheinen, einen solchen Sprung ins Ungewisse zu wagen.

Aber auf der andern Seite war damals England durch Livingstones Tod und die sich daran schließende Bewegung und weiter durch Stanley zu Unternehmungen im großen Stil elektrisiert. Eine Missionsgesellschaft, die darauf angewiesen ist, von lauter freiwilligen Gaben zu leben, kann eine so großartige Gabe von 100 000 M. nur im äußersten Notfall zurückweisen. Und lag nicht in dem Zusammenhang der centralafrikanischen Entdeckungen mit ihren eigenen Missionaren Rebmann und Krapf ein Fingerzeig Gottes, daß gerade sie, die Kirchenmissionsgesellschaft, berufen sei, das Evangelium in das Herz Afrikas zu tragen? Und wenn auch nur ein kleiner Bruchteil von den glänzenden Verheißungen Stanleys in Erfüllung ging — auf das Ganze rechnete man von Anfang an nicht, dazu kannte man den Reisenden zu gut — konnte dann nicht Uganda eine große Bedeutung für die Evangelisierung und Civilisierung des ganzen centralen Afrika bekommen?

„Da er das Gesicht gesehen hatte, da trachteten wir alsbald zu reisen in Macedonien, gewiß, daß uns der Herr dahin berufen hatte, ihnen das Evangelium zu predigen“ (Apg. 16, 10). Mit diesen Worten schildert das offizielle Organ der Kirchenmissionsgesellschaft, der Intelligenzer, die Freudigkeit, mit welcher das Komitee auf Arthingtons Anerbieten einging. Ein Viktoria-Njansa-Komitee wurde gewählt, Sammlungen eröffnet. Eine zweite Gabe von 100 000 M. folgte bald der ersten; und in nicht gar langer Zeit hatte das Komitee die bedeutende Summe von 480 000 M. für das Unternehmen in den Händen.

Auch an den geeigneten Missionaren sollte es nicht fehlen. Einer der ersten, der sich zur Verfügung stellte, war der Lieutenant Shergold Smith. Er hatte schon früher in Afrika bei der Ashanti-Expedition gedient und hatte dabei die schwere Aufgabe gehabt, den Trägerdienst zwischen der Küste und den nach dem Innern vorgedrungenen Truppen in Ordnung zu halten. Dadurch war er in vielfache, enge Berührung mit den Afrikanern gekommen und hatte sie schätzen gelernt. Unglücklicherweise büßte er aber hierbei das Augenlicht so sehr ein, daß er den Dienst quittieren und nach England zurückkehren mußte. Er beschloß Theologie zu studieren und ließ sich als Student in einem College immatrikulieren. Aber er fühlte sich da nicht wohl, seine Sehnsucht stand wieder nach Afrika. „Ich liebe den Afrikaner," pflegte er zu sagen, „und möchte ihm gern Christum predigen." Er stand bereits mit der Kirchenmissionsgesellschaft wegen seiner Aussendung in Unterhandlung, als der Ruf nach Arbeitern für die Viktoria-Njansa-Mission an ihn gelangte. Er stellte sich sogleich als Freiwilliger. „Sendet mich aus als was ihr wollt; ich bin bereit, den letzten Posten anzunehmen." Das Komitee bestellte ihn in Wertschätzung seines Charakters und seiner Erfahrung sogleich zum Leiter der Expedition.

Inzwischen war der Ruf auch an einen andern gelangt, dessen Herz für die Befreiung Afrikas brannte. Das war Alexander Mackay, ein junger Schotte, der als Ingenieur in Berlin arbeitete. Seine ganze Erziehung war eine Vorbereitung für die Arbeit unter den Heiden gewesen. Der Sohn eines Geistlichen der schottischen Freikirche, in verschiedenen Zweigen praktischer Kenntnisse ausgebildet, schon in Edinburg in allerlei Arbeiten der innern Mission beschäftigt, war er nach Deutschland gegangen, um sich als Ingenieur zu vervollkommnen. Im Hause des Hofpredigers D. Baur in Berlin, wo er wie ein Sohn gehalten wurde, entzündete sich sein Herz von Liebe zum Missionswerk. Als er in der Zeitung von dem Plan der Viktoria-Njansa-Mission las, stellte er sich der Missionsgesellschaft sogleich zur Verfügung, und sein Anerbieten wurde mit Freuden angenommen.

Im Laufe der ersten Monate des Jahres 1876 gesellten sich zu diesen beiden Missionaren noch der bereits seit Jahren angestellte Geistliche Wilson, der Architekt O'Neill, der Eisenbahn-Ingenieur Clark und der Handwerker W. M. Robertson. Ein zweiter Robertson, ein Kaufmann in Newcastle, konnte vom Arzt kein Gesundheitsattest bekommen und wurde deshalb von der Gesellschaft als Missionar nicht angenommen. Er verkaufte jedoch seinen Laden und sein Grundstück und beschloß auf eigene Kosten und Gefahr mit nach Uganda zu gehen. Lange suchte man vergeblich nach einem Arzte; denn es schien ein gewagtes Unternehmen, eine Missionsexpedition in dieses Fieberland ohne ärztlichen Beirat hinausziehen zu lassen. Endlich in letzter Stunde, gerade noch vor der feierlichen Abordnung gelang es Mackay, den schottischen Arzt Dr. John Smith, seinen Jugendfreund, zu gewinnen.

Die Abordnung der Missionsgeschwister fand am 25. April 1876 in aller Stille im Konferenzsaale des Missionshauses der Kirchenmissions-Gesellschaft statt. Als ihnen der Sekretär Henry Wright ihre Instruktionen überreicht hatte, wurden sie alle der Reihe nach aufgefordert, einige Worte zu erwidern. Alexander Mackay als der jüngste wurde zuletzt aufgerufen. Er erhob sich und bemerkte: „Eins haben meine Brüder noch nicht gesagt, das möchte ich noch erwähnen. Ich möchte das Komitee daran erinnern, daß es binnen eines halben Jahres wahrscheinlich hören wird, daß einer von uns tot ist. Ja, ist es irgend wahrscheinlich, daß acht Engländer, die nach Central-Afrika aufbrechen, nach sechs Monaten alle noch leben? Wenigstens einer von uns — vielleicht bin ich es — wird zuvor fallen. Aber was ich sagen möchte, ist dies: wenn die Nachricht kommt, so werdet nicht mutlos, sondern sendet sogleich einen andern für den erledigten Posten." Denkwürdige, heldenmütige Worte, deren man sich im Missionshause und in England erinnerte, als eine Todesnachricht nach der andern aus Central-Afrika kam.

II. Land und Leute.[1])

A. Allgemeines.

Das Land, welches Gottes Vorsehung in so wunderbarer Weise vor die Augen der civilisierten Welt gerückt hatte, und woher so deutlich der Ruf nach Predigern des Evangelii tönte, „herüberzukommen und zu helfen", ist eins der merkwürdigsten in dem ausgedehnten Erdteil Afrika. Es ist zur Zeit noch nicht möglich, eine vollständige geographische Beschreibung des Landes Uganda zu geben; denn da Fremde nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs das Land betreten durften und während ihres Aufenthalts im Lande auf Schritt und Tritt beobachtet wurden, so ist es nur möglich gewesen, die Küstengegend genau zu erforschen, während die Hinterländer nur gelegentlich von wissenschaftlichen Reisenden durchkreuzt wurden.

Uganda dehnt sich halbkreisförmig längs des Nord- und Nordwestufers des Viktoria-Njansa aus; es wird eingeteilt in das eigentliche Uganda mit der Provinz Buddu und in die Vasallenstaaten. Das eigentliche Uganda erstreckt sich vom Viktoria-Nil im Osten bis zum Katonga-Fluß im Westen, durchschnittlich etwa vier Tagereisen landeinwärts. Dies Land ist bis jetzt fast ausschließlich der Schauplatz der Mission gewesen. Westlich jenseits des Katonga-Flusses schließt sich die Provinz

---

[1]) Quellen: Die sehr ausführlichen Briefe der englischen Missionare im Church Missionary Intelligencer. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil, Bd. I. Junker, Reisen in Afrika, Bd. III. Casati, Zehn Jahre in Aquatoria, bes. Bd. II. Emin Pascha, Reisebriefe, herausgegeben von Schweinfurth u. a.; bes. die Anmerkungen. Alexander Mackay; bes. Kap. V u. VI. S. G. Stock, Story of Uganda; cap. II. Wilson u. Felkin, Uganda; Bd. I, S. 143 ff.

Buddu an, die neuerdings für die Mission von Bedeutung geworden ist. Um diesen eigentlichen Kern des Reiches lagern sich die Vasallenstaaten. Mit denen ist es aber ein eigentümlich Ding. Sie gehorchen nur so lange und zahlen nur so lange Tribut, als sie von den Uganda-Herrschern mit eiserner Faust niedergehalten werden, und die Kriegszüge gegen sie nehmen kein Ende. Stanley zählte im Jahre 1875 elf solcher Vasallenstaaten. Davon sind vier dauernd in Abhängigkeit von Uganda geblieben, nämlich Usóga, Bwera, Koki, und Sesse. Drei haben sich unzweifelhaft unabhängig gemacht, nämlich Unióro, Ankóli und Karagwé. Bei den übrigen vier ist ihre Zugehörigkeit je nach Zeit und Umständen zweifelhaft gewesen. Unsere nachfolgenden Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf Uganda im engeren Sinne.

Der dem See zunächst gelegene Teil des Landes ist hügelig, namentlich am Nordwestende des Sees. Zwischen Reihen oben abgeplatteter Hügelzüge finden sich sumpfige Thäler mit trägen Bächen, Farrnkräutern in Menge, herrlichen Waldbäumen und ausgedehnten Papyrusfeldern. Weiter im Innern öffnen sich die Thäler immer mehr, das Land wird ebener, an die Stelle der Wälder treten Haine von wilden Dattelpalmen und an die Stelle der Farrnkräuter riesige Gräser. Noch weiter nördlich ist das Land ganz flach, hier und da morastig, dürftig mit Wald bewachsen, von Elephanten, Büffeln, Zebras, Nashorn, Wildschweinen, Antilopen u. s. w. bevölkert. Je weiter man nach Westen und Südwesten vordringt, um so bergiger wird die Gegend; Junker, der von Unióro her kam, und Stanley, der nach Ankoli hin weiterreiste, berichten von Bergketten, die sich höher und höher erheben bis zu dem gewaltigen, schneebedeckten Bergriesen Gordon Bennet, der in großartiger Majestät die Ufer des Albert Edward Njansa (Mwuta Nzige) beherrscht.

Obgleich Uganda fast unter dem Äquator liegt, ist sein Klima ein verhältnismäßig mildes. Das Thermometer steigt nie über 32° C (26° R) und sinkt nie unter $9\frac{1}{2}$° C ($7\frac{1}{2}$° R). Durchschnittlich hält sich die Temperatur auf einer Höhe von $26\frac{2}{3}$° C bis $15\frac{1}{2}$° C (21,3°—12° R). Die Gründe für

diese verhältnismäßig sehr niedrigen Wärmegrade sind einmal die hohe Lage des Viktoria-Njansa; er liegt 1270 Meter — genau 4244 Fuß (Felkin und Wilson; 4366 Fuß Stanley) — über dem Meere; andererseits die beständig vom See her wehenden kühlen Winde. Der Strich längs des Sees ist von geradezu unerschöpflicher Fruchtbarkeit, weil fast in jedem Monat genügender Regen fällt. Man kann an jedem Tag und in jedem Monat säen, wiewohl nicht mit solchem Vorteil, als wenn man sich an die Äquinoktial-Regen bindet. — Im Vergleich zu anderen Teilen Afrikas, besonders der Sansibar-Küste und der Landschaft Usukúma im Süden des Sees ist das Klima von Uganda gesund zu nennen. So viel ich sehe, ist von allen Engländern, die sich bisher in Uganda aufgehalten haben, nur einer, der englische Offizier De Winton, am Klimafieber gestorben, und auch er nicht im eigentlichen Uganda, sondern im südlichen Unioro. Vergleichen wir diese Ziffer mit der hohen Sterblichkeit der Missionsgeschwister z. B. in den Njassa-Ländern, so wirft das ein günstiges Licht auf Uganda. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß alle Missionare, evangelische wie katholische, jahraus jahrein mehr oder weniger heftigen Fieberanfällen ausgesetzt gewesen sind, und daß das Fieber ein Faktor war, den sie bei allen ihren Plänen mit in Rechnung ziehen mußten.

Um einen Eindruck von der Schönheit Ugandas zu gewinnen, fügen wir hier zwei Landschaftsbilder ein, welche besonders anschaulich den entzückenden Eindruck wiedergeben, welcher sich allen Reisenden eingeprägt hat. Stanley schildert (I, 218 f.) die Umgegend der Hauptstadt Rubága (oder Rubahga) mit folgenden Worten: „Nach allen Seiten breitete sich in großartigen Wellenlinien ein üppiges Land im Sonnenglanze aus, strotzend von Fruchtbarkeit und im Grün des Frühsommers prangend, dabei durch die sanften, von dem großen, äquatorialen Süßwassersee herüberwehenden Winde abgekühlt. Isolierte Bergkegel oder quadratische, tafelförmige Massen stiegen aus der wunderschönen Landschaft empor, um wie Mysterien die Blicke des wißbegierigen Fremden an sich zu ziehen; und Dörfer und Bananenhaine von noch frischerem Grün, die bis

in weite Fernen auf dem Kamm der schwellenden Bergrücken standen, verkündeten, daß Mtesa ein Land besaß, das wohl wert sei, geliebt zu werden. Dunkle Schlangenlinien bezeichneten die Windungen tiefer, mit Bäumen dicht bewachsener Schluchten, und rasenbedeckte Flächen der wie von sanftem Wellenschlag bewegten Thalgründe und Abhänge markierten die Weideplätze. Breitere Bodensenkungen ließen kultivierte Gärten und Getreidefelder vermuten, während wir an dem fernen Horizonte die Schönheit und die Reize des Landes im bläulichen Nebel verschwinden sahen."

Und Emin Pascha, welcher im Jahre 1878 sich vorübergehend in Rubaga aufhielt, schildert einen Ausflug nach dem Seeufer folgendermaßen (Reisebriefe S. 124): „Wie durch einen Garten marschieren wir zwischen Bananenwäldern und Häusern dahin; hat der Mensch irgendwo eine Lücke gelassen, so ist Mutter Natur um so eifriger bedacht gewesen, sie zu füllen mit grandioser Grasvegetation und eleganten, schlanken Bäumen. Undurchdringliche Dickichte, Zufluchtsorte für die hier sehr häufigen Leoparden, fassen bisweilen die Straßen ein, und das Auge wird vom Betrachten all der Formen und Farben förmlich müde. In den fast betäubenden Geruch einer zur Heckenbildung gebrauchten Liliacee mischen sich die Düfte einiger Umbelliferen; — wo ein Wasserfaden zum See geht, haben sich förmliche Vegetationsnester gebildet, welche oft einen Sumpfboden decken, oft auch am Wasserlaufe Galerien bilden. Gigantische Bäume wiegen hier ihre luftigen Kronen in der Sonne, während unter ihnen im tiefen, kühlen Schatten Schlingpflanzen aller Art ihre Netze spannen. — So wechseln beständig künstliche und natürliche Gärten, — nur können sich jene, Bananen und süße Bataten, mit diesen nicht messen, weder an malerischer Schönheit noch an mannigfaltiger Gliederung. Ein schönes, gesegnetes Land mit seinem roten Boden, seinen grünen Gärten, seinen luftigen Bergen, seinen dunkeln, lauschigen Thälern!"

Kein Wunder, daß die Wanderer, die nach weiten Reisen durch ausgedehnte Wüsten dies Land betreten, geneigt sind, es

als eine Art Paradies anzusehen. Indem wir uns nunmehr zu den Produkten dieses schönen Landes wenden, reden wir zuerst von den Pflanzen. Unter diesen nimmt die Banane bei weitem die erste Stelle ein. Uganda ist recht eigentlich ein Bananenland; die Banane drückt ebenso dem landschaftlichen Charakter wie der Lebensführung der Einwohner den Stempel auf. Das ganze Land ist mit Bananenkulturen überdeckt; jedes Dorf, ja sogar jedes einzelne Haus, liegt zwischen Bananen verborgen. Ein Muganda lebt im kühlen Schatten seiner großblättrigen Banane, wie ein Orientale unter seinem Weinstock und Feigenbaum. Außer den beiden Hauptarten der Banane (musa paradisiaca und musa sapientium, auch als Banane und Pisang unterschieden) giebt es mehrere Varietäten, welchen die Waganda specielle Namen geben, gerade so wie der europäische Gärtner seine verschiedenen Kartoffelsorten durch besondere Namen unterscheidet. Die Früchte einiger sind drei Zoll lang, haben dicke, grüne Schalen und scheinen an Nahrungsstoff besonders reich zu sein. Andere sind 6 Zoll lang, von einem helleren Grün und werden für die besseren gehalten; andere sind kleine, fleischige und auch besonders beliebte Früchte. Es giebt ferner eine an einem schwarzen Punkt kenntliche Species, die wegen ihres etwas bitteren Geschmacks als Speisefrucht nicht zu gebrauchen ist, aber speciell zur Weinbereitung reserviert wird.

Die Bananenpflanzungen sind meist sauber gehalten; einmal im Jahr läßt man jedoch das Gras in ihnen aufschießen, rauft es dann aus und häuft um jede Bananenpflanze eine Menge davon an, die einzige übliche Düngung. Ist die Vermoderung beendet, was sehr schnell geschieht, so findet man zwischen den Stämmen absolut keinen Grashalm, und der Bananenwald sieht aus wie ein großer, sehr sauber gehaltener Garten.

So bescheiden die Banane in ihren Ansprüchen an Pflege ist, so ergiebig lohnt sie den Waganda alle aufgewandte Mühe. Die Banane ist das Hauptnahrungsmittel der Waganda, vom Kabaka — dem Könige — bis herab zum Sklaven. Sie wird

hauptsächlich in zwei Formen genossen, entweder als Brei zum essen oder als Wein zum trinken. Im ersten Fall werden die noch unreifen Bananen abgeschnitten und allein oder mit Fleischstücken zusammen in Bananenblätter gewickelt und in einen Topf gethan, etwas Wasser dazugegossen, und das Ganze im Wasserdampfe geschmort. Der so entstehende Brei ist gleichsam das Brot des Landes und wird selbst von den Missionaren als Ersatz desselben regelmäßig genossen. Um Wein zu gewinnen, werden gleichfalls die grünen Bananen abgeschnitten und mit Bananenblättern umwickelt so lange in einem verschlossenen Erdloch verborgen, bis sie ganz reif sind. Dann werden sie mit ein wenig feingeschnittenem Heu untermengt in eigens dazu in jeder Wirtschaft vorhandenen Trögen so lange geknetet, bis der Saft herausfließt. Dieser Saft wird abgefüllt und geht schnell in Gährung über. Schon nach zwei Stunden ist es ein angenehmes, säuberliches, wenig berauschendes Getränk (mubisi). Die Waganda lassen den Saft in der Regel zwei bis drei Tage gähren, und in dieser Gestalt ist er ihr Nationalgetränk, welches bei keiner feierlichen Gelegenheit fehlen darf (muënge). Durch Zusatz von gekochter Hirse zu dieser Flüssigkeit entwickelt sich ein sehr starkes, wohlschmeckendes Bier (mlamba, bei Stanley maramba). Allen diesen Getränken ist eigen, daß sie sich nicht lange halten. Nach vier Tagen muß das Gebräu ausgetrunken werden. Aber da es das ganze Jahr hindurch reifende Bananen giebt, so kann immer wieder neuer Stoff bereitet werden. Wasser trinkt ein Muganda niemals, lieber dürstet er. Trotzdem würde man dem Volke unrecht thun, wollte man sie als dem Trunke ergeben betrachten; im ganzen sind die Waganda nüchtern und maßvoll.

Überall in den Pflanzungen finden sich neben den Bananen Feigenbäume (ficus lutea). Sie werden nicht ihrer Früchte, sondern ihrer Rinde wegen gebaut. Diese wird nämlich, wenn sie eine Dicke von $^1/_4$ Zoll erlangt hat, abgelöst und mit hölzernen Klöppeln so lange geschlagen, bis sie sich zu einem großen Stück dünnen, lederfarbigen Zeuges ausgedehnt hat. Diese Rindenstoffe, mbugu genannt, sind die Nationaltracht

der Waganda. Sie wissen dieselben geschickt zu verarbeiten; alle Löcher werden sorgfältig geflickt; reicht ein Stück nicht aus, so wird noch ein zweites daran genäht. Mit Farbe werden schwarze und braune Zeichnungen darauf angebracht. So lange die Stoffe neu sind, sehen sie sehr anständig wie gerippter Maroquin aus; selbst der Kabaka geniert sich nicht, gelegentlich in großer Audienz nur in Rindenzeug gekleidet zu erscheinen. Werden sie aber vom Regen durchnäßt, so werden sie unansehnlich und zerfallen schnell.

Außer diesen beiden Hauptprodukten finden sich überall im Lande süße Kartoffeln (Bataten), Hirse, Mais, Zuckerrohr, Hanf, Tabak und Kaffee. Der Kaffee wächst in Uganda wild, die Sorte soll nicht schlecht und der Veredelung fähig sein. Die Waganda trinken aber den Kaffee nicht, sondern sie essen ihn. Sie pflücken die Beeren noch unreif in ihren Hülsen ab, lassen sie trocknen und kauen dann die Bohnen. Es ist Höflichkeitsbrauch, daß begegnende Freunde sich ein paar Kaffeebohnen reichen, etwa wie man sich bei uns eine Prise Schnupftabak reicht. Den Tabak lieben alle Waganda, groß und klein, Männer und Frauen sehr, ja nach Casatis Urteil die Frauen noch mehr als die Männer. Ein paar Tabakspfeifen gehören zu jedem Haushalt. Leider ist unter den Vornehmen auch das gefährliche und berauschende Hanfrauchen (bhang oder haschisch) in Aufnahme gekommen. Die unsinnige Grausamkeit, welche viele Handlungen des Königs Muanga kennzeichnet, ist auf die Rechnung dieses Lasters zu schreiben.

Von den Tieren sind die wichtigsten im Lande die Haustiere. Von Rindern waren in Uganda und besonders in dem Vasallenstaate Usongóra (westlich von der bekannten deutschen Station Bukóba) große Herden vorhanden. Leider hat unter ihnen in den letzten beiden Jahrzehnten die Rinderpest empfindlich aufgeräumt. Ferner sind Schafe, Ziegen und Hühner in großer Zahl vorhanden, jedoch nicht mehr, als daß nicht z. B. frische Eier immer als ein Leckerbissen angesehen werden. Die Usóga-Ziegen haben z. T. ein schneeweißes, langhaariges Fell, welches als wertvoller Häuptlingsschmuck beliebt ist. Großer

Überfluß war ehedem auch an Hunden; noch Sunna, Mteſas Vater, beſtimmte zum Unterhalt derſelben eine ganze Provinz ſeines Reiches. Unter Mteſa ſind ſie jedoch in Ungnade gefallen; und ſeitdem machen ſie ſich nicht mehr bemerklich. Nur eine untergeordnete Rolle ſpielt im Lande der Elephant. Uganda iſt faſt in allen ſeinen Bezirken zu dicht bevölkert und mit zu vielen Gärten überdeckt, als daß ſich dieſes wertvollſte Tier Central-Afrikas nicht lieber in die unendlichen Sümpfe der mittleren und nördlichen Äquatorial-Provinz zurückziehen ſollte. Jedoch geht viel Elfenbein durch Uganda, da dies der Mittelpunkt aller von Weſten und Norden zur Küſte führenden Handelsſtraßen iſt. Bisweilen machen große Elephantenherden Exkurſionen nach den Bananenhainen am Nil oder am See und richten dort große Verwüſtungen an. An Wild aller Art iſt großer Überfluß. Die Büffel werden von den Eingeborenen ſehr gefürchtet und ſelten angegriffen. Rhinoceroſſe und Zebras ſind ziemlich häufig, die Felle der letzteren werden ſehr geſchätzt. Es giebt ungemein viel Antilopen, von dem ſehr großen geſtreiften Elenn (Oreas Livingstonii) bis zu dem kleinen ntallaganjà von der Größe eines Haſen. Auch Löwen giebt es viel, obgleich man ſie ſelten zu Geſicht bekommt. Die Leoparden — in Central-Afrika fälſchlich Tiger genannt — kommen oft der Hühner wegen in die Dörfer. In den Wäldern wohnen Schimpanſen, verſchiedene andere Affenarten, Schakale, Füchſe und Hyänen. Im Njanſa tummeln ſich unzählige Nilpferde, an den Ufern zahlreiche Ratten und Krokodile. Schlangen, auch viele giftige, finden ſich aller Orten. Kurz, das Tierreich iſt ungemein zahlreich und mannigfaltig vertreten. An wertvollen Mineralien ſcheint Uganda arm zu ſein. Aus dem ſich zahlreich findenden Raſeneiſenſtein wird ein gutes, hartes Eiſen und Stahl gegoſſen; aus demſelben werden Pfeil- und Speerſpitzen, Hacken und einiger Schmuck für Arme und Beine hergeſtellt. Aus dem Thon wiſſen die Waganda allerlei hübſche Töpfe und allerliebſte Pfeifenköpfe herzuſtellen, welche einen wichtigen Exportartikel bilden. Die großen Gefäße, auch zur Aufbewahrung von Flüſſigkeiten, werden indes lieber aus

Rohr oder Weiden wasserdicht geflochten. Edle Metalle, auch Messing und Blei, werden von der Küste her importiert und stehen deshalb sehr hoch im Preise.

Die Bevölkerung ist im ganzen Lande Uganda sehr dicht; wie zahlreich sie ist, läßt sich auch nicht einmal schätzungsweise angeben, da für solche Berechnung keine Anhaltspunkte vorhanden sind. Stanley berechnet sie auf 2 750 000 Einwohner;[1]) Die Zahl wird aber nicht mehr Wert haben, als die andern, von dem berühmten Reisenden über Uganda gegebenen Zahlen.

Die Waganda gehören zu der großen Banturasse, von der sie einen der nördlichsten und zugleich einen der kräftigsten Zweige bilden. Es giebt unter ihnen sehr viele mehr als 6 Fuß hohe, gutgewachsene, schlanke Personen; jedoch steht das weibliche Geschlecht im allgemeinen an körperlichen Reizen gegen das männliche zurück. Vielleicht hängt das noch damit zusammen, daß früher auch in Uganda, wie jetzt noch in den Nachbarstaaten, besonders Unióro, möglichst große Körperfülle zum Ideal weiblicher Schönheit gerechnet wurde. Der König Kabarega hat als Zierde seines Hofstaats eine Elite von künstlich gemästeten Frauen um sich, die sich kaum noch auf ihren Füßen zu halten vermögen. Diese barbarische Sitte ist jedoch in Uganda abgekommen.

Die Herren-Geschlechter des Landes gehören nicht zu demselben Stamme, ja nicht einmal zu der Banturasse, sondern zum Volke der Wahuma. Diese gehören dem Gallaäthiopischen Volkstypus an (semi-shem-hamitic, wie ihn Speke nennt) und unterscheiden sich durch ihre hellere, bisweilen sogar hellgelbe Farbe, ihr ovales Gesicht, die feinen Züge und vor allem die gerade, edelgeformte Nase merklich von den Waganda. Es muß früher eine großartige Invasion dieses Volksstammes

[1]) Wilson rechnet 5 Millionen Einwohner, nämlich 1 400 000 Männer, 2 800 000 Frauen, der Rest Kinder. Frauen sollen so sehr viel mehr sein wegen der beständigen, mörderischen Kriege, in denen die Männer fallen, und der beständigen Frauenzufuhr, da diese die beliebteste Kriegsbeute sind. Gordon dagegen, der sich als Missionar mehrere Jahre in verschiedenen Teilen des Landes aufgehalten hat, — allerdings nach den verheerenden Kriegen — giebt die Einwohnerzahl nur auf 100—150 000 Seelen an.

von Norden und Nordosten her nicht allein in Uganda, sondern in allen Gebieten zwischen dem Viktoria-Njansa, dem Albert-See und dem Albert Edward-See stattgefunden haben. In allen diesen Gebieten gehören die Herrengeschlechter zum Wahuma-Stamm. Das Gros dieses Stammes sind jedoch friedliche Hirten, die über dies ganze Gebiet hin zerstreut, am dichtesten in Karagwé wohnen; sie leben in abgeschlossenen Dörfern, halten zäh an ihren alten Sitten fest und vermischen sich nur ungern mit den Umwohnern durch Zwischenheiraten. Bei den kriegerischen Waganda sind sie deswegen gänzlich in Verachtung geraten; nur ihre schönen Frauen sind in den Harems der Vornehmen sehr begehrt. Die Überlieferung erzählt, diese friedlichen Hirten hätten einst als Eroberer ein großes Reich Kittara gegründet, von dem Uganda, Unióro und Karagwé noch Trümmer seien.[1]) Ihre Sprache haben jedoch die Eroberer fast gänzlich eingebüßt; merkwürdigerweise haben sich nur im Marktverkehr, besonders bei den allergewöhnlichsten Lebensbedürfnissen eine Anzahl ganz fremdartiger Ausdrücke erhalten, die man sich nur als Reste der alten Wahumasprache erklären kann.

Die Sprache der Waganda ist eine echte Bantusprache und setzt demnach an die Stelle der Flexion die Agglutination. Vor den Namen „Ganda" zum Beispiel werden je nach Bedürfnis Vorsatzsilben „vorgeleimt": um das Land zu bezeichnen „bu": Buganda; um das Volk im ganzen zu bezeichnen „ba": „Baganda"; um ein einzelnes Individuum desselben zu bezeichnen mu: „Muganda"; um die Sprache zu bezeichnen ru oder lu „Luganda" — (r und l vertauschen sich in allen Bantusprachen, worauf bei der Orthographie stets zu achten ist; man schreibt Ruganda oder Luganda, Nkoli oder Nkori, Ntali

[1]) Wie unzuverlässig die ausführliche Geschichte Ugandas ist, die Stanley (Durch den dunkeln Weltteil I, S. 375 ff.) erzählt, zeigt ein Vergleich mit Spekes Berichten (Swayne, Lake Viktoria S. 214 ff.). Aus beiden Berichten aber geht hervor, daß die Herrscherfamilien noch eine deutliche Überlieferung haben, daß sie sich als Eroberer diese Länder unterthan gemacht haben. Vgl. auch Wilson und Felkin, Uganda; I, S. 219 ff.

oder Ntari u. s. w. ohne Unterschied).[1]) Die Sprache ist nach dem einstimmigen Zeugnis der Kenner ungemein wohlklingend und vokalreich. Wir führen als Sprachprobe ein Stück eines christlichen Liedes an, indem wir die freie deutsche Übersetzung daneben stellen:

Mu mikomo gja Isa	In Jesu Armen
Emirembe bulidscho	ist Friede allezeit.
Tetulina entisa:	Da haben wir keinen Schrecken,
Tulina essanju njo.	wir haben reiche Freude.
Muwulira ebodosi	Horch auf eine Stimme
Mu gulu, lijogera:	im Himmel, welche sagt:
Isa je Mulokosi	Jesus ist der Heiland,
Je alina empera.	Sein Lohn ist bei ihm.

Die Regierungsform von Uganda ist eine despotisch monarchische im verwegensten Sinne des Wortes. Der König oder Kábaka ist nicht allein unumschränkter Kriegsherr, nicht nur Besitzer des sämtlichen beweglichen und unbeweglichen Eigentums seiner Unterthanen; sondern so unbedingt auch Verfüger über ihrer aller Leben, daß kein einziger Muganda, auch nicht einmal der Bruder des Kabaka einen Augenblick seines Lebens sicher ist. König Mtesa war krank; irgend ein boshafter Quacksalber oder Zauberdoktor gab ihm den Rat, er solle recht viel Menschen töten lassen, dann werde es besser mit ihm werden. Augenblicklich ließ Mtesa an seine Henker Befehl ergehen, sie sollten 2000 Leute fangen und auf einmal hinrichten. Diese lagerten sich auf allen Straßen, die zur Hauptstadt führten und fingen jedermann, den sein Unstern zur Hauptstadt führte, Männer, Weiber, Kinder ohne Unterschied, bis die befohlene Zahl von 2000 voll war. Dann fand ein großes Kiwendo statt, d. h. eine allgemeine Abschlachtung.

[1]) Wir haben im wesentlichen die von den Geographen und den meisten Missionszeitschriften recipierte Orthographie mit den Kiswahili-Präfixen beibehalten; wir schreiben Uganda für Buganda, Usoga für Busoga, Waganda für Baganda, Mtesa für Mutesa, Msalala für Musalala u. s. w., um die Leser nicht zu verwirren. Nur zur Bezeichnung der Sprache haben wir „Luganda" und für den einzelnen Mann Muganda eingesetzt.

Früher waren solche Kiwendos bei jeder feierlichen Gelegenheit üblich. Suna, Mtesas tyrannischer Vater, war ein Ungetüm von Mordgier und watete förmlich im Blute. Mtesa gab in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung seinem Vater wenig nach. Er mordete bloß zu seinem Vergnügen, und seine Unterthanen waren so durchdrungen von seinem Königsrechte über Leben und Tod, daß sie sich nach solchen sinnlosen Blutbefehlen vor ihm in den Staub warfen und ihr zehnmal wiederholtes Njansig, njansig, danke, danke, anstimmten!

Es steht in einem merkwürdigen Gegensatze zu dieser schrankenlosen Gewalt des Kabaka, daß es eine feste Erbordnung in Uganda nicht giebt. Ein König darf keineswegs seinen Nachfolger bestimmen, sondern dieser wird von drei erblichen Bakungu, die als Kurfürsten handeln, gewählt. Ein Vorteil für das Land ist diese seltsame Sitte freilich nicht; denn in der Regel beeilten sich die glücklichen Erwählten, sobald sie den Thron bestiegen hatten, oder, wie man sich in Uganda ausdrückt, „das Land gegessen hatten", alle die Menschen, denen sie ihre Wahl verdankten, zu töten, um nicht in einer schwachen Stunde von ihnen an ihre Verdienste erinnert zu werden, und außerdem alle ihre Geschwister hinzurichten, um keinen Nebenbuhler zu haben, der ihnen etwa den Thron streitig machen könnte. Gewöhnlich wird ein Kind gewählt; während seiner Minderjährigkeit führt des Knaben Mutter in Gemeinschaft mit den drei Kurfürsten die Regierung, während der junge König in den Überlieferungen seiner Vorfahren großgezogen wird. Können sich die drei Fürsten über die Wahl des Nachfolgers nicht einigen, so führen sie deswegen Krieg, und der Sieger setzt seinen Schützling auf den Thron.

Außer dem regierenden Kabaka giebt es in diesem sonderbaren Lande der Widersprüche noch zwei Kabakas, die mit ihm gleichen Rang haben und von dem gleichen anspruchsvollen Hofceremoniell umgeben sind, nämlich die Königsmutter, die Kábaka namásole, und die Königsschwester, die Kábaka lubuga. Die erste ist in der Regel des Königs leibliche Mutter; nur wenn diese bereits tot ist, wird vom König eine der andern

Frauen aus dem Harem seines Vaters zu dieser Würde ernannt. Die Königsschwester aber wird immer vom König eingesetzt und ist eine der Prinzessinnen des königlichen Hauses. Ihre Residenzen liegen außerhalb der Hauptstadt, und diese beiden Monde haben nach Zeit und Umständen einen wechselnden Einfluß auf ihre Sonne, den König, ausgeübt.

Es ist nicht zu leugnen, daß für einen Negerstaat die Verwaltung des Landes, oder vielleicht besser gesagt, die Organisation der Verwaltung, eine ausgezeichnete ist. Das ist einer von den Punkten, welcher, weil in die Augen fallend, das Urteil der Reisenden über Uganda so günstig gestimmt hat. Dem König steht zur Seite der hohe Adel, die Bakungu, ihr Amt ist zugleich Verwaltungs- und Militärcharge. An ihrer Spitze steht der Katikiro oder Premierminister, nächst dem König die einflußreichste Person im Lande. Der Mann, welcher diesen Posten lange Jahre unter Mtesa inne gehabt, seines Zeichens ein Koch, hatte eine so große Macht erlangt, daß Muanga ihn nicht zu beseitigen wagte. Nach ihm kommen die fünf obersten Hofchargen, der Kjambalango, Kangao, Mukwenda, Pokino und Kimbugwe. Diese legen, wenn sie in diese Ämter aufrücken, ihre alten Namen ab und gehen nur unter ihrem Amtsnamen. Es ist überhaupt in Uganda Sitte, bei feierlichen Gelegenheiten den Namen zu wechseln, und es ist deshalb oft schwer, einzelne Personen im Auge zu behalten. An diese fünf Hofämter reihen sich in absteigender Linie die übrigen Bakungu. Jeder derselben hat eine Provinz oder einen Kreis des Landes in seiner Verwaltung; aus diesem hat er im Kriegsfalle so viel Soldaten wie möglich und in Friedenszeiten einen bestimmten Tribut zu stellen. Im übrigen ist er Herr, Grundbesitzer, Richter und Tyrann seines Landstrichs und kann aus seinen Unterthanen soviel herausdrücken und saugen, wie ihm beliebt. Er darf sich jedoch nur einen Teil des Jahres in seiner Herrschaft aufhalten; denn während des größeren Teiles verlangt es das Hofceremoniell, daß er antichambriere und den Glanz des königlichen Hofes zu heben helfe. Mit dem Stabe sanft regieren diese Herren natürlich nicht, weil das nur auf Kosten

ihres eigenen Vorteils geschehen könnte. Und sie wissen ja nicht, wie lange sie im Besitz ihrer Pfründe sind. Ein Häuptlingssohn, noch ein reines Kind, äußerte einmal in des Königs Gegenwart, er möchte auch gar zu gern Häuptling werden. „Gut", war die Antwort, „geh hin und schlage deinen Vater tot". Der Junge thats — und wurde Häuptling an seines Vaters Statt. Das ist ein sprechendes Beispiel, wie locker in Uganda selbst der Kopf so hoher Herren sitzt. Dem Namen nach sind diese hohen Staatsämter erblich, d. h. wenn der Vater stirbt, bestimmt der König einen aus der zahlreichen Nachkommenschaft zum Nachfolger, — wenn es ihm nicht beliebt, einen seiner Pagen oder wohl gar seiner Sklaven zu dem Amt zu befördern. — Unter den Bakungu stehen die Batóngole oder Unterhäuptlinge; ihre Macht ist beschränkt, und sie sind gänzlich von den Bakungu abhängig. Ihre Stellung wird ihnen oft als Belohnung für ausgezeichnete Tapferkeit im Kriege übertragen und gilt nur für Lebenszeit. Ihre Kinder sind wieder Bakopi, Bauern. — Das Luchico oder die Barasa ist die eigentlich leitende Körperschaft des Landes. Sie besteht aus dem König, dem Katikiro, den Bakungu und einigen Batóngoli, dem Oberkoch, Oberbrauer und einem oder zwei Günstlingen. Unter gewöhnlichen Umständen tagt dieser Rat täglich und bespricht einige Stunden die Staatsangelegenheiten. Gewöhnlich wird er nach dem Belieben des Königs berufen und entlassen; aber bei besonderen Gelegenheiten haben die Häuptlinge das Recht, seine Berufung zu fordern. In kleineren Angelegenheiten darf der König nach Gutdünken handeln, in größeren ist er an die Zustimmung des Rates gebunden. Wollen z. B. die großen Bakungu etwas durchsetzen, so würde sich der König nicht zu widersetzen wagen, er liefe sonst Gefahr, abgesetzt zu werden.

Das eigentliche Gros der Bevölkerung bilden die Bakopi oder Bauern. Sie besorgen die Bananenpflanzungen, beackern die Kartoffelfelder und gewinnen die Rindenstoffe; d. h. eigentlich nicht sie, sondern ihre Frauen, denen die ganze Feldarbeit obliegt, während die Männer, wenn nicht gerade Krieg ist, faul sind, Tabak rauchen und schwatzen. Diese Unthätigkeit des

männlichen Geschlechts erklärt z. T. die große Lust zu Kriegszügen; da giebt es doch Abwechselung und wahrscheinlich Beute. Die Gewohnheit, in jedem Jahr diesen oder jenen schwächern Nachbar zu überfallen und auszuplündern, hat allmählich einen hochfahrenden, kriegerischen und blutdürstigen Geist in den Waganda groß gezogen. Kein Land in der näheren und weiteren Nachbarschaft ist vor ihren Heimsuchungen sicher; bald wird irgend eine Insel im Viktoria-Njansa, bald im Distrikt von Usoga ausgeplündert. Die wichtigsten Beutestücke sind dabei Rinder und Sklaven.

Uganda ist einer der wichtigsten Mittelpunkte des afrikanischen Sklavenhandels. Jedermann in Uganda hat Sklaven, bis zu dem Bakopi herab, der sich vom Sklaven seinen Bananenwein reiben läßt. Für die Überzahl aber ist im Land stets ein offener Markt, weil die Araber hier ihre großen Sklavendepots haben. Den Waganda aber sind die Sklaven als Kaufartikel um so wertvoller, weil Elfenbein, wie schon erwähnt, im Lande verhältnismäßig selten ist, und sie demnach nur mit Sklaven die so sehr begehrten Waren der Araber, besonders Flinten, Pulver und Patronen, Baumwollenstoffe und Schmucksachen bezahlen können. Solange die weißen Kaufleute die Waganda nicht zu billigeren Preisen als die Araber mit diesen Wertartikeln versorgen können, ist gegen den Sklavenhandel in Central-Afrika mit Erfolg nicht anzukämpfen; oder es müßte auch der letzte Araber mit Gewalt aus Afrika vertrieben werden. Darin liegt die Bedeutung der Erschließung Ugandas für den europäischen Handel.

Fassen wir schließlich noch unsere allgemeinen Bemerkungen über die Waganda zu einer kurzen Charakterschilderung zusammen, so folgen wir darin am besten dem begeisterten Lobredner dieses Volkes, Stanley. Er schreibt: „Von Figur sind die Waganda meist groß und schlank. Im allgemeinen zeichnen sie sich durch ihr gefälliges Aussehen und ihre angenehmen Gesichtszüge aus. Dies kann man auch wohl einem allgemeinen Hange zur Reinlichkeit, Sauberkeit und Bescheidenheit zuschreiben, welcher allen vom Höchsten bis zum Niedrigsten innewohnt.

Dabei haben aber die Waganda keine Achtung vor Menschenleben und Menschenrecht. Unter sich selbst erkennen sie nur die Macht an, und man könnte es dem Mtesa verzeihen, wenn er noch größere Strenge übte, als er dies wirklich thut; denn dies grimmige Volk will mit der fast beispiellos strengen Ausübung von Macht und Gewalt regiert sein, wie dies Suna in so grausamer Weise that. Sie sind im ganzen genommen listige, verschlagene, betrügerische, lügenhafte, diebische Spitzbuben, und der unwiderstehliche Hang, Reichtum durch Räubereien, Gewaltthaten und Mord zu erwerben, scheint ihnen angeboren zu sein. Hierin ähneln sie fast allen afrikanischen Stämmen, nur mit der Ausnahme, daß dieser gesetzwidrige Instinkt bei ihnen in weit höherem Maße als bei den meisten übrigen entwickelt ist."[1])

B. Specielles.

(Wohnung. Kleidung. Waffen. Heer. Flotte. Handel. Rechtsordnung. Religion.)

Um die Waganda in ihrem eigentümlichen Gemisch von Barbarei und Kultur besser zu verstehen, versuchen wir es noch, uns das alltägliche Thun und Treiben des Volkes vor Augen zu stellen. Wir suchen einen Muganda in seiner Wohnung auf. Kommen wir auf der Straße daher, so sehen wir zunächst nichts als ein mannshohes Stacket aus Tigergras oder jungen Bambusschößlingen, über welches die langen Blätter der Bananen neugierig herüberlugen. Treten wir durch die Thüröffnung, so befinden wir uns in der Bananenpflanzung, dem Stolz und der Freude jedes Muganda. Der Boden ist von Unkraut so sauber gereinigt, als befinde man sich in einem vornehmen Park. Etliche Bananen haben eben jetzt fast reife Fruchtbüschel, jeden mit 50—60 der süßen Früchte, goldgelb und reif zum bersten; andere sind noch ganz grün; andere haben eben erst abgeblüht. Es ist kein Wunder, daß die Waganda es zu großen Fortschritten im Ackerbau nicht gebracht

[1]) Stanley, a. a. O. S. 445.

haben, denn die anspruchslose Banane nährt sie fast das ganze Jahr. Zwischen den Bananen sind einige Beete sorgfältig abgeteilt und mit süßen Kartoffeln, Tabak oder Melonen bepflanzt; auch diese Beete machen einen sehr sauberen und netten Eindruck.

Wir stehen vor dem Wohnhause. Es ist ein kreisrunder Kegel, von oben bis unten mit Gras oder Bananenblättern gedeckt, nur an der uns zugewandten Seite eine mannshohe Öffnung. Wir treten ein. Auch schon eine gewöhnliche Hütte hat einen ziemlichen Umfang. Beim ersten Eintritt erscheint uns das Innere ziemlich dunkel, aber sobald sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, fangen wir an, Gegenstände zu erkennen. Was zuerst unsere beobachtenden Blicke fesselt, ist die Menge von Stangen, mit denen das Innere vollgestopft ist, und welche das Dach zu stützen haben. Man glaubt sich unter einem undurchdringlichen Laubdach in einem Walde mit dichtstehenden Bäumen zu befinden. Diese Stangenreihen bilden thatsächlich Gänge, durch welche sich die Hüttenbewohner nach irgend einem besonderen Fleck oder Gegenstand hintasten können. Die Hütte ist in zwei Zimmer, ein Vorder- und ein Hinterzimmer, durch eine senkrechte Rohrwand eingeteilt, die in der Mitte einen Spalt hat, durch welchen der Besitzer sich jede eintretende Person ansehen kann, ohne selbst bemerkt zu werden. In dem Hinterzimmer sind an den Wänden herum Bettverschläge für die Familie angebracht. Recht bemerkbar ist der Mangel an Mobiliar, und auch die Zahl der Geräte ist gering und ihre Qualität ärmlich und schlecht. Allenfalls sind da ein paar geschnitzte Schemel, ein Dutzend irdene Töpfe und einige Schalen aus Weiden und Grasgeflecht. Ein kleiner Vorrat Rindenzeug, einige Speere, ein Schild, eine Trommel, ein oder zwei Streitäxte, ein paar Hacken, einige Knotenstöcke und Pfeifenrohre und ein Trog für die Bereitung des Bananenweins machen das Inventar der Haushaltungsgegenstände aus.[1])

So wie diese eine Hütte, so sind sie alle. Sie unter-

[1]) Stanley, Durch den dunkeln Weltteil. Bd. I, S. 419 f.

scheiden sich wohl durch die Größe, aber fast nie durch die Anlage. Selbst die königliche Hofburg in Rubaga ist nicht anders gebaut. Auch sie ist rings von einem großen Rohrgehege umschlossen; der große dadurch abgesonderte Raum ist durch weitere Rohrgehege in eine Menge kleinerer dreieckiger, viereckiger oder runder Höfe eingeteilt, die durch verschließbare Thüren mit einander in Verbindung stehen. In jedem dieser Höfe befinden sich eine oder etliche solcher bienenkorbähnlichen Hütten, teils Vorratsräume für den Schatz des Königs oder Wartezimmer für den königlichen Hofstaat oder Geschäftszimmer für die Minister oder Staatszimmer für Haupt- und Staatsaktionen oder endlich Privathäuser für den König und seine unzähligen Weiber. So imponiert der Königshof nicht durch die Größe und Schönheit, sondern nur durch die große Menge der dazu gehörigen Häuser.

Auch die Ortschaften gewinnen durch diese gleichförmige Bauart einen eigentümlichen Charakter. Rubága z. B. ist kein Dorf und keine Stadt im geläufigen Sinne, sondern ein großhügeliger Landstrich von mehreren Stunden Umfang, mit vielen von Gehegen umgebenen Besitztümern der Vornehmen besät. Ausgedehnte Bananenhaine und Kulturfelder sind darin inbegriffen. In der Nähe von Muangas Residenz aber reihen sich die Besitzungen unmittelbar aneinander, zwischen welchen sehr breite Straßen zur Despotenburg führen. Dort in der Nähe des Herrschers befinden sich die Wohnsitze der Minister. Die Hofburg selbst liegt auf einem Hügel und ist eine umzäunte Ortschaft für sich; andere Hüttenvereinigungen, der Marktflecken, das Araberviertel, die englische und französische Mission liegen etwa ein halbe Stunde auseinander. Aber alle diese einzelnen Ansiedlungen gehören noch zu der weit ausgedehnten Hauptstadt.[1])

Sehen wir uns einen Muganda an, so fällt uns sogleich die für Central-Afrika sehr vollkommene Bekleidung auf. Bis zur Pubertät gehen allerdings Knaben und Mädchen nur mit

[1]) Junker, Reisen in Afrika Bd. III, S. 610.

einem kleinen Schurz bekleidet. Männer und Frauen aber hüllen sich in große, über der rechten Schulter zusammengeknüpfte Stücken Rindenstoffs; die Frauen wickeln sich auch wohl einfach bis über die Brüste in dieselben ein. Beide Geschlechter tragen eine Art Unterkleider von demselben Stoff, die bei den Männern von den Hüften bis zum Knie, bei den Frauen bis zu den Knöcheln hinabreichen. Häufig wird das Obergewand mit einem Gürtel aus Fellen oder trockenen Bananenblättern zusammengehalten.[1]) Außer den einheimischen Rindenstoffen (mbugu) sind neuerdings die durch Araber und Europäer importierten Leinwand- und Baumwollenstoffe sehr in Aufnahme gekommen. Zur Vervollständigung des Anzugs tragen sie hübsch aus Perlen gearbeitete Schmuckstücke, wie Halsbänder und Gürtel, auch Elfenbein-Armbänder. Einige große Häuptlinge tragen Kleider aus Scharlachzeug, reich gestickt mit Gold und Silber. Die schneeige Weiße der Kleider bei Hofe hat oft die Reisenden in Erstaunen versetzt. Ungenügend bekleidet zu gehen würde einen Muganda im Lande zu einem Gegenstande des Spottes und der Verachtung machen; so aber bei Hofe zu erscheinen würde als ein Verbrechen angesehen und unter Umständen mit dem Tode bestraft werden.

Erwähnt werden müssen hier auch noch die zahllosen Amulette, mit denen die heidnischen Waganda sich und ihre Häuser und alles, was ihnen gehört, behängen. Sie bestehen aus toten Eidechsen, Stückchen von Holz, Haut, Nägeln von Leichen, Tierklauen und Vogelschnäbeln, die in abgeschmacktester Weise mit einem geheimnisvollen Gemengsel von Kräutern und Blättern zusammengestellt werden.[2])

Da die Waganda eine sehr kriegerische Nation und der Schrecken aller ihrer Nachbarn sind, bilden die Waffen einen sehr wichtigen Teil ihrer beweglichen Habe. Bis zu dem Besuche Speke's (1862) waren die Waganda ausschließlich mit den in ganz Afrika einheimischen Waffen, Speeren, Bogen und Pfeilen, Keulen und Schilden ausgerüstet und hatten es —

[1]) Emin Pascha a. a. O. S. 43.

[2]) Stanley a. a. O. Bd. I, S. 357.

nach den im Völkermuseum in Berlin vorhandenen Exemplaren zu urteilen — in der Verfertigung derselben keineswegs besonders weit gebracht. Der Reisende Speke brachte, wie es scheint, die ersten Flinten nach Uganda; dieselben imponierten dem königlichen Hofe so gewaltig, daß fortan das Dichten und Trachten Mtesas darauf ging, recht viel Flinten, Pulver und Kugeln zu bekommen. Bei den Besuchen Longs (1874) und Stanleys (1875) war schon ein großer Teil der Leibwache mit allen möglichen alten Gewehren ausgerüstet, meist solchen, die in Europa längst ausgedient hatten. Es kam ja nicht so wohl auf das Treffen an, als auf das in den Ohren der Neger wunderschöne Knallen. Fortan durfte in Uganda kein Fest mehr gefeiert werden, ohne daß ein Fäßchen Pulver verpafft würde. Der Import von Gewehren hat seitdem von Jahr zu Jahr zugenommen, und die Waganda sind sich der Bedeutung dieser Waffe bewußt geworden. In den Besitz eines Gewehres zu gelangen ist eines Muganda größter Stolz. Es werden heute kaum weniger als 5—6000 Gewehre in Uganda vorhanden sein.

Die große Masse des Heeres ist heute noch wie ehedem mit Speeren, Bogen und Schilden ausgerüstet. Von einer gleichmäßigen Uniform, von Reglement und Kommando ist selbstverständlich keine Rede. Welchen Eindruck solch eine Waganda-Kriegsschar macht, lassen wir uns von einem Augenzeugen berichten. „Eine Schar von fünf- bis sechstausend Menschen, vom fünfzehnjährigen Jüngling bis zum sechzigjährigen Greise, welche alle die verschiedensten Gegensätze in Bewaffnung und Ausrüstung boten, von den Wachen des Königs mit ihrem weißen Gewand, ihrer Tasche von Leoparden- und roten Pantherfellen, ihrem funkelnden, festen Perkussionsgewehr bis zum einfachen Bergbewohner, der einen knotigen Stock in der Hand trug und seine Hüften mit Lumpen von Baumkorkstoff bedeckt hatte, zwischen diesen beiden Gegensätzen eine unendliche Abstufung von Mustern alter Gewehre, Schilde, Lanzen in mannigfacher Form, Kleider von schmutziger, alter Wolle, der herkömmliche Mantel aus Rindshaut oder Feigen-

baumrinde, Schmuck in Glasperlen, Amulette, unter denen die Ochsen und Ziegenhörner mit gefeitem Pulver obenan standen — das alles bildete das Heer der Waganda."[1]) Wir müssen bei einem solchen Waganda-Aufgebot mehr an die Truppen des früheren Mittelalters als an unsere jetzigen Linienregimenter denken. Jeder Häuptling zieht eben mit seinem Gefolge, mit den in seinem Gebiet wohnenden Bakopi in den Krieg; je nach der Größe des Kriegszugs werden zwei oder mehr Häuptlinge vom König aufgeboten, vielleicht schließen sich noch etliche freiwillig an. Da jeder Kriegszug ein Raubzug ist, und viel mehr darauf gesehen wird, recht viel zu erbeuten, als die Feinde zu besiegen, ist der Ruf „Krieg, Krieg" angenehme Musik in den Ohren aller Waganda. Teilt man die Völker Afrikas mit einigem Recht in Räuber und Beraubte, so gehören die Waganda unzweifelhaft zu den Räubern.

Und doch ist auch wieder in ihrem Heer zweierlei, was auffallend an unsere Verhältnisse erinnert. Die Waganda haben eine Fahne mit ihren Nationalfarben, weiß und rot; und sie haben eine ganz ausgezeichnet eingeschulte Truppe von Trommlern. Die Trommel ist das Nationalmusikinstrument dieses Volkes. Sie haben deren in allen Größen, von der kleinen Handtrommel, die mit den Fingern geschlagen wird, bis zu großmächtigen Kesselpauken, an denen zehn bis zwölf Männer tragen. Sie höhlen dazu ganze Baumstämme aus und überziehen sie mit gegerbter Rindshaut. Es ist eine ordentliche Kunst, die Signale des Waganda-Trommelkomments zu verstehen. Durch den einen Wirbel wird zum Angriff, durch den andern zum Rückzug getrommelt, der eine zeigt das Nahen des Königs, der andere die Ankunft eines Fremden an; bei dem einen haben sich die Scharfrichter, bei dem andern die Leibwache, bei dem dritten die Minister zu versammeln u. s. w. Die Missionare in Rubága haben zeitweise diesen Komment ordentlich studiert, weil sie mit Hülfe desselben über viele wichtige Vorgänge bei Hofe unterrichtet wurden, ohne immer

[1]) Casati, Zehn Jahre in Aquatoria. Bd. II, S. 71 f.

ihre Zeit mit den langweiligen Verhandlungen in der Baraſa zu vergeuden.

Die Waganda haben nicht nur eine Streitmacht zu Lande, ſondern auch eine beträchtliche Kriegsflotte auf dem Viktoria-Njanſa. Beſonders die Bewohner des Seſſé-Archipels und der andern zahlreichen Inſeln in der nördlichen Hälfte des Sees ſtellen dazu die Boote und die Rudermannſchaft. Die Boote ſind von verſchiedener Größe; das größte, welches Stanley maß, hatte die beträchtliche Länge von 72 Fuß bei 7 Fuß Breite; auf 32 Ruderbänken konnten in demſelben 64 Ruderer ſitzen. Die Boote ſind in der Regel lang und ſchmal, vorn mit einem hohen, ſeltſam verzierten Schnabel. Die Ruder ſind breit und ſchaufelförmig. Die Waganda ſind ausgezeichnete Schnellfahrer und unternehmen Bootsreiſen von einem Ende des Sees bis zum andern. Der Häuptling der Ukerewe-Inſel war ihnen lange Zeit unterthan, obgleich er faſt durch die ganze Breite des Sees von ihnen getrennt iſt. Die Zahl der kriegstüchtigen Boote wird auf 500 angegeben. An ihrer Spitze ſteht als Oberſtkommandierender der Gabunga. Selten haben die Boote ein Jahr lang Ruhe, ohne daß ein Raubzug unternommen wird. Irgend eine Inſel wird aufs Korn genommen, unerwartet fliegen die Boote daher, landen und dringen in die Ortſchaften ein, ehe dieſe ſich zur Abwehr gerüſtet haben. Infolge dieſer Raubzüge iſt eine große Anzahl Inſeln in der Mitte und im Süden des Sees völlig verödet; und die übrigen ſind ſo ſehr in beſtändiger Angſt vor einem feindlichen Überfall, daß ſie jeden ſich nähernden Fremden ohne weiteres für einen gefährlichen Feind anſehen und ſich auf Leben und Tod gegen denſelben verteidigen.[1])

Iſt auch Plünderung und Raub die liebſte Beſchäftigung und die Haupterwerbsquelle der Waganda, ſo haben ſie doch daneben auch den Handel nicht verſchmäht. Merkwürdigerweiſe hatte ſich, während der Handel nach der Küſte hin noch verſchloſſen war, zwiſchen den großen Binnenſeen ein ſehr lebhafter

[1]) Daher der feindſelige Empfang Stanleys auf der Inſel Bumbireh und der Angriff gegen die Miſſionare auf der Inſel Ukara.

Binnenhandel entwickelt. Die Kauri-Muscheln galten bis zum Albert-See als Bargeld. Uganda producierte feine Rindenstoffe, weiche Matten und geschmackvolle Töpferwaren, Unióro hatte einen großen Reichtum an Salz, woran Uganda arm ist, und das Hochland von Ankori brachte den besten Tabak und eine Menge süßer Kartoffeln. So zogen Handelskarawanen hin und her von Rubága bis zu den Kibíro-Salzquellen am Albert-See und Ntaris Residenz auf dem Hochland am Albert Edward-See. Seitdem die Araber in das Land gekommen sind, ist der Verkehr mit der Küste eröffnet; infolge davon ist fast der ganze Handel in die Hände der Araber übergegangen, neben denen die eingeborenen Händler nicht aufkommen können. Und ferner sind seither als Importartikel die Produkte europäischer Kultur, als Exportartikel fast ausschließlich Elfenbein und Sklaven in den Vordergrund getreten. Es sollen in jedem Jahr über 2000 Sklaven von Uganda nach der Küste verschickt werden. Es hat also durch die Araber eine entschiedene Vergiftung der ehemals gesunden Handelsbeziehungen stattgefunden.

Seltsamerweise sind in diesem Lande, wo eine so große Unsicherheit des Lebens herrscht, stets eine endlose Zahl von Prozessen anhängig. Die großen Häuptlinge sind die Richter auf ihrem eigenen Besitztum und natürlich Herren über Tod und Leben. Jeder Mutongole und unbedeutende Beamte muß häufig als Richter fungieren. Manche Streitsache kommt bei verschiedenen Richtern vor, ehe sie endgiltig entschieden wird. In der Hauptstadt werden die Streitfragen der gewöhnlichen Leute, einerlei unter welchem Häuptling sie stehen, von drei Unterbeamten des Katikiro erledigt, wofür eine kleine Gebühr entrichtet werden muß. Die Streitsachen der Häuptlinge werden von einem bestimmten alten Häuptling entschieden. Doch kann noch an den Katikiro appelliert werden. Mtesa selbst sprach Recht, ohne Gebühren zu beanspruchen, und er soll im allgemeinen gerecht geurteilt haben. Doch können arme Leute nicht gegen Reiche Klage erheben. Ausraubung und Tod wäre das gewisse Los eines Bauern, selbst wenn seine Klage angehört würde.

Die Strafen sind von blutiger Strenge. Ehebruch wird fast ohne Ausnahme mit dem Tode bestraft, ebenso jeder größere Diebstahl. Den Verbrechern werden die Kehlen durchgeschnitten, als ob man Ziegen schlachtete. Manchmal werden sie hierzu aus der Hauptstadt weggeführt an einen Sumpf, der als Richtstätte dient. Zuweilen werden die Unglücklichen mit Butter oder Gummi eingerieben, und über einem gelinden Feuer aufgehängt. Der Scharfrichter mit seinen Sklaven sitzt daneben, sie rauchen, trinken und lachen über das arme Geschöpf, das sich in Todesqualen windet. Es ist unbegreiflich, daß diese grausamen Strafen weder vom Diebstahl noch von andern Verbrechen zurückschrecken. Den Frauen wird oft der Rücken mit glühenden Eisen so verbrannt, daß sie sich erst nach monatelanger Pflege wieder erholen können. Für geringe Vergehen werden die Ohren abgeschnitten, besonders den Knaben. Das Herausreißen eines oder sogar beider Augen ist eine ganz gewöhnliche Strafe. Auch die Nasen werden zur Strafe abgeschnitten; aber die häßlichste Art dieser Verstümmelungen ist die, bei welcher die Lippen abgeschnitten werden, so daß Kiefer und Zähne bloßliegen. Ich habe, erzählt Mackay, einen Menschen gekannt, dem man die Hände und die Füße abgeschnitten hatte; in diesem Zustande ließ man das arme Opfer auf dem Wege liegen, um dort zu sterben. Sein Verbrechen hatte darin bestanden, daß er einen Krug mit Bier gestohlen hatte, der weit weniger als eine Mark wert war. Wenn ein Dieb nachts in einem Garten erwischt wird, so sticht man ihn einfach mit Speeren tot, und kein Hahn kräht weiter danach.

Da die Häuser alle aus Zweigen geflochten und mit Rohr bedeckt sind, giebt es keine festen Gefängnisse. Die Verbrecher werden aus diesem Grunde entweder verstümmelt oder getötet, da dies die billigste Art des Strafens ist. Hals, Arm und Füße werden oft in den Stock gesteckt, jedoch nur in den Fällen, in welchen dem Verbrecher gestattet ist, ein Lösegeld für sein Leben oder seine Glieder zu bezahlen; bis das aus Ziegen oder Rindern bestehende Lösegeld beschafft ist, muß er im Stock

bleiben. Körperliche Züchtigungen werden selten angewendet. Wenn sie aber erteilt werden, so geschieht dies mit einem langen, festen Stock; das Opfer wird auf das Gesicht geworfen und von vielen festgehalten, die Schläge werden mit furchtbarer Wucht auf den Rücken ausgeteilt. Wenn die Strafe vorüber ist, muß der Gestrafte niederknien und sich tief vor dem Häuptling verneigen, welcher ihn hat prügeln lassen.[1])

Einer der wundesten Punkte im socialen Leben der Waganda ist die vollständige Unsicherheit der ehelichen Verhältnisse. Bei den jährlichen Raub- und Plünderzügen bilden weibliche Sklaven einen der begehrtesten Artikel. Die erbeuteten Frauen und Mädchen werden verteilt, wie das erbeutete Rindvieh. Der Kabaka sucht sich die besten für seinen Harem aus, nach ihm treffen die hohen Häuptlinge ihre Auswahl, und der Rest bleibt für die Bakopi. Wird, was sehr häufig eintritt, ein Häuptling seines Amtes beraubt, so verliert er damit zugleich auch sein Eigentum und seine Weiber, die Frauen werden einfach verschenkt und wandern in einen andern Harem. Wirft ein Mukungu oder Mutongole sein Auge auf irgend ein Weib seiner Bakopi, so macht er kurzen Prozeß, jagt den Bauern von Haus und Hof und eignet sich das Weib an. Geldstrafen oder andere Strafen werden bisweilen dadurch abgelöst, daß der Betroffene dem richtenden Häuptling seine Frau oder eine seiner Töchter schenkt. Vornehme Leute machen sich auch gegenseitig Frauen oder Töchter zum Präsente, wie man sich bei uns Kleinigkeiten zu Weihnachten schenkt. Vielweiberei ist allgemeine Sitte. Der Kabaka hat unzählige Weiber. Mtesa wurde einmal gefragt, wie zahlreich sein Harem sei. Er antwortete, das wisse er selbst nicht, aber 7000 Frauen habe er wenigstens! Kein Wunder, daß geschlechtliche Krankheiten in Uganda in ganz erschrecklichem Maße überhand nehmen; Syphilis soll dort ebenso verbreitet sein, wie in einer europäischen Hauptstadt. Diese Auflösung der Ehe und die dadurch unvermeidliche Zerstörung jedes gesunden Familienlebens hat sich als ein schweres Hindernis der Mission erwiesen.

[1]) Alexander Mackay a. a. O. S. 165; 174 f.

Die Diener in Uganda sind alle Sklaven, die Mehrzahl sind in der Sklaverei geboren, ein nicht unerheblicher Prozentsatz sind Gefangene, meist Kinder, die im Krieg erbeutet sind. Sie sind in der Regel gut daran und werden selten schlecht behandelt; aber natürlich sind sie dem Schicksal unterworfen, an die Araber oder Halbblutkaufleute für Flinten, Munition, Zeug u. s. w. verkauft zu werden. Sie leben oft auf vertrautem Fuße mit ihren Herren und werden als ein Teil der Familie behandelt. Eins der größten Übel, das sich aus der Sklaverei in Uganda ergiebt, ist dies, daß infolge derselben alle Handarbeit als eines freien Mannes unwürdig angesehen wird.

In Bezug auf die Religion sind die Waganda nicht weiter gekommen, als die andern Bantuvölker. Der Glaube an einen großen Gott, der die Welt erschaffen, sich dann aber aufs Altenteil zurückgezogen und die Regierung der Welt untergeordneten Geistern überlassen hat, ist allen diesen Völkern gemeinsam. Die Waganda nennen den großen Gott Katonda, d. h. „er hat geschaffen", kümmern sich aber herzlich wenig um ihn. Im Mittelpunkte ihres religiösen Lebens stehen die Geister, welche in zwei Familien zerfallen, die Naturgeister oder Lubare, und die Geister der Ahnen oder Mulimu, Muzimu. Lubare giebt es eine große Anzahl, einen Lubare des Regens, des Erdbebens, des Gewitters; einen Lubare der den Waganda so gefährlichen Pocken und der andern, sie noch schwerer heimsuchenden Plage, der schwarzen Pest (kaumpali) u. s. w. Der einflußreichste und oberste Lubare ist der Mukassa oder Geist des Viktoria-Njansa. Er hat die Oberaufsicht über den See, und die Seeleute und Fischer sind deshalb stets eifrig darauf bedacht, ihn sich wohlgesinnt zu erhalten. Andere Dämonen sind Tschiwuka und Nenda, die Kriegsgötter, die auf Bäumen wohnen. Diesen bringt man lebendige Tiere zum Opfer, ehe es in den Krieg geht. Ein anderer Lubare ist der Ndaula, der mit einem alten Könige des Landes identisch zu sein scheint und auf dem Berge Gambaragara (Gordon Bennett) wohnt; er soll die Masern hervorbringen. Jeder Lubare nimmt von Zeit zu Zeit von einem Menschen Besitz, der ist dann Mandwa

und soll übernatürliche Kräfte besitzen, Krankheiten heilen, den Regen zurückhalten, Krieg, Hunger und Pestilenz veranlassen und Ereignisse vorhersagen. Diese Personen sind die Repräsentanten oder Personifikationen der Götter und üben einen maßgebenden Einfluß auf das Volk und die Fürsten aus. Ein Mandwa kleidet sich in weiße oder schwarze Ziegenfelle, trägt eine gebogene Holzkeule, die mit Eisenknöpfen und Schellen geschmückt ist. Er affektiert ein seltsames Wesen und Benehmen, fällt in Zuckungen, hat vielleicht gar Wahnsinnsanfälle und sucht in jeder Weise um sich Schrecken und Geheimnis zu verbreiten. Der erste Mandwa ist der Mukassa Lubare, der Stellvertreter des Viktoria Lubare. Er wohnt auf einer der Inseln des Sees und hat das Recht, die Schiffahrt auf dem ganzen See zu sperren.[1]) Er ist die wichtigste Macht des alteinheimischen Heidentums und hat sich als solche auch zu Mtesas Zeit zur Geltung zu bringen versucht. Weniger einflußreich sind die Mulimu oder Geister der verstorbenen Könige. Sie nehmen ihren Sitz bei den Königsgräbern, die Witwen derselben werden deshalb gezwungen, ihre Hütten rings um diese Gräber aufzuschlagen und ihr weiteres Leben dem Dienst dieser Mulimu zu weihen. Sie sind damit für die übrige Welt abgestorben und dürfen sich nirgends im Lande, am wenigsten in der Hauptstadt sehen lassen.

Außer den Mandwa oder Geisterbesessenen giebt es noch mehrere Klassen von Menschen, die alle mehr oder weniger Beziehungen zur unsichtbaren Welt zu haben vorgeben. Da sind Balagúzi oder Propheten; Barógo oder Zauberer; Bafúmo oder Wahrsager u. s. w. Die Balaguzi kleiden sich wie die Mandwa, erscheinen aber nie ohne ein großes Bündel Zauberhörner, große, eiserne Glocken und eine Menge Lederlappen, die hin- und hergeschüttelt und zum Wahrsagen und Prophezeien benutzt werden. Sie scheinen hauptsächlich darauf aus zu sein, Diebe zu entlarven. Die Gesichter mit Asche verschmiert, sitzen sie vor dem Angeklagten und lauern während des Verhörs auf jede Bewegung, welche Schuldbewußtsein verraten könnte. Die

[1]) Vgl. oben S. 4 f.

Barogo kurieren Krankheiten oder erforschen, wenn trotz ihrer Kunst der Tod eingetreten ist, wer den Verstorbenen verhext hat. Die Bafumo prophezeien aus den Eingeweiden und dem Blut geschlachteter Hühner.

Wie alle Bantuneger, sind die Waganda in hohem Grade abergläubisch. Selbst der erleuchtete Kabaka Mtesa machte von dieser Regel keine Ausnahme. Er hatte in seinem Hause einen Fetisch, den er unaufhörlich verehrte und um Rat fragte. Jeden Tag nahm er zu neuen Amuletten seine Zuflucht und faßte keinen wichtigen Beschluß, ohne eine Menge Wahrsager zu Rate zu ziehen.[1]) Ebenso seine Unterthanen. Überall im Lande, in jedem Dorfe, ja auf jedem größeren Gehöft befand sich ein kleines Tempelchen, ein niedriger Strohschuppen mit einem Baume daneben, unscheinbarer wie bei uns eine Hundehütte! Aber die Lubare waren in gewöhnlichen Zeiten sehr anspruchslos; ein paar Knochen, Bananen, Hirse, ein wenig Wein, nutzlose Zeugfetzen, das genügte, um sich ihrer Gunst zu versichern.

Diese religiösen Ideen waren so dürftig und verschwommen, daß sie keinen großen Halt im geistigen Leben der intelligenten Waganda erlangen konnten. Sie mußten der ersten Religion weichen, die Verstand und Gemüt besser zu befriedigen vermochte. So fand der Islam gerade bei den „Vornehmen" und „Gebildeten" leicht und schnell Eingang. Mtesa und alle seine Höflinge traten (vor 1875) zum Mohammedanismus über. Freilich war das so ernst nicht gemeint. Hundert Waganda wagten, mit ihrem Bekenntnis zum Islam ernst zu machen und ließen sich beschneiden. Da ließ sie der „Moslem" Mtesa alsbald wegen dieses „Verbrechens" lebendig verbrennen! Der Islam tritt in Central-Afrika in einer sehr degenerierten Gestalt auf. Wo ihm nicht der Gegensatz des Christentums drohend gegenübersteht, ergeben sich die Mohammedaner — sie sind ja alle Sklavenhändler von Profession — der Sinnenlust, dem Trunk und bisweilen sogar dem abgeschmacktesten Fetischdienst.

[1]) Kathol. Miss. 1881. S. 197.

Der Koran darf in andere Sprachen nicht übersetzt werden, folglich könnten ihn die Waganda nur lesen, wenn sie arabisch gelernt hätten. So weit hat es aber weder Mtesa noch irgend einer seiner Ratsherren gebracht. Der religiöse Fortschritt, der durch das Eindringen des Islam zuwege kam, war also außerordentlich gering. Sein Wert lag vielmehr darin, daß er dem abgeschmackten Waganda-Heidentum einen tödlichen Stoß versetzte und so den Weg für die Glaubensboten des Evangelii bahnte. Dieser Vorteil wurde aber überreichlich dadurch wieder aufgewogen, daß die Mohammedaner die geschworenen Feinde der Christen waren und blieben und viel Unglück über die Mission und über das Land heraufbeschworen.

Vorstehende Schilderung, wiewohl sie an jedem Punkt die Fortschritte darzustellen versuchte, welche die Waganda über den Zustand roher Wildheit anderer afrikanischer Völker gemacht haben, könnte doch im Vergleich der Reiseberichte z. B. eines Stanley als zu ungünstig erscheinen. Wir müssen zum Schluß, um das weit verbreitete, günstige Urteil über die Waganda auf das rechte Maß zurückzuführen, auf einen Umstand aufmerksam machen, der nur zu geeignet war, das Urteil aller derer zu beeinflussen, welche sich nur für kürzere Zeit im Lande aufhielten. Das Ceremoniell für den Empfang von Fremden ist nämlich in Uganda mit einem für einen halbwilden Negerstaat geradezu unglaublichen Raffinement ausgebildet. Tagereisen, ehe der Weiße den Boden von Uganda betritt, wird ihm ein specieller Gesandter, ein Mubaka, entgegengeschickt. Von dem Augenblick an, wo dieser mit dem Fremden zusammengetroffen ist, ist dieser der Gast des Königs, und der Mubaka ist des Königs Stellvertreter. In jedem Dorfe, durch welches fortan der Fremde reist, gebietet der Mubaka über die Häuser, die Bananen, die Kühe und Ziegen aller Einwohner wie über seinen Privatbesitz, und es wird ihm als dem Stellvertreter des Königs mit widerspruchslosem Gehorsam gedient. Am liebsten flieht die ganze Bevölkerung, wenn der Fremde sich nähert, und überläßt Hütten, Gärten und alles Eigentum dem Belieben des Mubaka, zufrieden, wenn sie nach Abzug der Reisekolonne noch etwas

für sich übrig findet. Soll wohl solcher unbedingte Gehorsam gegen den Mubaka dem Fremden nicht imponieren? — Die Reise geht sehr langsam von statten. An jedem Tage dürfen nur ein paar Stunden zurückgelegt werden. Je näher man der Hauptstadt kommt, um so häufiger erscheinen Boten, die sich im Namen des Königs nach dem Befinden des Gastes erkundigen. Endlich ist die Hauptstadt erreicht. Nicht am ersten Tage findet der Empfang statt; der König will das Angesicht seines Gastes nicht sehen, bis dieser sich mit Speise und Trank erquickt hat. Es wird ihm deshalb seine Wohnung angewiesen; Ochsen, Schafe, Hühner, Bananen, Milch, Eier, Wein u. s. w. werden im Überfluß gebracht, das sind des Königs Geschenke an seinen Gast. So kann derselbe mit seinem Gefolge herrlich und in Freuden leben. Soll ihm wohl solche Freigebigkeit nicht gefallen, zumal wenn er wochenlang vorher hat darben müssen? — Am nächsten Tag findet die große Barasa und feierliche Audienz statt. Schon ganz früh erscheint ein Bote mit der Meldung, der König vergehe vor Sehnsucht, das Angesicht seines weißen Gastes zu sehen. Nun werden schnell die Geschenke zusammengepackt und, in Calico eingewickelt, den Trägern übergeben. Der Gast macht sich in gespannter Erwartung auf den Weg nach dem „Königspalast". Alle paar Minuten kommt atemlos ein Page dahergerannt um zu melden, daß der Kabaka bereits warte. Es geht durch eine nach tausenden zählende, gaffende Menge. Endlich ist das äußere Thor der Hofburg erreicht. Von hier an bildet die weißgekleidete, mit Flinten bewaffnete Leibwache Spalier. Die Flinten knallen, die Trommeln wirbeln, die Menge schreit, während es so durch den ersten, zweiten und dritten Hof geht. Endlich ist das große Empfangshaus erreicht. Der König erhebt sich von seinem Stuhl und geht dem Fremden ein paar Schritte entgegen. Die rechts und links um ihn versammelten Großen werfen sich platt auf die Erde nieder und rufen njansig, njansig, njansig u. s. w. So findet die Begrüßung statt, während drinnen und draußen der Lärm ohrenzerreißend ist. Der Kabaka setzt sich. Der Gast darf auch auf einem eisernen

Feldstuhl Platz nehmen. Eine lange, lange Pause — der König will dem Fremden Zeit lassen, alle neuen Eindrücke in sich aufzunehmen und den Glanz des königlichen Hofes zu bewundern. Dann kommen Staatsgeschäfte zur Verhandlung. Ein Feldherr ist siegreich aus dem Krieg zurückgekehrt und berichtet über seine Heldenthaten und über die gemachte Beute. Eine Gesandtschaft erscheint von irgend einem fernen Vasallenkönig, bringt Tribut und bittet um des Kabaka Freundschaft. Schwierige Rechtsfragen werden entschieden; alles vor den Ohren des Gastes, dem der Mubaka jedes Wort übersetzen muß; und doch scheinbar, ohne Notiz von ihm zu nehmen. Es soll nur dazu dienen, dem Ankömmling einen Eindruck von der unvergleichlichen Größe und Macht des Königs zu geben. Endlich darf er seine Geschenke auspacken. Der König scheint sie kaum eines Blickes zu würdigen, während ihm in Wahrheit das Herz vor Freude lacht. Er plaudert mit seinen Ministern und gebietet mit einer Handbewegung, daß alles in die innern Höfe des Palastes gebracht werde. Vielleicht geruht er dann noch, an seinen Gast einige Fragen über Europa, seine bisherige Reise und weiteren Pläne zu richten. Dann erhebt er sich ohne ein Wort des Grußes und stolziert zur Halle hinaus.

So ist ein großer Empfang in seinen Grundzügen dem andern ähnlich, nur vielleicht nach dem Rang des Fremden oder der Ehre, die ihm erwiesen werden soll, etwas mehr oder weniger ceremoniell. Alles geht darauf aus, dem weißen Besucher zu imponieren; und dieser Zweck wurde in der Regel erreicht, am glänzendsten bei dem, dessen Urteil in Europa am meisten galt, bei Henry Stanley.[1])

[1]) Vgl. Stanley a. a. O. Bd. I, S. 204 ff. Swayne a. a. O., S 229 ff. Long a. a. O., S. 101 ff. Felkin und Wilson, Uganda Bd. I, S. 103 ff; Bd. II, 1 ff. Vgl. Warneck, Missionsstunden II, 1. 165. Geschichten und Bilder aus der Mission Heft 8, S. 17 f.

III. Nach Uganda.[1])

Es gab drei Wege, auf denen die Missionare Uganda hätten erreichen können. Der der Meilenzahl nach kürzeste Weg führte über Alexandria und Kairo den Nil aufwärts nach Khartum und von da durch die ägyptische Äquatorial-Provinz immer längs des Nil bis zu seinem Ausfluß aus dem Viktoria-Njansa. Auf diesem Wege hätte man in Khartum auf die wirksame Unterstützung des damaligen Gouverneurs des ägyptischen Sudan, Gordon (1874—1879; 1884 und 1885) rechnen können. Aber die oberen Nilregionen waren noch so wenig bekannt, die Beförderung war durch die sieben großen Nilkatarakte so behindert, und die Reise hätte durch das Gebiet so vieler unzuverlässiger oder direkt feindlicher Volksstämme geführt, daß man von dieser Route vorläufig absah. Die Vorgeschichte der Mission wies nach Ostafrika als den Ausgangspunkt. Hier hatte man wieder die Wahl zwischen zwei Wegen. Der direktere Weg führte von Mombas aus nordwestlich am Fuße der Schneeberge Kilimandscharo und Kenia hin zunächst durch das von Rebmann und Krapf erforschte Land der Wakamba, weiter durch die Gebiete der wilden Massai, um den Viktoria-Njansa an seiner Nordostecke zu treffen. Dieser Weg wurde von dem Missionsveteranen Dr. Krapf warm empfohlen, er war in seinen Augen eine Fortsetzung seiner eigenen Reisen und Entdeckungen. Trotzdem konnte sich das Missionskomitee für diesen Weg nicht entscheiden. Jenseits des Kenia war fast $^2/_3$ dieses Weges terra incognita, und die Massai waren so

[1]) Die Quelle für diesen Abschnitt ist außer den Berichten der Missionare im C. M. Intelligencer hauptsächlich das von den beiden Uganda-Missionaren Wilson und Felkin in Gemeinschaft herausgegebene Werk: Uganda and the Egyptian Sudan. 2. Bd.

gefürchtet, daß eine Reise durch ihr Gebiet fast unmöglich schien. So blieb nur noch der dritte Weg, die gewöhnliche Karawanen-Straße, welche von Bagamoio oder Saadani aus durch Usagara und Ugogo nach Uniamwesi führte und sich dort in zwei Teile spaltete, von denen der eine durch Usukuma nach dem Viktoria-Njansa, der andere nach Udschidschi am Tanganjika-See führte. Das war zwar ein großer Umweg, aber diese Straße war bekannt, sie war von Livingstone, Stanley, Speke, Cameron u. a. benutzt worden, der Durchzug durch die am Wege wohnenden Stämme schien gesichert.

Nun galt es den Versuch zu machen, ob man nicht diesen weiten Weg nach dem Innern durch Benutzung von Wasserstraßen abkürzen könne. Stanley und andere hatten gemeint, der auf den Usagára-Bergen entspringende Wami möchte sich als eine brauchbare Wasserstraße erweisen. In dieser Hoffnung hatte man den Missionaren ein zerlegbares Dampfboot, die „Daisy," mitgegeben und ihnen die Weisung erteilt, den Wami, und sollte sich dieser nicht als schiffbar erweisen, auch den gegenüber der Insel Sansibar mündenden Kingani zu untersuchen. Der erste Fluß wurde eine kurze Strecke von dem Leiter der Expedition Smith und Mackay, der andere von Mackay in Gemeinschaft mit dem englischen Vicekonsul Holmwood befahren. Aber man überzeugte sich bald, daß die auf die Wasserwege gesetzten Hoffnungen trügerisch waren. Der Lauf beider Flüsse war so gewunden, daß die kleine „Daisy" nur sehr langsam von der Stelle kam. Nach einer schwierigen Schiffahrt stromaufwärts von vier Meilen befanden sich die Reisenden nur ein paar Stunden von ihrem Ausgangspunkt entfernt. Außerdem waren Baumstümpfe im Wasserlaufe häufig eine Quelle der Gefahr. Die Flüsse wanden sich durch Bänke von dichtem Dschungel und Striche sumpfiger, ungesunder Ebenen, über denen giftige Malaria brütete. Erst weiter landeinwärts besserte sich das Aussehen des Landes. Man kam durch wohlhabende Dörfer, wo die Eingeborenen zusammenströmten, um ihre seltsamen Gäste anzustarren.

Da also Wasserwege nicht zu benutzen waren, blieb der

Missionskarawane nichts anderes übrig, als auf die bisher in Ostafrika übliche Reisegewohnheit zurückzugreifen. Am 7. Juli 1876 segelten O'Neill und Clark von Sansibar, wo sich inzwischen alle Missionare versammelt hatten, nach Bagamoio hinüber; von hier sollte die Karawane nach dem Innern aufbrechen. Sie genossen einige Tage die Gastfreundschaft der katholischen Missionare daselbst, mieteten sich dann aber ein eigenes Haus und machten sich an die schwierige Arbeit, die große Zahl der erforderlichen Träger zu dingen. Es stellte sich als unmöglich heraus, die ganze Missionskarawane auf einmal zu bilden. Lieutenant Smith entschied sich deshalb dafür, in vier Kolonnen mit je zwei begleitenden Missionaren zu reisen.

Da in unserer Erzählung fortan die Reisen eine sehr große Rolle spielen, und die Art des Reisens in Ost- und Central-Afrika so gänzlich verschieden ist von allem, was wir zu sehen und zu hören gewohnt sind, müssen wir hier ein wenig verweilen. Wir können die unzähligen Nöte und Gefahren, von deren Schilderung fortan die Berichte die Viktoria-Njansa-Mission voll sind, nur verstehen, wenn wir den Mechanismus dieser Reisen gegenwärtig haben.

In weiten Landstrichen des östlichen Central-Afrika ist die Tsetse-Fliege (glossina morsitans) zu Hause; der Biß derselben ist für Pferde, Ochsen, Kamele und Maultiere tödlich. Alle diese gewöhnlichen Lasttiere sind also nicht zu verwenden. Die Esel sind zwar zäher, und es giebt einzelne unter ihnen, welche auch auf die Dauer der Tsetse-Fliege Widerstand leisten; aber solche Tiere sind sehr selten und teuer, und können deshalb höchstens als Reittiere verwandt werden. Das eigentliche Reisen muß fast gänzlich zu Fuß geschehen, und alle Lasten müssen von Trägern befördert werden. Die Pagasi oder Träger, fast das einzige Transportmittel in Central-Afrika, kommen hauptsächlich von dem großen Stamm der Wanjamwési, die in Unjamwési im Süden des Viktoria-Njansa wohnen. Jedes Jahr kommen tausende von diesem Volk zur Küste herab teils mit Elfenbein für die arabischen Kaufleute,

teils auf eigene Rechnung, um sich als Träger für landeinwärts reisende Karawanen zu verdingen. Sie kommen in Abteilungen von zehn, zwanzig und mehr aus verschiedenen Distrikten und Städten; jede Abteilung steht unter einem niampára (wörtlich „Großvater") oder Obmann, durch den sie engagiert werden, und der täglich für seine Leute unterwegs die Nahrungsanweisung erhält. Die meisten Träger sind junge Leute, welche die Reise unternehmen, um genügend Zeug zum Kauf eines Weibes oder zur Begründung eines Haushalts zu verdienen. Sehr oft verändern sie ihre Namen zur Erinnerung an ihre Reise nach der Küste. Sie werden mit Zeug, Flinten und Munition bezahlt, und der Lohn für die Reise von der Ostküste nach Uniamjembe, Ujui oder Iramba beträgt ungefähr 50 Mark pro Person. Ehe die Karawane aufbricht, wird einer von den Trägern, gewöhnlich ein niampára zum Kilangósi oder Führer erwählt; wenn die Karawane groß ist, sind bisweilen drei und mehr Kilangósi vorhanden. Der Posten eines Kilangósi ist ein Ehrenamt; derselbe zeigt den Weg und trägt die schwerste Last in der Karawane, um das Schrittmaß festzustellen; es beträgt bei günstigem Terrain gewöhnlich eine halbe Meile in der Stunde. Wollte man denen, welche leichtere Lasten tragen, erlauben vorn zu gehen, so würden sie schneller marschieren als die übrigen; die Karawane würde sich über das Land hin zerstreuen, die Träger würden den Räubern zur Beute fallen oder sich in den pfadlosen Wäldern verirren. Außerdem wird der Kilangósi oft bei Verhandlungen mit den Dorfhäuptlingen über den hongo oder Durchgangszoll verwandt, und er bekommt doppelt soviel „posho" (Speise) als die andern.

Wenn die Karawane vollzählig ist, und alle Träger engagiert sind, werden die Lasten unter sie verteilt. Die Waniamwési-Pagasi tragen unabänderlich auf der Schulter und ziehen demnach lange, schmale Lasten vor, welche leicht von einer Schulter auf die andere gehoben werden können. Viereckige Kisten werden sehr ungern genommen, und es ist oft schwierig, Leute zu bekommen, sie zu tragen. Es muß deshalb möglichst

alles in lange wurstähnliche Ballen verpackt werden, sogar die Bücher und anderes Privateigentum. Auch Lasten, an denen zwei Leute tragen müssen, sind sehr unbeliebt. Lieber nimmt ein Mann 110 Pfund, als daß er die Last mit einem andern zusammen trägt. Wenn es nämlich steile Hügel hinauf und hinab geht, oder Sümpfe durchwatet werden, ist eine solche Doppellast äußerst hinderlich; sollte ein Mann straucheln oder fallen, so würde der andere schwer davon mit betroffen werden. Die Durchschnittslast, die ein Muniamwési trägt, sind zwei frasila oder 70 Pfund (eine frasila wiegt 35 Pfund). Dazu fügen sie jedoch ihre Kochtöpfe, Waffen, Munition, ihr Zeug, das sie als Lohn erhalten haben, und anderes Eigentum, das sie bei sich haben; so daß die Gesamtlast, die sie zu tragen haben, kaum weniger als ein Centner ist.

Die Ordnung eines Tagemarsches ist gewöhnlich, wie folgt: Früh am Morgen d. h. gegen 5 Uhr steht man auf; der Koch ist noch früher aufgestanden, um für die Weißen das Frühstück zu bereiten. Während die Missionare dies Mahl einnehmen, packen die Diener die Bettstellen, die Betten und die andern gebrauchten Gegenstände zusammen. Dann gehen sie aus, um sich zu überzeugen, daß die Träger ihre Lasten nehmen, die Esel gesattelt, die wissenschaftlichen Instrumente vorsichtig zusammengelegt und die Kranken vorausgeschickt werden; die letzteren müssen immer vor der Karawane aufbrechen, damit sie nicht unterwegs liegen bleiben. Unterdessen ist alles fertig, und dem Kilangósi wird Weisung gegeben. Er nimmt sein Antilopen-Horn, das er stets bei sich trägt, und bläst; das ist das Zeichen zum Aufbruch. Er nimmt seine Last auf die Schulter, ergreift die Flagge, und fort geht es im Gänsemarsch durch das Land. Die Wege sind überall so schmal, daß nicht zwei nebeneinander gehen können. Wie vielgeringelte Schlangen winden sie sich über steile Berge und schroffe Abhänge, durch große Sümpfe und hohes Dschungelgras, durch dichten Wald und dorniges Gestrüpp, über Bäche und Ströme. Oft muß mit Beil und Messer Bahn gemacht werden, oder ein Flußübergang veranlaßt langen Aufenthalt, oder in einem Sumpf

watet man bis an den Leib im Morast. Sind zwei oder mehr Europäer im Reisezuge, so geht einer mit der Büchse ganz vorn, um irgend welches Wild, das in Sicht kommt, zu schießen, ehe es durch das Schreien der Träger weggescheucht wird; denn diese sind gewohnt, sich die Langeweile des Weges durch Singen und Schreien zu vertreiben. Einer oder zwei Europäer bleiben bis zuletzt im Lager, um zu sehen, ob alles heil weggetragen und nichts vergessen und zurückgelassen ist. Ist der Marsch kurz, so wird kein Halt gemacht, bis das nächste Lager erreicht wird; ist er aber lang, so wird gewöhnlich nach drei Stunden Wegs gerastet; ein großer Fels, ein schattiger Baum oder ein Wasserlauf wird zum Ruheplatz gewählt. Der Aufenthalt dauert zwei oder drei Stunden. Die Europäer genießen während dieser Zeit gewöhnlich ein zweites Frühstück; die Neger rauchen. Dann wird der Marsch wieder aufgenommen und nicht eher gerastet, bis das Ziel erreicht ist. Ist man an dem Ort angekommen, wo übernachtet werden soll, so wird ein Platz nahe am Wasser ausgesucht, das Zelt aufgeschlagen, die Waren unter einem Baume oder im Warenzelt aufgestaut, und wenn es in der Gegend viele wilde Tiere giebt, eine Boma oder Kreisgehege von Dornen rings um das Lager errichtet. Sobald sie damit fertig sind, versammeln sich die niampáras der Karawane um das Zelt der Europäer mit dem Rufe: „Posho, Bwána“ (die Mahlzeit, Herr!). Ein Ballen wird geöffnet, und die Portionen von Stoff oder die Perlen, wie sie in der Gegend im Gebrauch sind, werden ausgemessen. Es wird ein Buch geführt, in welchem die Namen der niampáras mit der Zahl der Leute, die jeder unter sich hat, eingetragen sind, und dem entsprechend wird das Zeug ausgeteilt.

Das Zeug wird allgemein nach der Länge des Vorderarms vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers gemessen: ein ziemlich willkürliches und unzuverlässiges Maß, da bei verschiedenen Leuten diese natürliche Elle verschieden lang ist. Raffinierte Eingeborene haben denn auch, wenn sie Vieh verkaufen, einen „großen Bruder“ bei sich, der mit seinem besonders langen Arm für sie das Zeug messen muß. Der

Durchschnittsbetrag von Zeug für Waniamwési-Träger ist vier Ellen oder eine doti für 16 Mann pro Tag. Diese Rechnung ändert sich jedoch nach Ort und Zeit ein wenig. Nahe der Küste sind die Nahrungsmittel teurer, oder vielmehr das Zeug ist billiger als im Innern.

In einigen Gebieten werden an Stelle von Zeug Perlen gebraucht. Die Perlen werden in großen Bündeln gekauft. Die gewöhnliche Tagesration sind zwei Strähne für den Mann pro Tag. Aber Perlen sind ein sehr ungenügendes Tauschmittel, da die Mode in Bezug auf sie immer wechselt, und was in einem Jahr Mode ist, es im andern nicht mehr ist. In dem einen Jahr werden rote, in dem andern blaue gekauft; heute gehen die großen, durchsichtigen, morgen die kleinen, undurchsichtigen u. s. w. Und die Neger sind in ihren Moden ebenso hartnäckig und unverständig, wie civilisierte Völker. Messingdraht von der Dicke eines dünnen Gänsekiels wird auch als Tauschmittel gebraucht, besonders in den Ländern um den Viktoria-See.

Nun denke man sich die ungeheure Last, welche eine Missionskarawane mit sich zu nehmen hat, um 150 bis 400 Träger während 180 Tagen zu speisen — so lange dauert durchschnittlich die Reise von der Küste bis zum Südende des Ukerewe-Sees. Rechnet man nur 200 Träger zu 180 Tagen und nimmt als allgemeines Zahlmittel 1/4 Elle Kaliko für den Mann pro Tag, so giebt das 9000 Ellen Kaliko nur für die Träger auf der Hinreise. Dazu noch alle Lebensmittel, welche für die Missionsgeschwister erforderlich sind, auch diese müssen mit Kaliko bezahlt werden. Ferner der hongo, die Geschenke, mit welchen von jedem der unzähligen kleinen und großen Häuptlinge die Erlaubnis zur Durchreise durch sein Land erkauft werden muß; auch dazu müssen Kaliko, Messingdraht, Messer, Spiegel, Flinten u. s. w. mitgeführt werden. Ferner wollen sich doch die Missionare im entlegenen Innern ansiedeln, sie können dort auch alles nur mit Kaliko und derartigen Tauschartikeln bezahlen. Es ist schon eine verhältnismäßig günstige Lage, wenn wie in Uganda, eine Kaurimuschel-Währung besteht, wenn auch diese Muscheln selbst wieder von der Küste her importiert werden müssen. So kann man sich leicht

berechnen, wie viele Trägerlasten, welches ungeheure Gepäck bei einer Missionskarawane allein das „Geld" ausmacht. Fünfzig Leute müssen den weiten Weg von der Küste zum See zurücklegen, nur um auf ihren Schultern in Packeten zu 60 und 70 Pfund das Geld zu befördern, das ein Reisender in Europa in seiner Brieftasche in einigen Dutzend Hundertmarkscheinen mit sich führt!

Nun sollen ferner die Träger die eigentliche Ausrüstung der Missionskarawane befördern. Auch diese übersteigt alles, was wir uns zu denken gewohnt sind. Bleiben wir bei der ersten großen Missionskarawane, deren Geschichte wir soeben zu erzählen im Begriff sind. Da ist das persönliche Eigentum der Missionare, und was zu ihrer Ausrüstung gehört, ihre Kleider, Bücher, Betten, Bettstellen, Matratzen, Decken, Mäntel, Messer, Gabeln, Löffel, Kochtöpfe, Tassen, Teller, Zelte, Büchsen mit Zucker, Thee, Kaffee, Konserven, Biskuits und unzähliges andere. Sie müssen ja für wenigstens ein Jahr mit allen unentbehrlichen Kulturbedürfnissen ausgerüstet werden; denn vor Jahresfrist erhalten sie auf keinen Fall Zuschuß, vielleicht erst nach zwei oder drei Jahren; und im Innern von Afrika ist nichts zu haben, außer Hirse, Bananen, Wild und dgl. primitiven Lebensbedürfnissen. Die Missionare sollen ferner in dem noch ziemlich unbekannten Innern wissenschaftliche Beobachtungen anstellen; dazu brauchen sie allerlei kostspielige Instrumente, Thermometer, Barometer, Meßinstrumente, photographische Apparate u. s. w. Ist es ein Wunder, wenn die persönliche Ausrüstung jedes einzelnen Missionars zwanzig bis dreißig Trägerlasten für sich in Anspruch nimmt? — Und nun kommt noch der dritte und größte Teil des Gepäcks, die Ausstattung der zu gründenden Missionsstation. Die Mission am Viktoria-Njansa sollte eine industrielle Mission im großen Stile sein. Zu diesem Zwecke wurde ihr in erster Linie eine Dampfbarkasse mit Dampfkessel und vollständiger Ausrüstung mitgegeben, alles in Ein- und Zweiträger-Lasten zerlegbar. Ferner alle dazu gehörigen und zum Hausbau erforderlichen Werkzeuge, Beile, Äxte, Bohrer, Ambosse, Drechselbänke, Sägen, Nägel, Schrauben und unzähliges andere. Ferner alle speciell zur Pflanzung und

Hebung einer einheimischen Kultur erforderlichen Werkzeuge und Bedürfnisse, Pflüge, Sämereien, eine Druckmaschine, Suahili-Bücher, Schreibmaterialien, Papier u. s. w. Die Ausrüstung einer solchen Missionskarawane erfordert die größte Umsicht und Weisheit, damit alles unbedingt Nötige mitgenommen werde, und nichts Überflüssiges oder Unbrauchbares sich einschleiche. Und wie genau muß alles inventarisiert und katalogisiert werden, damit man unterwegs aus allen den drei- bis vierhundert festverpackten und verschnürten Packeten keins unnütz öffne, sondern gleich dasjenige finde, welches man braucht!

Und zur Beförderung dieses ungeheuren Ballastes ist man ausschließlich auf die Träger angewiesen. Diese Träger sind für alle Reisenden eine Ursache vieler Not. Man muß eben nehmen, was man kriegen kann: gutmütige und bösartige, friedfertige und händelsüchtige, starke und schwache Leute, auch Weiber und Kinder gehen mit. Selten gehören alle einem Stamm an, und so sind auch noch mancherlei Sprachen vertreten. Einmütig sind gewöhnlich nur alle in der Faulheit und in der Lüge, und darin, daß sie von dem Wert der Zeit keinen Begriff haben, lieber essen als arbeiten, lieber ruhen als wandern, und davonlaufen, wenn ihnen etwas nicht gefällt, oder eine Gefahr sie erschreckt. Da werden heute einige krank gemeldet, bloß um einen Ruhetag mehr zu bekommen, und morgen giebt es über irgend einen Streitpunkt blutige Händel, ein drittes Mal will ein Mann sein Weib töten, dann wieder ist einer davongelaufen oder zurückgeblieben, oder der Dolmetscher ist betrunken, oder die Pocken und andere Krankheiten brechen aus — kurz, es vergeht kein Tag, der nicht irgend eine Unannehmlichkeit bringt. Es wird viel Geduld erfordert, alle diese Menschen in Ordnung zu halten, ihre Klagen und Wünsche beständig anzuhören, ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie zur Weiterreise anzutreiben u. s. w. Und zu dem allen die schlechten Wege, die alles durchnässenden Regen, die sengende Hitze, das mangelnde oder ungenießbare Trinkwasser, Feuer im Lager, Räuber vor dem Lager u. s. w.![1])

[1]) Wilson und Felkin, a. a. O. Bd. I, 42—48. Warneck, Missionsstunden II, 1. S. 159 f.

Wir nehmen den Faden unserer Erzählung wieder auf. Am 14. Juli 1876 sandte Lieutenant Smith die erste Kolonne unter O'Neill und Clark mit 50 Trägern nach dem Innern ab. Sie hofften zu Anfang August Mpwapwa in den Usagára-Bergen zu erreichen und sollten dort eine „Überlandstation" als Stützpunkt für die Weiterreise gründen. Am 29. Juli brach die zweite Kolonne unter Robertson und Wilson mit 110 Trägern auf. Dieselbe sollte in Mpwapwa mit der ersten Kolonne zusammentreffen, dort die ersten vorläufigen Gebäude mit errichten helfen und dann mit O'Neill nach dem Innern weiterreisen. Mit der dritten Kolonne, die Bagamoio am 26. August verließ, reisten Mackay und der Steuermann Hartnell, der sich in Sansibar den Missionaren als Freiwilliger angeschlossen hatte, und der Clark in Mpwapwa Gesellschaft leisten wollte. Endlich am 14. September brachen der Lieutenant Smith und Dr. Smith mit der vierten Kolonne auf. Nun war die ganze Missionskarawane unterwegs; es waren acht Missionare, nämlich ein Geistlicher, ein Arzt, ein Marineoffizier, ein Ingenieur, ein Baumeister, ein Steuermann und zwei Handwerker. Ihr Gepäck wurde von 400 Trägern befördert.

Schon war ein dunkler Schatten auf die tapfere, kleine Schar gefallen. Der Kaufmann James Robertson, welcher auf eigene Kosten die Missionare begleitete, hatte schon auf der Seereise nach Sansibar an großer Schwäche gelitten. Kurz nach seiner Ankunft in Sansibar wurde er von der Ruhr befallen. Alles, was Ärzte für ihn thun konnten, geschah, aber umsonst. Am 5. August, noch ehe alle Kolonnen aufgebrochen waren, ging er zu seiner Ruhe ein. Das neue Missionsunternehmen sollte durch einen Tod geweiht werden. Eine kleine Kalkstein-Pyramide auf dem French-Island im Hafen von Sansibar bezeichnet das Grab des ersten Gliedes der Viktoria-Njansa-Mission, das bei diesem Unternehmen fiel.

Als erster Zielpunkt und Sammelplatz der Missionskolonnen war Mpwapwa, 44 Meilen von der Küste festgesetzt; der Marsch durch die Usagara-Berge dorthin war nicht ohne Schwierigkeiten und Heimsuchungen. Oft mußte der Weg mit

Beil und Messer durch dichtes Dorngestrüpp gebahnt werden. Schwere Regengüsse hielten sie auf. Unter den Missionaren stellte sich das Fieber ein, und bei den Trägern brachen die Pocken aus. Die einzelnen Kolonnen brauchten verschieden lange Zeit, um Mpwapwa zu erreichen, die am schnellsten reisende 21 Tage, die am längsten aufgehaltene 67 Tage — welche Entfernung schon von der Küste! Und doch war Mpwapwa erst ein vorläufiger Ruheplatz. Die Straße nach Mpwapwa erhebt sich allmählich von der Küste zu einem Plateau von 1500 Fuß; hierauf folgt die große ostafrikanische Bergkette, hier 4 500—5000 Fuß hoch. Ein Abstieg von 1000 Fuß führt auf ein zweites Plateau, und auf diesem, am westlichen Fuße der Usagara-Berge, liegt Mpwapwa am Rande der großen Waldregion, welche dies Land von der Ugogo-Ebene trennt. Viele Tembés oder kleine Dörfer sind über die Ebene zerstreut. Die Einwohner sind Ackerbauer, jedoch ist der Boden nicht besonders ergiebig. Das Klima ist gesund, die Lage schön, Wild im Überfluß vorhanden. Der Häuptling Lukóle und die Eingeborenen nahmen die Missionare freundlich auf; niemand erhob Einspruch, daß Clark hier die erste Missionsstation gründete.

Nun galt es das zweite, längere Stück der Reise von Mpwapwa bis Nguru oder Iramba an der Ostgrenze von Uniamwesi zurückzulegen. Am 7. Oktober brachen Wilson und O'Neill nach dem Westen auf, die beiden Smith und Mackay folgten später nach. Der Weg führte zuerst durch die Marenga-Mkhali oder Bitterwasser-Ebene, einen acht Meilen breiten, wasserlosen, öden Waldstreifen. Dann befanden sich die Reisenden in den baumlosen Ebenen von Ugogo. Hier hatten sie schweren „hongo“ oder Zoll an die verschiedenen kleinen Häuptlinge zu zahlen, von denen sie jeder so lange als möglich aufzuhalten suchte, um noch etwas mehr aus ihnen herauszupressen. In wenigen Tagen waren sie um mehr als ein Fünftel ihrer gesamten Ausrüstung erleichtert! Weiter ging es durch die noch gefährlichere Mgunda-Mkhali, eine breite, wasserlose Waldwüste, die noch dazu von den Horden des

Räuberhauptmanns Mirambo unsicher gemacht wurde. Die schweren Mühsale dieser Reise sichteten weiter die Reihen der Missionare; Robertson kehrte nach England zurück; Mackay wehrte sich wochenlang gegen das bösartige Fieber und die Ruhr, die er sich durch den Genuß des abscheulichen Wassers zugezogen hatte; schließlich wurde er so schwach, daß er nicht einmal mehr das Schaukeln der Hängematte, in der er getragen wurde, aushalten konnte. Der Missionsarzt Dr. Smith schickte ihn zur Erholung sehr gegen seinen Willen nach der Küste und Sansibar zurück. Endlich brach auch noch die Regenzeit mit fast täglichen Gewitterstürmen und sündflutartigen Regengüssen herein. So waren die Missionare recht froh, als sie endlich am 11. Dezember Iramba an der Grenze von Uniamwesi, das zweite vorläufige Ziel ihrer Reise erreichten.

Hier gingen alle Kontrakte mit allen Waniamwesi-Trägern zu Ende. So kleideten diese sich eines Tages aufs beste mit bunten Taschentüchern, großgedruckten Kalikostoffen und scharlachroten Hemden, sagten den Missionaren herzlich Lebewohl und verließen sie. Die Missionare mußten sich der Mühe unterziehen, für die Weiterreise nach dem See neue Träger zu mieten. Die Jahreszeit war dazu so ungünstig wie möglich. Die ersten Regen hatten alle Arbeiter auf die Felder und in die Gärten gerufen; jetzt mußte notwendig gehackt und gesäet werden; und ehe die Bestellung des Ackers fertig war, gab es keine Träger. Lieutenant Smith beschloß, nach dem nur etwa 20 Meilen entfernten Tabora, dem Haupthandelsplatz für diese ganze Gegend, zu reisen, um dort womöglich 100 Träger zu finden und auch von den Kleiderstoffen, die am meisten gebraucht wurden, bei den dortigen Arabern neuen Vorrat zu kaufen. Wenn er aber gehofft hatte, in zwei Wochen in Iramba zurück zu sein, so hatte er sich geirrt. Die Araber in Tabora hielten ihn von Woche zu Woche auf, sein Quartier war äußerst ungesund, er wurde einmal über das andere vom Fieber befallen und war wiederholt am Rande des Todes.

Inzwischen hatten Wilson und O'Neill in Iramba wenig-

stens ein paar Dutzend Träger bekommen und beschlossen mit diesen am 30. Dezember nach dem Seeufer vorauszureisen, um einen geeigneten Platz für eine Station daselbst auszuwählen und die vorläufigen Gebäude zu errichten. Ihre Reise durch die weite, offene Ebene von Usukúma ging ohne Schwierigkeiten von statten. Am 26. Januar 1877 kam ihnen eine Gesandtschaft von Kadúma, dem Häuptling von Kagei, entgegen, um sie zu bitten, sich bei seinem Dorfe am Seeufer niederzulassen. Am Sonnabend, dem 27. Januar, kam ihnen zum erstenmal der große See zu Gesicht. Nachdem der Tagesmarsch vorüber und die Zelte aufgeschlagen waren, machten Wilson und O'Neill einen Spaziergang nach einem Hügel, von dessen Spitze man den See sehen sollte; und da lag in weiter Ferne der schattenhafte Umriß eines großen Berges und zu seinen Füßen eine graue Linie, das war der langersehnte Viktoria-Njansa. Zwei Tage später, am 29. Januar 1877, erzählt Wilson, „waren wir vor Tagesanbruch auf und befanden uns in großer Erregung; denn an diesem Tage sollte unsere lange, sechsmonatliche Reise zu Ende gehen, und vor Sonnenuntergang sollten wir an den Ufern des großen Binnensees stehen und in seinen kühlen Wassern baden. Unsere Leute zogen ihre besten Kleider an und luden ihre Flinten, um den See zu begrüßen. Wir wanderten fröhlich dahin durch ein langes sumpfiges Thal und kletterten einen steilen Hügel hinauf, von wo wir das Dorf Kagei sehen sollten. Alle waren in gespanntester Erwartung, als sich bei einer plötzlichen Wendung eine herrliche Aussicht vor unsern Augen aufthat. Da streckte sich 300 oder 400 Fuß unter uns die weite Fläche tiefblauen Wassers hin, glänzend in den Strahlen der Morgensonne. In der Ferne am Horizont lag die reizende Ukerewe-Insel, im Osten die kühne Masse des Madschita-Berges, zwei oder drei kleine Inseln mit einigen großen, weißen Felsen unterbrachen die Eintönigkeit der azurnen Oberfläche. Zu unsern Füßen fiel der Abhang schnell zum Gestade ab, bekleidet mit einem glänzend grünen Teppich von jungem Getreide; rings das Ufer umgürtete ein Bananenhain und große Feigen-

bäume, aus denen die kegelförmigen Dächer der Häuser hervorlugten. Die Säulen von blauem Rauch, die in die stille Luft hinaufwirbelten, kündigten die Nähe von Menschen an; das Gemurmel der Wellen am Strand stahl sich leise zu unserm Ohr; und über dem allen spannte sich ein tief blauer Himmel, mit dem selbst Italien kaum hätte wetteifern können.

„Unsere Annäherung wurde den Dorfbewohnern bald kund durch die Flintensalven, das Hörnerblasen, Schreien und Lärmen unserer Träger; sie kamen in Scharen heraus, uns zu sehen. Als wir in der Nähe des Dorfes waren, ging uns der Häuptling Kaduma, ein großer, freundlich aussehender Herr in äußerst schmutzigen Kleidern, entgegen und hieß uns in seinem Dorfe willkommen. — Am Abend legten wir uns mit dankbarem Herzen zur Ruhe, daß uns der allmächtige Gott so weit auf unserer Reise geleitet hatte, und wir wurden in Schlaf gewiegt durch das Lullen der Wellen, die an dem felsigen Gestade brandeten."

So hatten sie den Viktoria-Njansa erreicht, und nur der See trennte sie noch von dem Endziele ihrer Reise, Uganda. Noch ein halbes Jahr sollte vergehen, ehe sie dorthin gelangten! Es währte zwei Monate, ehe auch die beiden Smith mit dem Rest des Reisegepäcks bei ihnen eintrafen. Ihre Reise war furchtbar anstrengend gewesen; beide Smith waren so krank, daß sie auf dem ganzen Wege in der Hängematte getragen werden mußten; ihre Träger desertierten zu funfzigen, und sie hatten die größte Not, für die Flüchtlinge Ersatz zu schaffen; Lügen, Diebstähle, falsche Berichte, alles wurde gebraucht, um sie unterwegs aufzuhalten. Mehr als die Hälfte ihrer als Geld dienenden Waren und der Lebensmittel, wurden ihnen teils gestohlen, teils durch allzu schwere Regengüsse unbrauchbar gemacht. Der Arzt Dr. Smith, zuerst der Widerstandsfähigste gegen das Fieber, war zum Schatten abgemagert und aufs äußerste erschöpft, als sie endlich in Kagei ankamen. Einige Wochen schien er sich in der Ruhe und frischen Seeluft zu erholen; aber Anfang Mai befiel ihn die Ruhr, und sein Körper hatte nicht mehr die Kraft, diese Krankheit zu überwinden; trotz aller Pflege und ärztlichen Be-

mühungen wurde er schwächer und schwächer. Am Morgen des 11. Mai schien es ihm besser zu gehen; als zum Frühstück gerufen wurde, verließen ihn die Missionare ruhig schlafend. Als nach dem Frühstück Lieutenant Smith wieder in die Hütte ging um zu sehen, wie er sich befinde, rief er sogleich O'Neill und Wilson und sagte leise: „Ich glaube, er verscheidet." Kurz darauf stand sein Atem still. Er wurde noch an demselben Abend am Meeresstrande begraben, ein Steinhaufen und eine Sandsteintafel mit einfacher Inschrift bezeichnen seine Stätte. Daneben richtete O'Neill einen Stein auf mit der Inschrift: „In sicherer Hoffnung fröhlicher Auferstehung." Dieser Todesfall kam den Missionaren ganz unerwartet und ließ in ihrem Kreise eine schmerzlich empfundene Lücke zurück. Dr. Smith war erst fünfundzwanzig Jahr alt, aber er hatte sich durch sein stets freundliches und fröhliches Wesen, durch seinen festen Charakter und sein unerschütterliches Gottvertrauen allen teuer gemacht.

Lieutenant Smith hatte in seinem Reisezuge die Bestandteile des Segelbootes Daisy mitgebracht, und es galt nun, dieselben zusammenzusetzen, eine schwere Aufgabe! Mehrere wichtige Stücke waren abhanden gekommen, andere waren durch Regen und Sonnenbrand arg beschädigt. Als der Baumeister O'Neill zuerst die Bruchstücke musterte, erklärte er sie für ein vollständiges Wrack. Aber er machte sich trotzdem an die Arbeit; das Deck wurde etwas erhöht, der Kiel um ein paar Fuß verkürzt und ein falscher Kiel untergelegt. So wurde das Boot wieder seetüchtig und wenigstens für die Küstenschiffahrt brauchbar. Aber es war viel zu klein und zu schwach, um eine schwerere Warenlast über den See zu befördern. Die Missionare mußten notwendig ein zweites, größeres Frachtboot haben. Sie wollten sich dasselbe in Kagei bauen, aber es war längs der Küste kein geeignetes Bauholz zu finden. Sie hörten, daß der arabische Last Händler Songoro im Begriff sei, auf der Insel Ukerewe eine größere Sklavendhow zu bauen. Sie begaben sich deshalb zu dem Häuptling Lukonge auf dieser Insel, um Songoros Boot zu kaufen. Lukonge nahm sie freundlich auf und hätte sie sogar gern ganz bei sich behalten. Mit Songoro wurden sie handelseins,

daß er ihnen sein halbfertiges Boot für 2000 M. abtrete, und O'Neill es fertig baue.

Nun waren endlich die Vorbereitungen soweit getroffen, daß die Missionare an die Übersiedelung auf ihr Arbeitsfeld denken konnten. Der ursprüngliche Plan der Mission umfaßte die beiden Königreiche Uganda im Norden und Karagué im Westen des Viktoria-Njansa. Karagué war sowohl von Speke wie von Stanley besucht und schien ein Königreich von einiger Bedeutung zu sein; der milde und freundliche Charakter des Königs Rumanika schien besonders günstig für die Errichtung einer Mission in seinem Lande. Lieutenant Smith beabsichtigte deshalb zunächst nach Karagwé zu reisen und dort Wilson einzuführen; er selbst wollte dann nach Uganda weiter gehen. Es kam aber anders. Als Stanley zwei Jahre zuvor Uganda verließ, hatte er an Mtesas Hofe einen in der Universitäten-Mission in Sansibar etzogenen Christenknaben mit Namen Dallington Mufta zurückgelassen, damit er dem Könige aus der Suaheli-Bibel vorlese und bis zur Ankunft der Missionare deren Stelle vertrete. Als nun Mtesa hörte, daß die lange erwarteten weißen Missionare in Kagei angekommen seien, veranlaßte er diesen Dallington, in seinem Namen an sie folgenden Brief zu schreiben:

An meine teuern Freunde!

„Ich habe gehört, daß Ihr Ukerewe erreicht habt; nun wünsche ich, daß Ihr schnell zu mir kommt. Ich gebe Euch Magombwa zum Führer, und nun müßt Ihr schnell kommen. Dieser Brief ist von mir, Mtesa, König von Uganda, geschrieben durch Dallington Scopion Mufta am 10. April 1877."

Dallington fügte von sich aus noch hinzu:

„Lieber Herr, ich habe gehört, daß Sie in Ukerewe sind; der König ist Ihnen sehr gewogen. Er braucht Engländer mehr als alles andere. Dies ist von ihrem Diener Dallington Scopion."

Dem Boten, welcher diesen Brief brachte, folgte schnell ein anderer mit folgendem Brief:

„Mein zweiter Brief an meine teuern Freunde, die

Weißen — Ich sende diesen meinen Diener, daß Ihr schnell kommt und nicht diesen meinen Diener ohne Euch zurückkehren laßt. — Dies ist von mir, Mtesa, dem König von Uganda."

Nach dieser wiederholten und dringenden Einladung glaubten die Missionare nicht länger zögern zu dürfen, ungesäumt nach Uganda zu reisen. Am 25. Juni, zwei Tage nach Empfang des zweiten Briefes, bestiegen Lieutenant Smith und Wilson die Daisy; nur O'Neill blieb in Ukerewe zurück, um die Dhow fertig zu bauen. Die Reise wurde vom Winde begünstigt, wäre aber doch beinahe für Smith und Wilson verhängnisvoll geworden. Sie fuhren an der Insel Ukara hin, um geographische Messungen anzustellen. Am äußersten Nordostende der Insel entdeckten sie einen tiefen, engen Einschnitt mit hohen, felsigen Ufern und einer sandigen Bucht am andern Ende, wo eine Anzahl Kanoes ans Land gezogen waren. Scharen von Eingeborenen versammelten sich, sie zu beobachten; alle waren mit Bogen und Pfeilen, Speeren und Schleudern bewaffnet. „Als wir," erzählt Wilson, „in die Bucht hineinfuhren, stießen die Leute einen lauten, wohlklingenden Ruf aus; es war das Kriegsgeschrei, wir wußten es aber nicht. Wir fuhren tief in die Bucht hinein und wollten auf dem Ufersande landen. Gerade als wir auffahren wollten, bemerkte der Matrose im Mastkorb einen Felsen vorn vor dem Boot; dasselbe wurde durch eine gewaltsame Wendung herumgerissen und lief mit der Breitseite auf dem Sande auf. In demselben Augenblick wurden wir mit einem Hagel von Pfeilen, Steinen und Speeren begrüßt, und die ganze Mannschaft, die gerade im Begriff war, die Segel zusammenzureffen, warf sich platt auf dem Boden des Boots nieder. Es war kein Augenblick zu verlieren, wenn wir mit dem Leben davon kommen wollten; denn die Eingeborenen liefen heran, um die Bootsleute aufzuspießen, wie sie da am Boden lagen. So ergriff ich ein Ruder, sprang auf das Bugspriet und trieb mit einem mächtigen Stoß die Daisy in das Wasser zurück. Gerade in dem Augenblick schoß ein dreißig Ellen entfernt stehender Mann einen Pfeil auf mich und traf mich am linken Oberarm, der

Pfeil blieb in der Wunde stecken. Ich warf das Ruder weg und riß den Pfeil heraus, er war vergiftet. Ich wandte mich zu Smith, um es ihm zu sagen; da bemerkte ich erst, daß auch er verwundet war. Das Blut strömte aus einer Wunde über dem Auge herunter, ein Schleuderstein hatte ihn getroffen." Ein Stück Glas von seiner Brille war in das rechte Auge hineingetrieben, verursachte ihm die heftigsten Schmerzen und beraubte ihn auch auf diesem einzigen noch gesunden Auge fast gänzlich des Lichtes.

Von Ukara fuhren sie quer durch den See hindurch; am nächsten Morgen kam Land in Sicht, es waren kleine Inseln an der Küste von Uganda. Sie fuhren längs der Murchison-Bai hin, liebliche Aussichten zeigten sich auf allen Seiten; kurz nach Sonnenuntergang landeten sie im Ntebbe-Hafen. Am nächsten Morgen, dem 28. Juni kam ein Häuptling Namens Sembuzi mit einem Geschenk von Ziegen und Schafen von Mtesa und der Aufforderung, sogleich an den Hof zu kommen. Am 30. Juni erreichten sie Rubâga und wurden zu einer Gruppe von Hütten geleitet, die ausdrücklich für sie errichtet waren. Der zweite Juli (1877) war der Tag, der für die erste Audienz beim König Mtesa festgesetzt war. Wir lassen wieder Wilson berichten: „Von früh morgens an eilten Gruppen von Eingeborenen in der malerischen Landestracht an unserm Gehöft vorbei nach dem Palast zu. Um 8 Uhr kamen zwei hohe Beamte, um uns zu holen. Sie waren hübsch nach türkischer Mode in lange, weiße Gewänder mit roten Schuhen und Kappen bekleidet. Ein paar Soldaten in weißen Hemden und weiten Hosen, mit Gewehren bewaffnet, bildeten unser Geleit, als wir den Hügel hinanstiegen, auf dem Mtesas Palast lag. Das ist ein langes, hohes Gebäude aus Tigergras, sehr sorgfältig mit Gras gedeckt. Vor dem Palast sind eine Anzahl Höfe, die durch hohe Tigergras-Gehege voneinander getrennt sind; Schiebethüren von demselben Stoff verbinden sie. Die Thüren wurden vor uns geöffnet und hinter uns wieder geschlossen. In jedem Hofe waren zwei Reihen von weiß-

gekleideten Soldaten aufmarschiert, zwischen denen wir hindurchschritten.

„Als wir bei dem Palast selbst angekommen waren, betraten wir mit dem Hut in der Hand die Centralhalle und fanden alle Großen des Landes zu beiden Seiten auf hölzernen Stühlen sitzend. Alle waren türkisch gekleidet, die einen mit schwarzen, andere mit roten oder weißen Obergewändern. Alle erhoben sich, als wir eintraten. Wir wurden nach dem oberen Ende der Halle geführt, wo der König auf einem Lehnstuhl von weißem Holz mit einem Teppich davor saß; die ganze übrige Halle war mit trockenem Gras bestreut. Er kam von seinem Thron herab und gab uns die Hand; dann ließ er zwei Stühle kommen, welche für uns hingestellt wurden. Wir setzten uns und blickten eine Zeit lang schweigend von einem zum andern, bis er seine Boten, die er uns nach Ukerewe entgegengesandt hatte, aufrief, ihm unsere Abenteuer zu erzählen. Dann wurde der Brief des Sultans von Sansibar vorgelesen und die Briefe der Missionsgesellschaft überreicht.

„In der ersten Pause befahl der König, eine Freudensalve zu schießen und einen Freudenwirbel zu trommeln. Als ihm schließlich gesagt wurde, die Religion Jesu Christi sei der Grund von Englands Größe und Glück, und werde es auch für sein Reich werden, da erhob er sich halb, rief den Hauptmusikmeister zu sich und befahl, daß ein noch lauterer Freudenlärm gemacht werde. Die ganze Versammlung nickte mit dem Kopf, schlug leise und geräuschlos die Hände zusammen und sagte fünf oder sechsmal njanzig, njanzig, danke, danke. Mtesa teilte den Missionaren mit, das sei für den Namen Jesu!"

Gerade ein Jahr drei Monate 19 Tage nach ihrer Abreise von England waren Wilson und Smith in Rubága angekommen. Aber schien nicht ein so ehrenvoller und glänzender Empfang alle dahinten liegenden Mühsale aufzuwiegen? Sie sollten sich leider nur zu bald überzeugen, daß der König wankelmütig und der Glanz äußerer Ehren unzuverlässig sei. Bald darauf hatten sie eine zweite Audienz und setzten nun dem König den Zweck ihres Kommens auseinander; sie

baten um ein Stück Land, um Häuser darauf zu bauen; er möge erlauben, daß sie des Sonntags in seinem Palast Gottesdienste abhielten und sein Volk lehrten. Diese Eröffnung hörte Mtesa mit geteilter Freude; er fragte argwöhnisch nach dem General Gordon und dem Vordringen der ägyptischen Macht im Sudan; er verlangte unwirsch, sie sollten ihm Pulver und Kugeln machen; wenn sie das nicht wollten, könne er sie nicht brauchen, dann könnten sie gleich wieder gehen. Er schwieg eine Zeit lang; dann besann er sich, und mit einer der plötzlichen Sinnesänderungen, die bei ihm so häufig vorkamen, fragte er sie: „Wozu seid ihr nun also gekommen — mein Volk lesen und schreiben zu lehren?" „Ja," antworteten sie, „und andere nützliche Künste, die wir oder unsere Nachfolger verstehen." „Jetzt ist mein Herz wieder gut, England ist mein Freund," mit diesen Worten brach er die Verhandlung ab.

Ein Stück Land, drei Morgen groß, wurde ihnen angewiesen und Arbeiter gesandt, ihnen ein Haus darauf zu bauen. Sie wollten es möglichst nach europäischem Muster einrichten; aber das ließ der König nicht zu, sie mußten nach Uganda-Sitte bauen. Am folgenden Sonntag wurde eine Art Gottesdienst abgehalten, und der König bezeugte dafür eine gewisse Ehrfurcht. Er lernte auch das Alphabet und erklärte sich bereit, seine Unterthanen zu belehren, nur müsse er alles zuerst lernen. Eines Tages fragte er, warum so viele Weiße nicht an Christum glaubten. Es wurde ihm erwiedert, der Glaube sei eine Gabe Gottes, niemand könne Jesum den Sohn Gottes nennen außer durch den heiligen Geist. Da wandte er sich zu seinem Volke, zeigte aufwärts und sagte: „Alles kommt von oben; alles kommt von Gott." Soweit zeigte sich also der König den Missionaren freundlich gesinnt.

Lieutenant Smith blieb einen Monat in Uganda, bis Wilsons Hütte fertig und damit der erste Grund der neuen Missionsstation gelegt war. Dann kehrte er nach Ukerewe zurück. Da er aber O'Neill noch mit dem Bau des Bootes beschäftigt fand, machte er sich gemäß des letzten ihm zu teil gewordenen Auftrags daran, die südlichen Zuflüsse des

Viktoria-Sees, die Flüsse Shimeju und Ruwana und die Jordans-Nullah zu untersuchen; er hoffte, auf ihnen einen längeren, bequemen Wasserweg zu finden, um die weite Landreise nach der Küste abzukürzen. Aber alle diese Wasserläufe erwiesen sich als unbrauchbar. Lieutenant Smith hatte nun sein Arbeitsprogramm zu Ende geführt; er konnte nach Hause schreiben: „Geben Sie mir neue Instruktionen. — Meine bisherigen Aufträge sind erfüllt, und ich preise fröhlich Gott, daß durch seine Macht und Stärke dieselben, wie ich hoffe, zur vollen Zufriedenheit des Komitees haben durchgeführt werden können.“ Doch zogen damals ernste Gedanken durch sein Herz. Er schrieb weiter: „Es sind treffliche Worte, die Sie mir schrieben: „Ich weiß nicht, welchen Weg ich gehe; doch kenne ich meinen Führer wohl.“ Beten Sie für uns alle, daß wir ihn besser und besser kennen lernen bis an den Tag der Vollendung. . . . Wir sind wirklich mitten in Gefahren, in Gefahren von innen und Gefahren von außen — Pestilenz, Schwert und See. . . . Ich verliere mich in der Betrachtung der glorreichen Zeit, wenn Jesus Christus, unser Herr, kommen und seine große Macht und sein Reich einnehmen wird, und bin fest überzeugt, daß nur dieser Advent eine so wunderbare Umwandlung hervorbringen kann, jeden Willen seinem Willen unterzuordnen und alle Herzen sein eigen zu machen. . . . Wir flehen im Gebet, daß unsere Hoffnungen, Wünsche und Bestrebungen nur auf ein Ziel hingerichtet seien, daß unser Herr Jesus Christus verherrlicht werde und sein Reich eilends komme.“ Ahnte er, als er diese Zeilen schrieb, daß er selbst schon an den Pforten der Ewigkeit stand?

Er kehrte zu O'Neill nach Ukerewe zurück, und da dieser inzwischen die von Songoro gekaufte Dhow fertig gestellt hatte, so machten sie sich daran, dieselbe von Stapel zu lassen. Da kam eines Tages der König Lukonge von Ukerewe, fiel in den Bauhof ein und nahm den Mast, das Steuerruder und den Anker weg. Smith forderte natürlich den Raub zurück. Aber da kam es heraus, daß Songoro im Widerspruch mit seinen den Missionaren gegebenen Versicherungen Lukonge keinen Pfennig für das Bauholz bezahlt, ja, sich sogar für 100 Mark

Wert Geschenke angeeignet hatte, die Smith durch seine Vermittelung an den König gesandt hatte. Songoro leugnete zuerst, wurde aber schließlich nach dreitägigen Verhandlungen in Lukonges Gegenwart überführt. Dieser war sehr befriedigt, daß Smith ihm so weit Gerechtigkeit widerfahren ließ, und gab die Schiffsgeräte wieder heraus, jedoch unter der Bedingung, daß Songoro drei frasila Elfenbein (105 Pfd.) für das gefällte Bauholz bezahle. Darein mußte Songoro willigen, und er ließ einige Sklaven und anderes Eigentum als Pfand bei Lukonge zurück.

Die Dhow wurde nun aufgetakelt und fuhr nach Kagei ab. Als man sich jedoch diesem Platze näherte, brach ein Sturm aus, und da der Ankergrund schlecht war, hielt der ausgeworfene Anker nicht; das Boot trieb gegen die Felsen und litt vollständig Schiffbruch. Einige Tage mußte man damit hinbringen, die Ladung aus dem Wasser aufzufischen. Smith war so niedergeschlagen über diesen Verlust, daß er eine Anweisung nach Hause schrieb und die Hälfte der Kosten, 1000 M. auf seine Rechnung übernahm. Nun luden die Missionare die wichtigsten Gepäckstücke in das zur Daisy gehörige Boot und nahmen dieses in das Schlepptau. Aber der Wind war frisch, und die Last des Bootes erwies sich als zu schwer für die Daisy. So mußten sie noch einmal umkehren, um das Boot mit den Waren nach Kagei zurückzubringen. Inzwischen hatte Songoro den erforderlichen Betrag von Elfenbein gesammelt, und Smith erklärte sich bereit, nochmals nach Ukerewe zu gehen, um den Frieden zwischen ihm und Lukonge wieder herzustellen. So fuhren Smith und O'Neill wieder nach Ukerewe hinüber und trafen in der Hauptstadt Bukindo, die auf der Nordseite der Insel liegt, mit Songoro zusammen. Das Elfenbein wurde an Lukonge bezahlt und die Bürgen zurückgegeben.

Nun schien es aber, als sinne Lukonge Verrat gegen die Missionare und Songoro; und letzterer, der das ahnte, bat Smith ihm zu erlauben, einige seiner Frauen und Kinder in der Daisy nach Kagei zu senden. Smith scheint einen Angriff von Lukonge erwartet zu haben und forderte O'Neill auf,

mit der Daisy davonzufahren, damit er sich wenigstens in Sicherheit bringe. Aber O'Neill weigerte sich und sagte, wenn Gefahr vorhanden sei, so wolle er sie auch teilen. So befahl Smith, der Bootssteuermann Hassani solle die Daisy um die Insel herum nach Nasso auf der Südseite der Insel bringen und dort auf weitere Befehle warten. Einige von Songoros Weibern und Kindern wurden über Land dorthin geschickt und kamen mit der Daisy zugleich an. Hassani, der unter der Hand über Lukonges verräterische Pläne unterrichtet war, nahm schnell die Frauen an Bord, erklärte, er habe keine Lust sich töten zu lassen, und ging sofort nach Kagei unter Segel. Er war noch nicht weit vom Lande, als Smith, O'Neill, Songoro und ihre Begleiter in Nasso ankamen. Sie gaben ihm Zeichen umzukehren; auch die Frauen an Bord flehten ihn darum an; aber er weigerte sich. So blieb den andern nichts übrig, als in Nasso zu warten; natürlich hofften sie, die Daisy werde umgehend von Kagei zurückkehren, um sie abzuholen. Aber an demselben Abend (wahrscheinlich am 13. Dezember 1877) oder am nächsten Morgen wurden sie von Lukonges Mannen angegriffen und nach tapferem Widerstand fast alle ermordet; nur zwei oder drei von den schwarzen Dienstleuten Songoros retteten sich durch die Flucht. O'Neill schoß dreißig von seinen Angreifern nieder und verwundete noch viel mehr, ehe ihn ein Pfeil tödlich am Kopfe traf. Smith war fast der letzte, der fiel; er soll während des ganzen Kampfes in seinem leider verloren gegangenen Tagebuch geschrieben haben. Als der Kampf vorüber war, schnitt Lukonge den beiden Missionaren und Songoro die Köpfe ab und hing sie als Siegestrophäen in seinem Palaste auf. Die Leichname wurden in den See geworfen.

Es ist wohl kaum ein Zweifel, daß Smith und O'Neill durch einen wohlüberlegten Mordanschlag Lukonges ihren Untergang gefunden haben. Es war das erste Mal, daß ein ostafrikanischer Tyrann sich in so grausamer Weise an dem Leben von Weißen zu vergreifen wagte.[1]) Der Anfang der Uganda-

[1]) Vorstehende Darstellung, welche von dem sonst üblichen Bericht über diese traurigen Vorgänge in einigen Punkten abweicht, beruht auf

Mission war schwer, fast zu schwer gewesen. Acht jugendfrische, hoffnungsvolle Missionare hatten im Juni 1876 an der Küste Ostafrikas gestanden; anderthalb Jahre später waren vier davon tot, zwei Krankheits halber nach Hause zurückgekehrt, einer durch Krankheit an der Küste zurückgehalten, und nur ein einziger stand auf dem einsamen Posten in Uganda. Die Feinde der Mission in Europa triumphierten, die evangelische Mission sei wieder einmal zu schanden geworden. Sie triumphierten, Gott Lob! zu früh. Kurz vor Empfang der schrecklichen Todesnachricht von Ukerewe war bei dem Komitee der englischen Kirchenmission ein Brief des alten Missions-Veteranen Dr. Krapf eingetroffen, in welchem er schrieb: „Viele Wechselfälle werden Sie beunruhigen; aber Sie haben des Herrn Verheißung. Mögen viele Missionare im Kampfe fallen, so werden die Überlebenden über die Erschlagenen hinwegschreiten und die große afrikanische Festung für den Herrn nehmen."

---

den sorgfältigen Nachforschungen, die der Missionar Wilson in Kagei angestellt hat.

IV. Die erste Missions-Wirksamkeit.[1])

Alexander Mackay hatte schwer krank in Ugogo umkehren und sich in einer Hängematte nach der Küste zurücktragen lassen müssen. Glücklicherweise erholte er sich schon in der gesunden Luft des Usagara-Hochlands und fühlte sich wieder ziemlich frisch, als er in Sansibar ankam. Er konnte jedoch noch nicht gleich, wie er wünschte, wieder nach dem Innern zurückkehren, sondern wurde durch mancherlei Arbeiten an der Küste festgehalten. Das Wichtigste war zunächst, der im fernen Innern befindlichen, ersten Missionskarawane Lebensbedürfnisse und Geld, d. h. Kaliko und Glasperlen, nachzuschicken. Irgend etwas, das einer Postverbindung ähnlich gesehen hätte, war damals in Ostafrika nicht vorhanden. Es blieb, um Vorräte nachzusenden, nichts übrig, als eine neue Karawane zu bilden und sie hinter der ersten Missionskarawane drein zu schicken. Mackay mußte noch froh sein, daß er einen englischen Händler Morton fand, der die Führung dieser Hülfsexpedition übernahm.

Schon bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß auf

[1]) Die Quellen für diesen und die nachfolgenden Abschnitte sind in erster Linie die interessanten und ausführlichen Originalberichte der englischen Missionare im C. M. Intelligencer; ferner Alexander M. Mackay, Pionier-Missionar von Uganda, deutsch herausgegeben von Gen.-Sup. D. Baur, Leipzig 1891; und Rev. Rob. Ashe (Uganda-Missionar) Two kings of Uganda, London 1890. Von den abgeleiteten Quellen ist am ausgiebigsten benutzt Sarah Geraldina Stock, The Story of Uganda and the Victoria-Nyanza-Mission, London 1892. Dies war die einzige vorliegende vollständige Geschichte der evangelischen Uganda-Mission; einige Kapitel der vorliegenden Schrift sind von der Verfasserin freundlichst genehmigte Überarbeitungen des englischen Buches. Sehr wertvoll waren außerdem die einschlägigen Aufsätze von Zahn, Busse und Warneck in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift 1880—1893, D. Warnecks zwei Missionsstunden über Uganda (Missionsstunden Bd. II, 1 S. 156—193) und die Aufsätze im Baseler Missions-Magazin, besonders über Bischof Hannington.

eine regelmäßige Zufuhr von Lebensbedürfnissen für die Missionare nach Uganda oder auch nur auf eine regelmäßige Postverbindung dorthin nicht zu hoffen war. Wenn man nicht immer wieder den sehr kostspieligen und gefährlichen Weg einschlagen und außerordentliche Hülfsexpeditionen ausrüsten wollte, mußte man in jedem Fall warten, bis ein neuer Missionar nach Uganda reiste. Und für jeden neuen Missionar — in der Regel Leute, die von ostafrikanischem Karawanenleben nichts verstanden — war es eine höchst schwierige und lästige Aufgabe, mit einem großen und wertvollen Gepäck und an der Spitze einer ansehnlichen Trägerschar zu reisen. Das war ein empfindlicher Nachteil dieser weit im Innern gelegenen Mission. Unzählige Male wurden diese Missions-Karawanen von Räuberhorden angegriffen, und schwere Verluste — bei einer Gelegenheit allein Waren im Werte von 10000 M. — mußten mit in Kauf genommen werden. — Man muß noch Gott danken, daß wenigstens nur einer von den für Uganda bestimmten evangelischen Missionaren, Penrose, unterwegs von den Räubern erschlagen ist.

Das Missionskomitee in London beschloß, den ersten Teil der weiten Reise nach Uganda, das Stück von der Küste bei Saadani bis zu der Überlandstation Mpwapwa dadurch abzukürzen, daß auf dieser Strecke ein für südafrikanische Ochsenwagen brauchbarer Weg hergestellt werde. Alexander Mackay wurde als Ingenieur mit dieser Aufgabe betraut, und er machte sich mit gewohntem Eifer daran. Er arbeitete mit 40 Arbeitern 100 Tage und brachte eine nach seiner Ansicht für die vorläufigen Bedürfnisse genügende Straße zustande. Das Werk stieß auf außerordentliche Schwierigkeiten. Die eingebornen Arbeiter hatten noch nie Hacken, Äxte, Picken, Spaten oder Sägen in der Hand gehabt, und mußten den Gebrauch aller dieser Werkzeuge erst lernen. Die zu überschreitenden, tief eingeschnittenen Flußläufe oder Nullahs hielten in der trockenen Jahreszeit kaum einen Fuß Wasser, während sie in der Regenzeit auf 20—30 Fuß Höhe bei einer entsprechenden Breite stiegen. Bei einem solchen Flußlauf stellte Mackay eine Brücke her; bei

den andern begnügte er sich, die Ufer abzuebnen. Meilenweit ging es durch fast undurchdringlichen Dornenwald; wenn da ein Baum abgesägt wurde, fiel er nicht um, sondern wurde zäh auf allen Seiten von den Schlinggewächsen und dem Dorngestrüpp festgehalten. Es war eine mühsame Arbeit, da eine genügend breite Fahrstraße herzustellen und sie so gründlich auszuroden, daß sie nicht gleich wieder zuwuchs. Und die afrikanischen Ochsen, welche vor die Wagen gespannt wurden, hatten noch nie ein Joch auf dem Nacken gehabt und sträubten sich hartnäckig, ihre altgewohnte Freiheit aufzugeben. In der ersten, schweren Regenzeit starben viele von ihnen, ob am Bisse der Tsetse-Fliege oder aus anderen Ursachen, ließ sich nicht feststellen. Leider kam auch Mackays treuer Gehülfe Tytherleigh an der Straße zu Tode; er hob einen festgefahrenen Wagen aus einem Loch und fügte sich bei dieser zu großen Anstrengung einen inneren Schaden zu; er mußte sich legen und starb nach einigen Tagen. Mackays eiserner Energie gelang es trotzdem, die Straße bis Mpwapwa fertig zu stellen. Aber leider teilte sie nur zu bald das Los anderer ostafrikanischer Straßenbauten: sie erwies sich in der Regenzeit als unbrauchbar; es waren keine eingefahrenen Ochsen vorhanden, und das nachwachsende Gestrüpp wurde nicht beseitigt. In wenigen Jahren war die Straße wieder verwachsen. Heute wird man kaum noch eine Spur davon finden.

Mackay war gerade mit der Straße fertig und rüstete seine Karawane zur Reise nach dem Innern, da erreichte ihn die Trauerbotschaft von der Ermordung Smiths und O'Neills. Nun hielt es ihn nicht länger in der Küstengegend; er reiste in Eilmärschen vorwärts, um dem vereinsamten Wilson in Uganda zu Hülfe zu kommen. Es war gerade Regenzeit, und es regnete in dem Jahr (1878) mehr als gewöhnlich. Die Waldwildnis Mgunda Mkhali war in einen großen Sumpf verwandelt. Tag für Tag watete Mackay durch Kot und Wasser bald bis an die Knöchel, bald bis zum Knie und hier und da bis an den Leib, und dabei regnete es vierzehn Tage lang ohne Aufhören. Kein Wunder, daß Mackay wieder von

einem schweren Fieber heimgesucht wurde. Obendrein wurde er von Räubern überfallen und gerade des Ballens beraubt, in welchem sich seine beiden Chininflaschen, sein kleiner Vorrat von Konserven und seine Wertsachen befanden, ein unersetzlicher Verlust für ihn. In Ujui hielt er sich einige Wochen auf, um von den dort ansässigen, arabischen Händlern einen neuen Vorrat von Kaliko und andern Geldwerten zu kaufen. Sehr schmerzlich war es ihm, bei dieser Gelegenheit einen tiefen Blick in die Greuel des ostafrikanischen Sklavenhandels zu werfen. „Arabische Karawanen," schreibt er, „ziehen jetzt mit großen Mengen von Elfenbein an die Küste; und hinter jeder trippelt als Ergänzung eine Schar von kleinen Kindern, die an dem Nacken zusammengebunden sind, um an der Küste meistbietend verkauft zu werden."

Endlich am 12. Juni 1878 erblickte er den Viktoria-Njanza. „So froh bewegt," schreibt er, „wie nach der unsterblichen Anabasis Xenophons die zehntausend Griechen „Thalatta, Thalatta" riefen, blickte ich hinab auf den silbernen See und dankte Gott, daß ich endlich nahe am Njansa war. Mehr als zwei Jahre befinde ich mich schon auf dem Wege von der Küste nach Kagei, und jetzt wird das beschwerliche Wandern wohl für eine Zeitlang vorüber sein." In Kagei erwarteten ihn sogleich wieder zwei große Arbeiten, welche seine Geduld und seine Kunst hart auf die Probe stellten. In einer großen Hütte, welche Kaduma, der Häuptling des Ortes, den Missionaren geliehen hatte, befand sich alles, was noch von dem kostbaren Eigentum der ersten Missionsexpedition übrig war. Vornan lagen auf einem Haufen einzelne Teile eines Dampfkessels und Bücher, Kaurimuscheln, Lichtergießformen, Papier, Angeln, Dampfpfeifen, allerlei Handelsartikel, Drucklettern, Zeltstangen, Patronen, Karbol, Chloroform, Sägen, Samen, Reisekoffer und Spielzeug, Büchsen mit Speck, Reisetaschen, Pumpen, Pflugscharen und alle möglichen Maschinenteile durcheinander. Wohl mochte Verzweiflung auf Mackays Gesicht geschrieben stehen, als er sich hinsetzte, um von seiner zweijährigen Reise auszuruhen und dieses schauderhafte Durcheinander anstarrte. Nach

zehn Tagen angestrengtester Arbeit von morgens früh bis abends spät konnte er schon mit größerer Gemütsruhe um sich blicken. Der Regenmesser war nicht mehr mit Rattenschmutz gefüllt, und im Dampfkessel lagen keine Bücher mehr. Keine Schraube fehlte mehr an den Maschinen, alle Werkzeuge waren wohlsortiert in Kasten untergebracht. Dank der umsichtigen Fürsorge des Lieutenant Smith war auf dem unendlich mühseligen Marsche von der Küste bis Kagei fast kein wichtiges Stück der wertvollen Ausrüstung verloren gegangen.

Die zweite Arbeit diente dem Segelboot der Mission, der Daisy; sie lag vor Kagei in einem beklagenswerten Zustand vor Anker, keine Planke war mehr fest. Was die Zähne eines Flußpferdes in der Jordans Nullah ganz gelassen, das hatten die Sonnenstrahlen durchlöchert, und was ihnen nicht zum Opfer gefallen war, hatten die weißen Ameisen am Strande zerstört. Tag für Tag besserte er an den Planken herum und kalfaterte die Löcher, immerzu mit Hammer und Meißel unter dem Schiffchen herumkriechend, während Haufen von Wilden herumstanden und voll Verwunderung zusahen, wie der weiße Mann sein großes Boot ausflickte.

Es lag Mackay daran, auch mit dem Häuptling Lukonge auf Ukerewe, dem Mörder von Smith und O'Neill, wieder freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Er beschloß deshalb, ihm einen Besuch abzustatten. Seine Leute drängten ihn, von diesem Plane abzustehen, da ihn Lukonge gewiß auch töten werde. Als sie einsahen, sie könnten ihn nicht abschrecken, baten sie wenigstens darum, ihn nicht begleiten zu brauchen. So ging er allein, nur mit einem Dolmetscher, den ihm der freundliche Häuptling von Kagei mitgab; auch seine Waffen ließ er zurück, um anzuzeigen, daß er in friedlicher Absicht komme. Lukonge nahm ihn freundlich auf und sprach sein Bedauern über die Ermordung Smiths und O'Neills aus. Als aber Mackay die Auslieferung der Waffen und besonders der Tagebücher der beiden Ermordeten verlangte und erklärte, ohne diesen Beweis von Entgegenkommen könnten die Engländer keine neuen Beziehungen mit ihm anknüpfen, da wich

Lukonge aus und ließ Mackay unverrichteter Sache wieder abfahren. Bei seiner Rückkehr nach Kagei wurde Mackay von den Eingebornen, die ihn kaum wiederzusehen erwartet hatten, mit großer Freude begrüßt. Aber seine eigenen Leute hatten ein schlechtes Gewissen; sie hatten in der Meinung, er sei auf Ukerewe ermordet, alle seine Vorräte aufgezehrt. Das hatte für ihn die sehr unangenehme Folge, daß er ganz auf die einheimischen, noch dazu meist ungenügend zubereiteten Lebensmittel angewiesen wurde; und wohl eine Folge davon waren die heftigen Fieberanfälle, die ihn noch zwei Monate in dem ungesunden Kagei zurückhielten.

Wir müssen unsere Blicke zu dem einsamen Missionar Wilson in Uganda zurückwenden. Ende Juli 1877 hatte ihn Lieutenant Smith mit dem Versprechen verlassen, nach drei Monaten werde er zurückkommen. Inzwischen machte sich Wilson an die großen, vor ihm liegenden Missionsaufgaben. Nachdem er das kleine, aber zunächst ausreichende Tigergrashaus bezogen hatte, welches Mtesa für ihn hatte erbauen lassen, galt es, die Elemente der Landessprache zu erforschen. Der ehemalige christliche Diener Stanleys, Mufta Dallington, leistete ihm hierbei einige Hülfe. Es wurden regelmäßige Sonntagsgottesdienste an Mtesas Hof eingerichtet; der König hißte auch des Sonntags seine Flagge, um seinem Volke den heiligen Tag anzuzeigen. Auch an anderen Tagen ging Wilson an den Hof und nahm an der Baraza oder Ratsversammlung teil, und fast immer fand sich Gelegenheit, eine religiöse Frage anzuregen oder einen Lehrpunkt des Christentums zu beleuchten. Widerspruch fand er nur bei den arabischen Händlern, welche sich seit längerer Zeit an Mtesas Hof aufhielten. Diese hatten den ganzen Handel Ugandas mit der Küste in ihrer Hand und waren ohne Ausnahme Sklavenhändler. Sie sahen das Eindringen der Engländer ungern; denn sie wußten, daß diese den Sklavenhandel bekämpften, und fürchteten, daß sie früher oder später den Versuch machen würden, auch den ganzen übrigen Handel Ugandas in englische Hände zu bringen. Diese Feindschaft der Araber ist im ganzen weiteren Verlauf der Geschichte

Ugandas von großer Bedeutung, und wir müssen deshalb hier einen Augenblick dabei verweilen.

Echte Araber, d. h. aus Arabien gebürtig, waren nur wenige dieser „Araber", und diese echten kamen aus Yemen und Maskat in Südostarabien; die Mehrzahl waren Halbblut-Araber dunkler Hautfarbe aus Sansibar und von der Sansibar gegenüberliegenden Suaheli-Küste. Einige stammten auch aus Beludschistan und aus Ägypten. Gemeinsam hatten sie den Islam als Religion und den Sklavenhandel als Profession. Freilich mit ihrem Islam ist es gewöhnlich nicht weit her; sie können die Buchstaben des Koran lesen, aber nur wenige verstehen Arabisch und wissen deshalb, was sie lesen; sie halten den Ramadhan oder Fastenmonat, essen kein Schweinefleisch und rufen „La alla ila alla", „es ist kein Gott außer Gott". Im übrigen sind sie weitherzig, sie trinken berauschende Getränke, sie heiraten und kaufen eingeborne Frauen, sie treiben Zauberei und selbst Fetischdienst, und sie scheuen sich vor keiner Bosheit, Lüge, Verleumdung und Gewaltthat, wenn es gilt, einem Gegner zu schaden oder ihn aus der Welt zu schaffen. Sie haben in Central-Afrika ein großes Verdienst, das ihnen ungeschmälert bleiben soll, sie haben die Wege in Ost- und Centralafrika gebahnt und die großen Karawanenstraßen gebildet. Überall ist die geographische Entdeckung auf den Spuren ihrer Handelswege gezogen, und nur durch ihre Vermittlung und mit ihrer Hülfe sind die ersten großen Entdeckungen ausgeführt worden. Aber dies Verdienst wird mehr als aufgewogen durch die tausend blutenden Wunden, welche sie durch ihre Sklavenjagden, Sklaventransporte und Sklavenmärkte dem unglücklichen Erdteil zugefügt haben. In Uganda sind sie von Anfang an die gefährlichsten Feinde der Mission gewesen. Sie haben allen ihren Einfluß daran gesetzt, um das Vordringen des Christentums und damit die Macht der Weißen zu verhindern und zu nichte zu machen.

König Mtesa zeigte in diesen frühen Tagen der Mission bisweilen eine wunderbare Bereitwilligkeit, das Wort Gottes anzunehmen und schien zu Zeiten ganz davon hingenommen.

Als Wilson eines Sonntags anläßlich der Geschichte von der Auferweckung des Lazarus von der Helfermacht Christi sprach und seine Zuhörer drängte, sogleich zu ihm zu kommen, so lange es noch Zeit sei, da nahm der König das Wort und sprach sehr beredt; er ermahnte seine Unterthanen, jetzt an Christum zu glauben, da sie es nur in diesem Leben könnten; wenn sie tot wären, sei es zu spät.

Aber derartige religiöse Eindrücke waren bei Mtesa nur vorübergehend. Als der Reiz der Neuheit dahin war, hörte auch sein Interesse auf. Das bekam zuerst Wilson selbst zu fühlen. Mtesa hatte versprochen, ihn und seine Diener regelmäßig mit den landesüblichen Nahrungsmitteln, Ziegenfleisch und Bananen, zu versorgen, und Lieutenant Smith hatte deshalb nur wenig „Geld", d. h. Kaurimuscheln, Kaliko ꝛc., zurückgelassen. Als nun Mtesas Begeisterung verrauchte, wurden diese Lieferungen erst unregelmäßig, und dann schliefen sie mit der Zeit ganz ein. Einen öffentlichen Markt gab es damals in Uganda noch nicht; es war vielmehr Gesetz, daß niemand den „Gästen des Königs" etwas verkaufen dürfe. Da war Wilson oft in Verlegenheit, sich von einem Tage zum andern die notwendigen Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Mtesas anfängliches Interesse kehrte sich sogar in das Gegenteil um, er war enttäuscht. Er hatte erwartet, die Missionare würden ihm Pulver und Kugeln, Flinten und Kanonen und dergleichen bringen und herstellen, und nun lehrte Wilson einen Tag um den andern und behauptete, zu nichts hergeschickt zu sein als zum Lehren. Mtesa fing an in Wilson zu drängen, er solle ihm endlich die Dinge geben, wonach sein Herz verlange. Wilson blieb dabei, es sei nicht seines Amtes, Kugeln zu machen, er sei nur gekommen, das Wort Gottes zu lehren. Da ließ ihn Mtesa sein Mißfallen auf empfindliche Weise fühlen. Eines Tages erschienen einige Häuptlinge bei ihm und erklärten ihm, er habe sein Haus sogleich zu verlassen; Mtesa wolle nicht mehr, daß er darin wohne. Wilson fragte, wohin er denn ziehen solle? Sie wiesen ihn nach ein paar elenden, baufälligen Hütten. Er erklärte, dahinein könne er

nicht ziehen, da werde er sterben; solle er sein altes Haus verlassen, so müsse ihm Mtesa zuvor ein neues Haus bauen. Der König gab nach, eine neue Hütte wurde errichtet und Wilson mußte umziehen. Natürlich hatten diese Launen Mtesas ihren Einfluß auf die Gottesdienste, sie wurden weniger besucht, und die Aufmerksamkeit wurde geringer.

Inzwischen gingen die verabredeten drei Monate zu Ende, und noch war keine Nachricht von Smith da. Wilson fühlte sich recht einsam. Am 21. Nov. 1877 schrieb Wilson: „Da dies meine erste Probe des Lebens in der Einsamkeit ist, habe ich mich zu Zeiten wirklich verlassen gefühlt; aber letzthin habe ich gute Gesellschaft gefunden in Gestalt von Briefen und Zeitungen aus fünf Monaten, welche mir Smith hat zukommen lassen. Unglücklicherweise hat der Araber, der sie brachte, dieselben an den König, anstatt an mich abgeliefert, und ich habe die größte Schwierigkeit gehabt, sie von diesem zu erlangen. Ich habe sie einen nach dem andern von ihm herausziehen müssen. Er hat immer noch eine Anzahl, und ich weiß nicht, wann ich sie bekommen werde.“ Auch seine Kleider wurden fadenscheinig und rissig, und er hatte Not, sie anständig zu erhalten. Ein Lichtstrahl in dieser Einsamkeit war ein Besuch Emins (damals Bey, später Pascha) am Hofe Mtesas. Aber so groß war der Argwohn und die Mißgunst des Königs bereits, daß er Wilson keine Besprechung unter vier Augen mit Emin gestattete. Kein Wunder, daß sich Wilson recht verlassen fühlte und sich nach Botschaft von den Missionaren im Süden des Sees sehnte.

Endlich, am 30. Dezember, einem Sonntag, trat während des Gottesdienstes ein Mann zu ihm und erzählte ihm, Hassani, der Dolmetscher, der bei Smith und O'Neill gewesen war, sei angekommen und wünsche ihn zu sprechen. Er ließ ihm sagen, er möge warten, bis der Gottesdienst zu Ende sei. Als er aber eben nach der Predigt heimgehen wollte, tauchte plötzlich Hassani mit zwei oder drei andern Leuten auf, kniete vor Mtesa nieder und sagte: „Majestät, Smith und O'Neill und alle ihre Wanguana (d. h. Sansibar-Dienstleute) sind tot, Lukonge hat sie getötet.“ Wilson traute kaum seinen Ohren;

der Schlag war zu plötzlich und zu hart, er nahm ihm fast den Atem. Er legte Hassani noch ein paar Fragen vor und sagte dann zum König, er müsse nach Hause gehen. Hier unterwarf er Hassani einem gründlichen Kreuzverhör, aber nur um sich zu überzeugen, daß seine Freunde, auf deren Ankunft er von Tag zu Tag gehofft hatte, wirklich tot seien, und daß er im Innern Afrikas ganz allein stehe. Am 2. Januar 1878 brach er nach Kagei auf, um die Einzelheiten des schrecklichen Mordes in Erfahrung zu bringen und sich zugleich mit neuen Vorräten zu versehen.

Die Reise dehnte sich viel weiter aus, als er zunächst vorgehabt hatte. Er fand unter den Vorräten in Kagei dasjenige nicht, was er brauchte; er beschloß deshalb, nach Tabora weiterzureisen, um dort von den Arabern Zeug zu kaufen, und wie er hoffte, dort auch mit Mackay zusammenzutreffen. Diesen traf er nun zwar nicht, aber an seiner Stelle den Engländer Morton, welchen Mackay mit der Hilfsexpedition abgesandt hatte. Auf der Rückreise hielt ihn die Regenzeit auf. Der Monat März ging zu Ende, ehe er seinen Fuß wieder auf den Boden Ugandas setzte. Und noch immer war er einsam und allein. Mtesa hatte schon gefürchtet, er werde überhaupt nicht wiederkommen; ein heidnischer Priester hatte ihm das prophezeit; so zeigte sich der König sehr erfreut, ihn wieder zu sehen.

Die Missionsarbeit ging nun wieder ein Vierteljahr ruhig fort; Wilson hatte die Anfangsgründe des Luganda erfaßt. Unter den Häuptlingen regte sich ein wenig Lerneifer; sie fingen an, den Missionar in seiner Wohnung zu besuchen und ihn zu Gegenbesuchen aufzufordern. Wenigstens vier Schüler hatten sich auch zum Unterricht eingefunden, ein sehr kleiner Schulanfang. Da machte sich Mitte Juni 1878 Wilson noch einmal auf die Reise nach dem Süden. Er hoffte jetzt bestimmt Mackay zu treffen. Da er das Missionsboot schon im April nach Kagei zurück geschickt hatte, hatte er Not, die zur Reise erforderlichen Kähne zusammen zu bekommen. Er mußte sie sich einzeln auf den Sesse-Inseln zusammensuchen. Stürme

und Windstillen machten obendrein die Reise recht gefährlich. Endlich kam er in Kagei an. Als er sich dem Dorfe näherte, wurden im Boote zwei Schüsse abgefeuert, um seine Ankunft anzuzeigen. Schnell sammelte sich eine Volksmenge am Ufer. Er sprang aus dem Boot, sobald es auf den Sand auffuhr, und fragte den ersten Mann, der ihn begrüßte, ob irgend welche Nachrichten von den Wasungu, den Weißen, da seien. Ja, Mackay war angekommen. Nach ein paar Minuten hielt er ihn an der Hand, den ersten Missionar, den er seit Jahresfrist wieder begrüßte. Sie gingen zusammen nach dem Dorfe, und nach dem Abendbrot saßen sie noch stundenlang, gegenseitig alle ihre Erfahrungen und Mühsale austauschend. Die Hähne begannen schon zu krähen, und der erste blasse Lichtschein erschien im Osten, ehe sie sich zur Ruhe zurückzogen.

Da Mackay die Daisy inzwischen fertig geflickt und die Missions-Vorräte in Kagei geordnet hatte, trafen sie sogleich die Vorbereitungen zur Rückreise nach Uganda. Sie beschlossen, längs der Westküste hinzusegeln, um den um diese Jahreszeit besonders heftigen Stürmen auszuweichen. Als sie aber auf der Höhe von Magongo in Usongora angekommen waren, wurden sie durch Mangel an Lebensmitteln genötigt, nahe an das Land heranzurudern. Aber sie hatten dort kaum Anker geworfen, als die von einem vorüberbrausenden Sturme erregten Wellen über sie hereinbrachen. Eine Riesenwelle tauchte das Bugspriet unter die Ankerkette und riß den Bootrand an der Sturmseite hinweg, so daß das Wasser in das offene Boot hineinströmte. Dieses fing an zu sinken, und die Bootsleute wurden von einem solchen Schrecken erfaßt, daß nichts übrig blieb, als möglichst schnell das Ufer zu gewinnen. Sie wanden also so schnell als möglich den Anker auf, und im nächsten Augenblick liefen sie auch schon am Ufer auf. Sie versuchten, mit vereinigten Kräften das Boot der starken Brandung zu entreißen; dasselbe war indessen zu schwer, und bald war es durch die heftigen Wellen ein vollständiges Wrack. Die Eingebornen brachten Bananen als Speise herbei und halfen bereitwillig, am Strande in aller Eile ein paar Hütten zum Schutz der beiden Missionare und

ihrer wertvollen Güter aufzurichten. Die Missionare machten sich gleich an die Arbeit, die Daisy wieder herzustellen — ungefähr so, schreibt Mackay, wie wenn man aus einem Paar Stiefeln ein Paar Pantoffeln macht. Sie suchten alle Trümmer zusammen, ließen in der Mitte acht Fuß wegfallen und setzten, was vom Vorder- und Hinterteil übrig geblieben war, zusammen, flickten mit dem Holz von der Mitte aus, und nach acht Wochen harter Arbeit konnten sie die Daisy wieder auf dem Njansa aussetzen.

Endlich im Novbr. 1878 kamen sie in Rubaga an, Wilson zum drittenmal nach fünfmonatlicher Abwesenheit, Mackay zum erstenmal nach $2^1/_2$jähriger Reise. Mtesa hieß beide willkommen und überreichte ihnen in der Empfangsaudienz ein großes Paket Zeitungen und Briefe, die inzwischen durch Emins Vermittlung über Ägypten von Norden her angekommen waren. Sie enthielten die wichtige Nachricht, daß vom Nil her eine neue Verstärkung, nämlich die drei Missionare, der Arzt Felkin, Litchfield und Pearson herannahten. Mtesa zeigte sich auch über diese Botschaft erfreut; er erklärte: „Wenn noch weitere zwanzig Wasungu — Weiße — kämen, ich würde sie gern aufnehmen." Als deshalb acht Tage später in Rubaga die Meldung eintraf, die Missionare seien in Mruli, der südlichsten ägyptischen Station an der Grenze von Uganda angekommen, eilte Wilson ihnen entgegen, um sie zu empfangen, und Mtesa gab ihm 200 Träger und 100 Soldaten als Ehrenwache mit, um das ganze Gepäck der Ankömmlinge sicher nach Rubaga zu bringen. Auch diese neue Reise Wilsons dehnte sich weiter aus, als er gedacht hatte. Als er in Mruli ankam, fand er dort keinen Weißen, sondern nur einen Brief von Pearson vor mit der Aufforderung, er möge nach Foweira, noch 14 Meilen nilabwärts, kommen. Er bestieg ein paar ausgehöhlte Nilkähne und fuhr dorthin, in der Hoffnung, in Foweira gewiß mit den erwarteten Freunden zusammenzutreffen. Aber sie waren auch dort nicht, und er konnte auch durchaus nicht sicher in Erfahrung bringen, wo sie sich eigentlich befänden. Endlich, nachdem Wilson 20 Tage in banger Sorge in Foweira gewartet hatte, traf am 1. Januar

1879 ein weiterer Brief von Pearson ein mit der Meldung, sie befänden sich in Keroto, nur noch drei Tagereisen von Foweira. Dort traf Wilson endlich mit den sehnsüchtig Erwarteten zusammen.

Die Nachricht von der Ermordung Smiths und O'Neills hatte die drei Missionszöglinge Pearson, Litchfield und Hall getrieben, sich als Freiwillige für die Uganda-Mission zur Verfügung zu stellen. Es wurde beschlossen, daß diese drei mit Dr. Felkin, einem jungen Arzte, auf der geographisch kürzesten Route, auf dem Nilwege, nach Uganda reisen sollten. Gerade damals hatte nämlich der General-Gouverneur des ägyptischen Sudan, Gordon, eine Stationenkette bis zum Albert-See und dem Oberlauf des Nil vorgeschoben und eine Anzahl von kleinen Dampfschiffen angeschafft, um den Verkehr zwischen den einzelnen Stationen zu vermitteln. Gordon nun hatte versprochen, er werde eine durch seinen Machtbereich reisende Missionsexpedition auf jede Weise unterstützen und alle Kosten ihres Aufenthalts im ägyptischen Sudan tragen. Da konnte man den Versuch schon wagen, den Nilweg zu benutzen. Die Missionare reisten im Dampfschiff über Suez nach Suakim. Die intensive Hitze auf dem Roten Meere, 30—31 Grad R, warf einen aus ihrer Zahl, Hall, nieder und nötigte ihn, obgleich widerstrebend, nach Hause zurückzukehren. Die andern bestiegen in Suakim Kamele und durchkreuzten auf einem anstrengenden Ritte die Wüste bis Berber am Nil; dort erwartete sie ein ägyptischer Dampfer und geleitete sie nach Khartum. Hier wurden sie vom Gouverneur Gordon äußerst gastfrei aufgenommen, bewirtet und für ihre Weiterreise ausgerüstet. Diese Weiterreise zu Dampfschiff war gefährlich und aufreibend. Der Bahr el Abiad war vielfach durch schwimmende Inseln gesperrt, welche von den Schilfseen am Oberlauf des Nil stromabwärts getragen wurden und in manchen Jahren die Schiffahrt fast unmöglich machten. Der Dampfer fuhr sich mitten in einer trostlosen Sumpfgegend, wo nicht einmal Lebensmittel zu haben waren, derart fest, daß er erst nach vierzig Tagen von einem andern, zufällig vorüberfahrenden

Regierungsdampfer befreit werden konnte. In Ladó genossen die Missionare wieder große Gastfreundschaft bei dem ägyptischen Gouverneur Emin (Dr. Schnitzler). Von da ging es abwechselnd zu Land, zu Kanoe und zu Dampfer bis Magungo am Fuß der Murchison-Fälle oberhalb des Albert-Sees. Die nächste Strecke der Straße durch Unioro war fast unpassierbar, bald durch hohes Gras, welches, wenn einer vorübergegangen war, mit empfindlicher Kraft auf den Nachfolgenden zurückprallte, bald über Bäume und Schlingpflanzen, die den Weg versperrten, bald durch ungesunde Sümpfe. Sie wurden hart vom Fieber geplagt. Obendrein führte jetzt der Weg durch das Gebiet Kabarégas, des Königs von Unióro, und dieser schien entschlossen, den Missionaren den Durchzug nach Uganda zu verlegen. Sie wurden von seinen Kriegsscharen angegriffen, und nur die sie begleitende ägyptische Eskorte jagte die Wanióro in die Flucht. Unter diesen Umständen waren die drei Reisenden recht froh, daß ihnen Wilson schon bis jenseits der Grenze von Uganda entgegenkam und eine genügende Waganda-Schutztruppe mitbrachte. Trotzdem war die Strecke von der letzten ägyptischen Station Mruli bis in die Nähe von Rubága fast das gefährlichste Stück Wegs. Die Wanióro lauerten ihnen auf. Man marschierte bei Nacht; eine Schar von Wachtposten geleitete den Zug auf allen Seiten, und man war froh, mit genauer Not einem zweiten, blutigen Zusammentreffen mit den Eingebornen auszuweichen. Endlich am 14. Februar 1879, neun Monate nach ihrer Abreise von England — und fünf Monate später, als sie erwartet hatten, — trafen die Missionare nach ihrer langen, mühsamen Reise mit Wilson in Rubága ein. Ein glänzender Empfang wurde ihnen von seiten Mtesas zu teil.

„Am Tage nach unsrer Ankunft — erzählt Dr. Felkin — begann sich eine ziemliche Anzahl Volks beiderlei Geschlechts und jeden Alters um unser Gehöft zu drängen, um uns Ankömmlinge zu Gesicht zu bekommen; und längs der breiten, wohlgehaltenen Straßen stand eine lärmende, gestikulierende Menge, alle begierig nach einem Blick auf die Weißen. Sie

waren in das einheimische mbugu oder Rindenzeug gekleidet. Gegen 8 Uhr vormittags kam ein Page mit mehreren Soldaten vom König, um uns aufzufordern, daß wir uns fertig machen möchten, da es bald Zeit für unsern Empfang sei. Da wir von Mtesas großer Ungeduld hörten, beeilten wir uns und standen alle fertig, als zur festgesetzten Stunde ein Häuptling mit einer Eskorte von Soldaten mit Trommeln und Fahnen kam, um uns zum König zu führen.

„Kaum waren wir aufgebrochen, als drei oder vier hübsch in schlafrockähnliche Gewänder gekleidete Pagen fortstürzten, um Mtesa zu sagen, daß wir unterwegs seien; und auf dem ganzen Wege zwischen unserm Hause und dem Palaste trafen wir alle paar Minuten atemlose Pagen, die Empfehlungen vom König überbrachten und uns zur Eile antrieben, da der König vor Ungeduld, uns zu empfangen, brenne. Als wir noch 500 Ellen vom Palast entfernt waren, wurde die große Fahne am Flaggenstock aufgezogen und ein Salut abgefeuert. Eine Soldatenwache in schönen Uniformen mit türkischen Kappen und Schuhen, mit Trommeln, Flöten, Hörnern und Mtesas eigener Fahne, trat heraus, uns zu empfangen. Als wir am Außenthor des Palastes ankamen, fanden wir eine andere Soldatenschar aufgestellt, und in den fünf Höfen, durch welche wir zu gehen hatten, ehe wir in den Thronsaal kamen, bildeten Soldaten auf beiden Seiten Spalier.

„Die Volksmenge, die uns bis zum Palastthor begleitet hatte, blieb draußen. Wir waren sehr überrascht durch die Ordnung und Ruhe, die innerhalb des Palastgehöftes herrschte. Die beiden Häuptlinge und der Führer, die uns von Mruli her geleitet hatten, gesellten sich vor dem Thronsaal zu uns und führten uns in einen Seitenraum zur Linken, wo Mtesa lag, da er nicht wohl genug war, um auf dem Thron zu sitzen. Am Eingang der großen Halle saßen des Königs Henker, eine Truppe von kräftigen Männern, von denen jeder als Turban ein zusammengelegtes Tau trug, von welchem Stricke übers Gesicht herabhingen. Die arabisch gekleideten Häuptlinge, von denen jeder einen Stock in der Hand hielt,

saßen teils auf Holzschemeln, teils auf Matten, während der kranke König ausgestreckt auf einem kostbaren Teppich lag, mit dem rechten Arm auf schneeweiße Leinwandkissen gestützt. Er ist ein schöner Mann, ungefähr sechs Fuß hoch und von ebenmäßigem Körperbau. Sein Gesicht ist wohlgeformt, trägt aber die Spuren schweren Leidens. Seine großen, glanzlosen Augen sind gewöhnlich unbelebt, leuchten aber in hellem Feuer auf, wenn sie von Zorn oder Freude erfüllt werden. Er trug ein kleidsames, reich mit Gold- und Silberfäden gesticktes arabisches Gewand, seinen Kopf bedeckte ein Turban und vor ihm lag ein großes, juwelenbesetztes Schwert, mit dessen Heft seine langen, nervösen Finger spielten.

„Nach einer Pause von mehreren Minuten fragte der König die Missionare, ob sie ihn genug angesehen hätten, ließ sie sich einzeln vorstellen und empfing die mitgebrachten Briefe. Besonders der von der englischen Königin und dem Lord Salisbury machte ihm Freude und entlockte ihm die Bemerkung, daß außer Ihrer Majestät von England und seiner eigenen kein Monarch der Welt auch nur der geringsten Achtung würdig sei. Nachdem auch der Brief des Vorstandes der Missionsgesellschaft verlesen war, äußerte Mtesa seine lebhafte Befriedigung, „daß man so weit herkomme, um des Anblicks seiner gnadenreichen Persönlichkeit teilhaftig zu werden." Besonders begierig war er zu wissen, „was die öffentliche Meinung in Europa von ihm und seinem Reiche halte, ob seine erhabene Majestät den Gegenstand der Gespräche hervorragender Personen bilde, und ob nicht alle Welt von der Größe seiner Macht rede." Endlich wurden die Geschenke hereingebracht, eingehend besichtigt und gnädigst belobt. Damit war die Audienz zu Ende."[1])

Noch an demselben Nachmittag wurde Dr. Felkin als Arzt zu Mtesa berufen; der König war seit Monaten krank, geschlechtliche Ausschweifungen hatten seine Kräfte vor der Zeit aufgezehrt. Er hatte 7000 Frauen, 70 Söhne und 88 Töchter.

[1]) Wilson und Felkin, Uganda. Bd. II, 1 ff. Warneck, Missionsstunden II, 1, 165 f.

Trotzdem war sein Zustand nicht hoffnungslos, wenn er sich nur einer eingehenden, ärztlichen Behandlung hätte unterwerfen wollen. Felkin hatte aber einen schweren Stand mit seinem hohen Patienten. Wenn er Medizin brachte, mußte erst er selbst, dann einige Pagen und Häuptlinge davon trinken, ehe Mtesa einen Tropfen nahm; er fürchtete, er möchte vergiftet werden. Einmal hatte Felkin eine Flasche Medizin zum Einreiben, äußerlich zu brauchen, gebracht. Auf dem Heimwege hörte er Leute hinter sich schreien: „Doctori, der König läßt fragen, ob er diesen Topf Bier trinken darf?“ Felkin kostete, da hatten die argwöhnischen Waganda die äußerliche Medizin zwischen das Bier geschüttet, um sich zu überzeugen, daß nichts Schädliches darin sei! — Die Hofetikette verlangte, daß der König nur bei der Barasa für jedermann, und in den Privatgemächern nur für die ersten Minister sichtbar sei. Damit konnte sich Felkin nicht begnügen; er mußte den König jederzeit auch unter vier Augen sprechen und untersuchen können. Er setzte seinen Willen durch, zog sich aber dadurch die giftige Feindschaft des Katikiro zu. — Ein andermal fragte der König Felkin ganz harmlos: „Doctori, wie lange, denkst du, werde ich noch Medizin einnehmen müssen?“ Er sagte es ihm. Der König schwieg ein paar Minuten, dann sagte er: „Doctori, bringe mir genug Medizinflaschen, um mich zu kurieren.“ „Warum?“ fragte Felkin. „O,“ antwortete der König ganz kühl, „meine Häuptlinge wünschen, daß ich dich töte, und dann wird mir niemand Medizin machen wollen.“

Ein andermal ging Felkin an den Hof und teilte Mtesa mit, sie hätten keine Nahrungsmittel mehr. Der König versprach, dem Mangel ein für allemal abzuhelfen. Er gab einer seiner Frauen leise einen Befehl; sie verschwand und kehrte bald mit 18 jungen Frauen zurück, die Bananenbündel trugen. Sie waren in einheimisches Rindenzeug gekleidet und sahen keineswegs häßlich aus. Sie legten ihre Lasten auf den Boden nieder und setzten sich im Halbkreis um die Thür. „Da, Doktor,“ sagte der König, „genügt das?“ „Für ein oder zwei Tage,“ entgegnete der Doktor, „aber es ist nicht sehr viel.“ „Aber du bist sehr undankbar,“ erwiderte Mtesa, „ich

meine, du sollst die ganze Gesellschaft haben; dann können die Frauen euch ernähren, ich kann es nicht." Ein Geschenk von achtzehn schwarzen Schönheiten konnte Felkin wohl einen Augenblick aus der Fassung bringen; aber er erholte sich von seiner Überraschung und lehnte das schmeichelhafte Anerbieten ab. Eine Wolke erschien auf des Königs Antlitz. „Warum willst du sie nicht haben?" forschte er, „habt ihr bei euch zu Lande keine Frauen?" „Ja," antwortete Felkin, „aber sie sind uns gleich; wir gestatten nur jedem ein Weib, und wir verschenken deshalb die Frauen nicht so in Masse." Darauf rief der König in großem Zorn aus: „Ihr kommt hier her und sagt, alle Menschen seien Brüder, und euer Gott liebe alle ebenso wie euch, und doch haltet ihr euch für zu gut, zu leben wie wir."

Doch durfte die ärztliche Thätigkeit Felkins auch bisweilen tiefere, erfreuliche Eindrücke auf Mtesa hervorbringen. Felkin zeigte ihm seine anatomischen Tafeln; Mtesa wurde nicht müde, sie zu betrachten und sich erklären zu lassen. Als ihm einmal der Doktor die Hand und die Muskeln gezeigt hatte, welche die Finger bewegen, sagte Mtesa: „Wie wunderbar! Ich könnte so etwas nicht machen und sollte auch nicht zerstören, was ich nicht machen kann." Der Arzt benutzte diese Gelegenheit, ihm wegen seiner bösen Gewohnheit, seinen Unterthanen die Hände, Nasen und Ohren abschneiden zu lassen, sehr ernstlich ins Gewissen zu reden. Der König versprach es in Zukunft nicht mehr zu thun; gehalten hat er dies Versprechen leider nicht.

Inzwischen hatte seit der Ankunft Mackays (im November 1878) auch die eigentliche Missionsarbeit einen neuen Aufschwung genommen. Mackay war gerade der rechte Mann für dieses schwierige Missionsfeld. Erfüllt von glühender Begeisterung für die Bekehrung der Waganda und vor allem ihres Königs, war er doch zugleich so vielseitig und praktisch, daß er dem König und seinen Häuptlingen die mannigfachsten Dienste erweisen konnte. Mtesa schien entschlossen, die Kunstfertigkeit dieses außerordentlichen Laienmissionars bis aufs äußerste auszunutzen, aber Mackay war ebenso entschlossen, die geistliche Arbeit als die Hauptsache und den Zweck seines Hierseins nie

aus dem Auge zu verlieren. So errichtete er zwei Werkstätten auf dem Missionsgehöft, fing für den König einen Wagen zu bauen an und fuhr ein paar Ochsen ein. Aber zugleich predigte er jeden Sonntag das Evangelium mit solchem Ernst und Nachdruck, daß Mtesa von seinem Eifer angesteckt wurde. Am Weihnachtsfeste 1878 erschienen alle Häuptlinge in Gala, um die Weihnachtsgeschichte zu hören. Und wenige Wochen darauf gab der König zwei Gesetze, welche die Grundlage einer neuen Zeit für Uganda hätten werden können, wenn sie gewissenhaft ausgeführt wären; das eine verbot in ganz Uganda den Sklavenhandel und das andere die Sonntagsarbeit. Freilich kann man bei aller Anerkennung des heiligen Eifers Mackays die Bemerkung nicht verschweigen, daß beide Gesetze von vornherein vorläufig aussichtslos waren, weil sie im Volksleben noch keine Grundlage hatten. Was nützte es in einem Lande die Sonntagsarbeit zu verbieten, wo doch der Sonntag nur an einer einzigen Stelle, nämlich in dem königlichen Palast, durch Gottes Wort geheiligt werden konnte? Und wie wollten sich Mtesa und seine Häuptlinge alle die ihnen so überaus wichtigen Produkte Europas verschaffen, wenn sie den einzigen Handel im Lande, den Sklavenhandel, unter Strafen stellten. Aussicht hätte dies Gesetz doch nur gehabt, wenn Mackay einen geordneten, christlichen Handel hätte einführen können, woran damals noch nicht zu denken war. Deshalb hatten diese beiden Gesetze nur als Stimmungsbilder des Einflusses, den Mackay bereits erlangt hatte, einigen Wert.

Unter solchen Umständen war jeder Zuwachs der Missionskräfte willkommen. Es langten außer den drei vom Nil her gekommenen Missionaren von Süden her noch die beiden Missionare Copplestone und Stokes an, so daß im April 1879 nicht weniger als sieben Missionare (2 Geistliche Wilson und Litchfield, ein Arzt Felkin, ein Ingenieur Al. Mackay und drei Laienhelfer Pearson, Copplestone und Stokes) in Rubága bei einander waren. Welche Aussichten für eine gedeihliche Missionsarbeit!

Aber schon waren zwei Gefahren im Anzug, ohne daß

die Missionare es wußten: die eine kam von einer katholischen Missionsexpedition her, deren Ankunft des Königs Freundschaft für die evangelischen Lehrer heftig erschütterte und seine Selbstsucht aufstachelte; die andere nahte in Gestalt eines verhängnisvollen Briefes aus Sansibar, dessen an sich unverfänglicher Inhalt den Feinden der Missionare Gelegenheit bot, diese als Betrüger und Lügner darzustellen.

Als die Missionare am 23. Febr. 1879, einem Sonntag, sich wie gewöhnlich im Palaste des Königs zum Gottesdienste einfanden, war alles in Aufregung wegen der Ankunft zweier Weißen, die demnächst vom König empfangen werden sollten. Der Gottesdienst fiel aus. Die Missionare begaben sich in die Empfangshalle. Die beiden Fremden waren katholische Missionare, Pater Lourdel und Bruder Amans von den „Vätern unsrer lieben Frau von Afrika" des damaligen Bischofs, späteren Erzbischofs und Kardinals Lavigerie; gewöhnlich die „weißen Väter" genannt. Sie übergaben Briefe und Geschenke und brachten dann ihr Anliegen vor: Sie seien ihrer fünf; drei seien am Südende des Sees mit dem Gepäck zurückgeblieben; ihre Absicht sei, in Uganda eine industrielle katholische Mission zu gründen; der König möge ihnen hierzu Erlaubnis geben und ihre drei Gefährten samt ihren Sachen abholen lassen. Als er geendet hatte, wandte der König sich an Mackay und forderte ihn auf, seine Meinung zu sagen. Dieser setzte auseinander, daß die evangelische und katholische Mission sehr verschieden voneinander seien, daß die Katholiken Bilder verehren, die Heiligen anrufen, dem Papst gehorchen u. s. w. Er könne deshalb den König nur warnen, die katholischen Missionare in sein Land kommen zu lassen. Zum Schluß aber wandte er sich an Pater Lourdel und erinnerte ihn an eine Übereinkunft, die seinerzeit zwischen dem Pater Horner, dem katholischen Missionar in Bagamoyo, und den evangelischen Missionaren getroffen war[1]), „daß man sich gegenseitig in diesen

[1]) In welchem Jahr dieses Abkommen getroffen ist, läßt sich nicht mehr feststellen, da über dasselbe sonst nichts bekannt ist; ich möchte annehmen, daß die Verabredung im Sommer 1876, als die erste Uganda-

Gegenden keine Konkurrenz machen wolle." Pater Lourdel antwortete: „Pater Horner hat uns davon allerdings Mitteilung gemacht; aber er gehört einem andern Orden an, und wir sind an sein Versprechen nicht gebunden." Der König genehmigte schließlich die Niederlassung der katholischen Gegenmission trotz des Widerspruchs der englischen Missionare.

Nach der Audienz hatten beide Teile das Bedürfnis, sich noch weiter auszusprechen. Die englischen Missionare luden daher den französischen Priester zum Abendessen ein und schickten ihm, als die Zeit hierzu gekommen war, zwei Jungen entgegen, um ihm den Weg zu zeigen, da die beiderseitigen Wohnungen ziemlich weit auseinander lagen. Kaum waren diese bei den Hütten angelangt, welche Mtesa den neuen Ankömmlingen eingeräumt hatte, als die Leute, welche er ihnen zur Bedienung und Bewachung beigegeben hatte, die Jungen packten und gebunden in zwei getrennte Hütten warfen. Offenbar wollte Mtesa eine friedliche Auseinandersetzung der beiderseitigen Missionare verhindern, um beide für seine Zwecke auszunutzen.

In der Nacht gelang es einem der Gefangenen, sich los zu machen und zu den Missionaren zurückzukehren. Natürlich begaben diese nach Empfang der überraschenden Nachricht sich sobald als möglich in den Palast und baten um Aufklärung und um Befreiung des zweiten Jungen. Letzteres wurde gewährt, Aufklärung aber ward ihnen nicht zu teil. Es sollte noch schlimmer kommen. Vier Tage später hörten die Brüder, daß beide Franzosen erkrankt seien, und sogleich machten sich zwei von ihnen, Litchfield und Mackay, auf, um ihnen bei-

Expedition sich längere Zeit in Bagamoyo aufhielt, stattgefunden hat. Die Wahrheit dieser Angaben abzustreiten, wie jetzt nachträglich die katholischen Missionsschriftsteller versuchen, liegt um so weniger Grund vor, als Kardinal Lavigerie sich selbst gelegentlich dahin geäußert hat, er werde Stationen seiner Missionare nur in einer Entfernung von wenigstens 40 (resp. 90) Kilometern von der nächsten protestantischen Missionsstation anlegen lassen. Dieser Einbruch in ein seit 1½ Jahren besetztes evangelisches Missionsgebiet ist also durch nichts zu rechtfertigen. (Vgl. zur Debatte über dieses Abkommen die Allg. Miss.-Ztschr. 1892, S. 470 ff.)

zustehen. Als sie am Palast vorüber gingen, kam ein Mann zu ihnen und teilte ihrem Burschen mit, wenn sie zu den Franzosen gingen, würden sie alle miteinander gebunden werden. Sie dachten sich dabei nichts Arges und gingen weiter. Aber bald sahen sie Bewaffnete hinter sich dreinstürmen. Sie wurden von 30 oder 40 Leuten zum Stehen gebracht, die um sie herumtanzten und ihre Speere und Keulen schwenkten. Mackay sah, daß sie in großer Gefahr waren, setzte sich sogleich nieder und rief Litchfield zu, dasselbe zu thun. Sie fragten, was das alles zu bedeuten habe, und mußten hören, es sei auf besondern Befehl des Königs geschehen. „Dann wollen wir zum König gehen," sagte Mackay. Als sie zum Palast kamen, sandten sie Botschaft hinein, sie müßten sogleich den König sprechen. Aber so lange sie auch warteten, sie wurden nicht vorgelassen. Wie schnell doch die Launen so eines afrikanischen Despoten sich ändern! Eben noch der beste Freund der Missionare, und jetzt ihr Verfolger.

Die evangelischen Missionare beschlossen, alle ihr Anliegen in einer Bittschrift dem König vorzutragen. Am 1. März wurde dieselbe von allen Missionaren unterzeichnet und durch zwei Pagen an den König abgesandt. Am 6. begaben sich Mackay, Pearson und Wilson zum König, um die erbetene Antwort auf ihr Schreiben in Empfang zu nehmen. Es waren gerade Boten von der Küste angekommen. Sie überbrachten einen Brief des englischen Konsuls in Sansibar, Dr. Kirk. Der König beauftragte die Araber, denselben vorzulesen. In diesem verhängnisvollen Briefe sollte geschrieben stehen, „daß kein Engländer in Uganda von der englischen Königin komme oder Briefe von der englischen Regierung habe." Bekanntlich hatten kaum drei Wochen vorher die vom Nil her gekommenen Missionare ein offizielles Schreiben des Lord Salisbury im Namen der Königin überreicht. Es folgte ein schrecklicher Auftritt. Mtesa und sein Hof nannten die englischen Missionare Betrüger und den vorgezeigten Brief der Königin eine Fälschung! Jeder Versuch, das Mißverständnis aufzuklären, blieb dem furchtbar aufgeregten König gegenüber fruchtlos. Briefe und Bücher, die für die

Missionare mitgekommen waren, wurden diesen entrissen. Der Haß der mohammedanischen Sklavenhändler und der Waganda-häuptlinge hatte freien Lauf, und für die evangelische Mission schien jede Hoffnung aus zu sein. Da sank den bedrängten Männern der Mut, und sie baten um die Erlaubnis, das Land, in dem sie so herbe Täuschungen erfahren und keine Aussicht auf Erfolg mehr zu haben glaubten, verlassen zu dürfen. Zum Glück für die Mission war der König mit der Erteilung dieser Erlaubnis nicht allzu eilig, und durch ihre spätere tapfere Geduld haben die angefochtenen Männer jene verzeihliche Schwachheit wieder gut gemacht.

Aber was hatte es für eine Bewandtnis mit dem verhängnisvollen Briefe? Der Konsul Kirk, ein treuer Freund der englischen Missionare, hatte ganz anders geschrieben. Er wollte dem eifersüchtigen König den Verdacht benehmen, daß die englischen Missionare in irgend einer amtlichen Verbindung mit der englischen Regierung ständen, daß sie nicht direkt von der Königin gesandt seien, sondern aus freiem Antriebe kämen und mit Politik nichts zu thun hätten. Diese Worte hatten die Feinde der Missionare entweder verdreht oder geradezu falsch übersetzt. Es dauerte natürlich lange, bis diese Berichtigung zu den Ohren Mtesas kam, und unterdes hatten die armen, beschimpften Missionare schwere Leidenstage durchzumachen.

Inzwischen blieben die katholischen Missionare in Rubâga, und ihre Gefährten, die im Süden des Sees warteten, wurden mit einer königlichen Kanoeflotte nach Uganda geleitet. Es sollte nur zu bald zu ärgerlichen Scenen zwischen den beiden rivalisierenden Missionen kommen. Eines Sonntags knieten die englischen Missionare mit den Waganda nach ihrer Gewohnheit zum Gottesdienst nieder. Indem Mackay das Gebetbuch öffnete, fragte er Lourdel in Suaheli, ob er nicht auch mit niederknien wolle. Dieser erwiderte, er verstehe ihn nicht und werde überhaupt nichts verstehen, was man ihm auf Suaheli[1])

[1]) Mackay verstand so wenig französisch, als Lourdel englisch. Die beiden Missionare konnten sich deshalb am leichtesten im Suaheli, das sie beide sprachen, verständigen.

sage. Als Mackay zu Ende war, fragte Mtesa verwundert die Franzosen, ob sie denn nicht an Jesus Christus glaubten, ob sie ihn nicht auch anbeteten? Lourdel antwortete: „Wir haben nichts gemein mit dieser Religion; denn sie ist nicht wahr. Wenn wir an diesem Gottesdienste teilnähmen, so bedeutete dies, daß wir auch Protestanten wären, und diese haben die Wahrheit verworfen und lehren nichts als Lügen!" Ein heftiges Gespräch folgte. Mtesa beendigte dasselbe mit den Worten: „Wie kann ich wissen, was wahr und falsch ist?" Mackay entgegnete: „In der Bibel steht es geschrieben. Du hast ein arabisches Neues Testament und kannst darin lesen." Mtesa: „Ich habe darin gelesen und weiß, daß du allein daraus lehrst." Mackay: „Wohlan, so forsche und lies selbst, ob Christus die Päpste eingesetzt hat, daß sie die Wahrheit lehren." „Jeder weiße Mann hat eine andere Religion", bemerkten die Häuptlinge schadenfroh, als sie auseinander gingen.

Ein andermal sagte Mtesa: „Ehe Stanley kam, war ich ein Muselman; dann wurde ich ein Christ, und als Lieutenant Smith kam, lehrte er den halben Tag und ich den andern halben. Nun finde ich so viele Religionen im Lande, daß ich nicht weiß, was ich machen soll." Dabei lachte er. Mackay benutzte die Gelegenheit und bat um volle Religionsfreiheit für alle, Heiden, Mohammedaner und Christen. Lourdel stimmte weder dafür noch dawider, sondern bemerkte nur, sie, die Franzosen, würden alle gleich freundlich behandeln. Später aber erklärte er, die Protestanten seien „Rebellen gegen die Kirche, ihnen dürfe keine Freiheit gegeben werden"; und Girauld, ein anderer französischer Missionar, äußerte, „sie würden niemals tolerant gegen die Protestanten sein; denn Gott sei intolerant gegen den Irrtum, und es sei ihre Pflicht, überall zu lehren, daß jene Lügenlehrer seien."

Ists ein Wunder, daß Mtesa bei dem Satze ankam: „Die Mohammedaner lehren einen Gott, die Protestanten zwei (Gott und Christus), die Römischen drei (Gott, Christus, Maria); ich glaube keinem mehr." Jedenfalls war dieser Standpunkt für ihn äußerst bequem, um eine Mission nach der andern

auszusaugen. So forderten er und seine Häuptlinge von den evangelischen Missionaren auf das unverschämteste Geschenke, während ihnen ihr Lebensunterhalt auf das knappste zubemessen wurde. Die sonntäglichen Gottesdienste im Palaste wurden kaum noch besucht, die Sonntagsarbeit wieder aufgenommen. Ihre Lage war unhaltbar. Es war nur ein Glück, daß Mtesa sich noch immer in der Behandlung Dr. Felkins befand; sonst wären sie wohl gar des Landes verwiesen worden. Die glänzenden Hoffnungen, welche Stanley und nach ihm die evangelischen Missionare auf die Bekehrung des Königs und seines Hofes gesetzt hatten, waren vernichtet. Alle hoffnungsreichen Zeichen nach dieser Richtung hin hatten sich als taube Blüten erwiesen. Und eine Wirksamkeit unter dem eigentlichen Volk des Landes wurde den Missionaren hartnäckig verboten. Vom Hof zurückgewiesen, vom Volk zurückgehalten, wozu — so fragten sie sich ernstlich — waren sie überhaupt noch im Lande?

Da kam im Mai das Gerücht nach Uganda, die Ägypter in Mruli regten sich und seien im Begriff, mit einem Heere in Uganda einzufallen, um dies Land zu erobern. Von dem Gerücht war gerade das Gegenteil wahr, Gordon hatte eingesehen, daß er die weithin gegen Unióro vorgeschobenen Posten nicht halten könne, und wollte seine Truppen bis oberhalb des Albert-Sees zurückziehen und besonders das Uganda zunächst liegende Mruli aufgeben. Aber die Feinde der Mission nützten dies falsche Gerücht gründlich aus. Waren nicht drei von den Missionaren vor kaum einem Vierteljahr von Mruli gekommen? waren sie nicht von einer ägyptischen Eskorte bis an die Grenze von Uganda geleitet? hatten nicht ägyptische Soldaten für sie gegen Kabarega gekämpft? Es schien klar zu sein, die evangelischen Missionare spielten unter einer Decke mit den Ägyptern, sie waren Spione, welche der jetzt heranrückenden ägyptischen Armee zeigen sollten, wo das Land offen sei.

Die Lage der Missionare war eine äußerst gefährliche. Nun hatte Mtesa schon seit längerer Zeit den Gedanken gehabt, einige von seinen Häuptlingen als Gesandte nach England zu schicken, um genaue Berichte einzuziehen, ob es dort

wirklich so herrlich und großartig zugehe, wie die englischen Missionare behaupteten. Diese begünstigten diesen Plan, weil sie hofften, die Mitglieder der Gesandtschaft würden einen so tiefen Eindruck von den civilisierten Ländern mit nach Uganda zurückbringen, daß sie in Zukunft die eifrigsten Träger und Förderer der Civilisation sein würden. Jetzt kam dieser Plan zur Reife. Mteſa wünschte genaue Nachrichten über die Pläne des General Gordon einzuziehen; drei Gesandte sollten nach England reisen. Einige von den Missionaren sollten sie begleiten. Wochenlang zogen sich die Verhandlungen hin, wer von den Missionaren in Uganda bleiben, und wer abreisen solle. Schließlich wurde entschieden, daß die beiden zuletzt Angekommenen, Copplestone und Stokes, wieder nach Süden über den See reisen sollten; Pearson sollte sie bis Kagei begleiten, um die inzwischen dort angekommenen Postsachen und Waren zu holen. Felkin sollte zunächst nur bis zu Emins Residenz Lado gehen, um diesen in persönlichen Angelegenheiten ärztlich zu konsultieren. Wilson aber sollte mit den drei Waganda-Gesandten Namkadi, Kataruba und Sabadu durch Ägypten nach England reisen. Nur Litchfield und Mackay blieben in Uganda.

Felkin verließ Rubága am 17. Mai 1879, Wilson folgte ihm mit den drei Waganda am 16. Juni. Sie trafen in Ladó zusammen. Felkin kehrte nicht wieder nach Uganda zurück. Sie machten eine sehr weite, geographisch interessante Reise über Dara, Kordofan und Obeida und kamen erst am 16. Februar 1880 in Khartum an, von wo sie Gordon über Berber und Suakim nach England weiter beförderte. Hier wurden die drei Waganda sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen. Die wichtigsten Sehenswürdigkeiten Londons wurden ihnen gezeigt. Sogar die Königin ließ sie sich vorstellen. Nach dreimonatlichem Aufenthalt in England wurden sie von Wilson bis nach Sansibar zurückbegleitet; von dort traten sie die Landreise nach Uganda an.

Die evangelischen Missionare in Uganda waren wieder auf

zwei, Mackay und Litchfield, zusammengeschmolzen; und es scheint fast, als sei das ein Glück für die evangelische Mission gewesen; denn fast von dem Tage ab, wo die andern Missionare Uganda verlassen hatten, nahm Mtesa wieder eine freundliche Haltung gegen die Mission an. Es war, als habe ein schweres Gewitter sich entladen, und nun lache wieder der friedliche, blaue Himmel. Mtesa gab allen seinen Häuptlingen, Unterhäuptlingen, Pagen und Soldaten Befehl, das Abc lesen zu lernen. Ja, er versammelte bisweilen selbst seinen Hofstaat um sich, um ihnen eine Unterrichtsstunde zu geben. Ein Jüngling Namens Mukasa, ein Schüler Mackays, erwarb sich durch sein Lesen so sehr den Beifall des Königs, daß er ihn sofort zum Mutóngole (Unterhäuptling) machte und ihm die Aufsicht über die im Palasthof erbaute Kapelle übergab. Ein anderer Schüler Mackays, Kadu, bekam zur Belohnung für seine Leistungen im Lesen eine Bananenpflanzung zum Geschenk. Solche königlichen Gunsterweisungen spornten in einem an sich lernbegierigen Volke den Lerneifer mächtig an. Mackay und Litchfield waren Tag für Tag von eifrigen Schülern umdrängt. Ihre kleine Druckerpresse mußte täglich Alphabete oder kleine Lesestücke herstellen. Als Missionar Pearson, der Copplestone und Stokes nach dem Süden begleitet hatte, Anfang November (1879) nach Rubága zurückkehrte, war er erstaunt über die inzwischen eingetretene Veränderung. Da saßen in der Nähe des Palastes kleine Gruppen Eingeborner, in das Studium ihrer Lesetafeln, d. h. der großen, mit dem Abc und kurzen Leseübungen bedruckten Papierbogen vertieft; andere trugen diese Bogen sorgfältig zusammengewickelt in der Hand, und selbst die Häuptlinge, welche im Palast auf das Erscheinen des Königs warteten, vertrieben sich die Zeit mit Lesen und Lesenlernen. Auch das Verhältnis der Mission zum Volk war ein ganz anderes geworden; die Missionare durften jetzt frei umhergehen und die Häuptlinge besuchen. Die ärztliche Thätigkeit hatte sich prächtig entwickelt; im Lauf des Oktober wurden 200, im Laufe des November 300 Kranke behandelt. Die Mehrzahl freilich hatten für ihre Wohlthäter kaum ein Wort des Dankes, obgleich sie

die Arzneien mit Vergnügen an- und einnahmen. Es war eine durchaus anregende und lebensvolle Zeit.

Aber bei Mtesa schlug die Stimmung bereits wieder bedenklich um. Bisher war nur die mohammedanische Partei als Religion dem Christentum feindlich gegenüber getreten. Das einheimische Heidentum hatte sich noch so wenig bemerklich gemacht, daß die Missionare kaum etwas von den Lubare und Mandwa wußten. Es gab aber auch eine nicht unbedeutende heidnische Partei im Lande; ihre Seele war die Königin-Mutter, die namásole und ihr Hof; auf ihrer Seite standen an Mtesas Hof mehrere der mächtigsten Häuptlinge, besonders der Katikiro und der Kimbugwe. Diese hatten das Wachstum der neuen, fremdländischen Religion schon lange mit feindlichem Auge angesehen. Jetzt hielten sie ihre Zeit für gekommen, das alte Heidentum wieder aufleben zu lassen. Mtesa war krank; Felkins Behandlung hatte ihm zwar vorübergehende Linderung verschafft, aber infolge seines Ungehorsams gegen die ärztlichen Vorschriften eine dauernde Heilung nicht herbeigeführt. Dem Lubare Mukassa, dem großen Geist des Viktoria Njansa, den einst Speke auf seiner Insel im See besucht hatte, wurden Kräfte der Heilung zugeschrieben. So sollte er nun kommen und den König gesund machen. Ende November 1879 verließ der Mukassa, wahrscheinlich eine Frau, den See und siedelte sich nur eine halbe Stunde von dem evangelischen Missionsgehöft an. Seine Trommeln belästigten die Missionare bei Tag und bei Nacht. Der König schickte ihm zahlreiche Bananenbüschel, Rinder, Hühner und Frauen zum Geschenk. Mackay hielt es für seine Pflicht, diesen Ausbruch des Heidentums mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. Er brachte wiederholt in öffentlichen Ratsversammlungen und in den sonntäglichen Gottesdiensten die Rede auf den Lubare Mukassa und auf die Zauberei im allgemeinen. Er verlas die Stellen der heiligen Schrift, in welchen die Zaubereisünden verdammt werden. Er ging bei den angesehensten Häuptlingen einzeln herum, um ihnen die Nichtigkeit ihrer Amulette und Zaubermittel vor-

zustellen. Er entlockte Mtesa sogar das Geständnis: „Was du sagst, Mackay, ist völlig wahr; ich weiß, daß alle Hexerei Lüge ist.“ Und doch konnte der unerschrockene Missionar das Unglück nicht abwehren; Mtesa erklärte, er wolle sich von jetzt an von der Religion der Araber und der Wasungu abwenden und wieder zu der Religion der Väter zurückkehren. Es kam zu einer heftigen und bittern Aussprache zwischen Mtesa und Mackay. Der König fragte, wozu sie denn überhaupt gekommen seien, und was sie im Lande zu thun hätten? Mackay antwortete, sie seien auf des Königs Bitte, welche er Stanley ausgesprochen habe, gekommen, weil er gewünscht habe, daß weiße Männer seinem Volke die Lehre von Gott verkündigten. Mtesa erwiderte, er habe gemeint, die Weißen kämen, um ihm zu zeigen, wie man Flinten und Pulver mache, und er wolle solche Männer bei sich haben, welche dies thäten. Mackay warf ein, das könnten sie nicht thun, sie seien nur gekommen, das Wort Gottes zu lehren. „Nun,“ so schloß Mtesa, „wenn nur das Lehren euer Zweck und Wunsch ist, will ich euch jetzt sagen, daß ihr nicht mehr lehren dürft; ihr sollt für mich arbeiten.“ [1])

Der König gab Befehl, daß in den Höfen des Palastes drei Hütten für den erwarteten Geisterbesuch errichtet würden. In der Frühe des 24. Dezember wurden die Missionare durch furchtbaren Trommellärm und das Geschrei von vielen hundert Weibern geweckt. Der Lubare Mukassa zog in die Königsburg ein. Ein paar Tage ging es in Rubága wüst und wild her. 400 Töpfe Bier wurden ausgetrunken, die mandwas oder Priester tanzten und trommelten bei Tag und Nacht. Mtesa saß die ganze Zeit über still da und nippte kaum am Becher. Acht Tage ließ er den Heidenlärm gewähren, weil er hoffte, die versprochene Heilung werde durch die Zauberei des Mukassa

[1]) Vielleicht wäre es für Mackay und die evangelische Mission besser gewesen, wenn er seinen Widerspruch nicht so auf die Spitze getrieben hätte. Konnte er das Kommen des Lubare nicht verhindern, so konnte er sich mit der Hoffnung trösten, daß auf den Rausch des heidnischen Wesens eine schnelle Ernüchterung folgen werde.

eintreten. Als es aber nicht besser, sondern eher schlimmer mit ihm wurde, ließ er den Zauberern sagen, er halte ihre ganze Sache für eine Betrügerei. Die Lubari-Frau zog sich darauf schleunigst nach ihrer abgelegenen Insel im See zurück. Die allgemeine Aufregung legte sich. Nach dem Taumel trat die Ernüchterung ein. Das einheimische Heidentum hatte seine Rolle für lange Zeit ausgespielt.

V. Ebbe und Flut.

1.

Die hochgradige, feindliche Erregtheit gegen die Missionare und das Christentum hielt nicht lange stand. Wenige Wochen, nachdem die Mukassa-Lubare den Königshof verlassen hatte, tadelte Mtesa seine Häuptlinge: „Warum lernt ihr nicht mehr lesen? Ihr lebt nur für diese Welt und wollt nichts thun als euch Schätze sammeln. Es wäre viel besser, wenn ihr euch auf das zukünftige Leben vorbereitetet. Wir haben ja die weißen Männer aus Europa hier, welche euch Religion lehren können. Warum lernt ihr nicht bei ihnen?“ Dann erkundigte er sich, wer lesen könne; alle Pagen und jungen Burschen des Hofstaats mußten herbeikommen. Er teilte unter die Versammelten viele Lesetafeln mit Silben und kurzen Sätzen aus, die ihm Mackay vor einigen Monaten geschenkt hatte. Die Häuptlinge schlossen daraus, daß der Zorn Mtesas gegen die Lehrer verraucht sei, und stellten sich einer nach dem andern wieder auf dem so lange vereinsamten Missionsgehöft ein. Mtesa selbst aber machte eine andere Wendung, er wurde zur Abwechselung Mohammedaner. Er gab vor, er habe einen Traum gehabt: „Ich sah einen Mond umgeben von zehn Monden, der Centralmond wuchs, bis er eine außerordentliche Größe erreichte. Da kamen die zehn Monde und beteten ihn an. Während ich nachsann, was das zu bedeuten habe, erschienen mir zwei Himmelsboten und fragten mich mit einem zornigen Blick, der mich erschreckte, warum ich das Allah Akbar — Allah ist groß — sagen aufgegeben habe. Sie befahlen mir, wenn ich glücklich sein und mein Land wachsen sehen wolle, zu der alten Gewohnheit zurückzukehren und jeden Tag „Allah Akbar“ zu rufen, wie es der Koran befehle.“

So gebot Mteſa ſeinem ganzen Hofe, zu ſagen „Allah Akbar“ und anſtatt der chriſtlichen Gottesdienſte mohammedaniſche Gebete zu ſprechen. Er hißte auch an den Sonntagen die Flagge nicht mehr. Das hätte ja den Miſſionaren ziemlich gleichgültig ſein können, wenn ſie nicht dadurch in ſo große Verlegenheit gekommen wären. Denn ſie waren die „Gäſte“ Mteſas, und wenn dieſer ſie nicht mit Speiſe verſorgte, hatten ſie nichts zu eſſen. Die Araber am Hofe waren eben damals aufs höchſte gegen Mackay erbittert. Die Miſſionare der Kirchenmiſſionsgeſellſchaft in Mpwapwa hatten einer arabiſchen Karawane einen Trupp weiblicher Sklaven abgejagt; die Boote des Schiffs „London“ waren an der Küſte den Sklavenhändlern ſcharf entgegengetreten. Weil nun Mackay nach der Anſicht der Araber unter dem Schutz des Konſuls ſtand, hielten ſie ihn für einen engliſchen Agenten, den man als Spion zu ihnen geſchickt habe, um ihre Sklaventransporte den Behörden an der Küſte zu melden. Die Miſſionare wußten ſich wieder einmal nicht anders zu helfen, als daß Pearſon allein in Rubaga blieb und Mackay einſtweilen das Land verließ.

Das war für Pearſon eine ſchwere Zeit. Er ſchrieb (im Juli 1880): „Ich habe die größte Not, Lebensmittel zu erhalten. Ich habe nur noch eine geringe Anzahl Kauri-Muſcheln und kein Zeug. Die Lage iſt mit der Zeit ernſt geworden. Gelegentlich, aber leider nur ſelten ſendet mir ein Häuptling ein paar Bananen. Die ſüßen Kartoffeln, die ich gepflanzt habe, geben uns eine oder zwei Mahlzeiten. Ein paar Tage waren wir dem Hunger nahe, aber der gute Gott ſandte uns genug. Muſta bat Mteſa um einige von den Muſcheln, die der König uns unrechtmäßig vorenthält. Er verſprach ſie zu ſenden; aber nachdem wir einige Tage gewartet und gehungert hatten, ging er wieder zum König und ſagte ihm, wenn er mir nicht Nahrung oder Geld ſchicke, ſo würden ich und meine Knaben bald tot gefunden werden. Das erſchreckte ihn, und er ſandte 2000 Kauris und fügte hinzu, er werde den Reſt ſenden, wenn ſein Weib, welche die Muſcheln in Verwahrung habe, nach Hauſe gekommen ſei. Ein vornehmer Häuptling,

dessen Weiber ich in Krankheit gepflegt hatte, sandte mir eine Ziege und ein paar Bündel Bananen."

Inzwischen war Mackay allein auf der weiten, mühevollen Reise über den Viktoria-See nach dem Süden. Eine Woche lang zog er von Insel zu Insel, um sich die nötigen Kanoes zur Reise zu verschaffen. Jeder Besitzer eines Bootes weigerte sich anfänglich, irgend etwas von dem Gepäck mit an Bord zu nehmen. Dann mußten sie über dreißig Tage in diesen unsicheren Fahrzeugen hausen, welche nur aus rohen, durch Zweige miteinander verbundenen Brettern gezimmert waren. Unterwegs kaufte sich Mackay einmal einen großen, sehr wirksamen Fetisch, und nachdem er der Schiffsmannschaft auseinander gesetzt hatte, wie wertlos und nichtig der Götze, und wie groß Gott im Himmel sei, fragte er sie, was in dem Fetisch enthalten sei. „Der Lubare", sagten einige; andere meinten, das sei eine Lüge, der Lubare befinde sich nicht in dem Fetisch. „Ob man ihn wohl verbrennen könne," fragte Mackay. „O nein, der Lubare brennt nicht." Mackay holte aus seiner Tasche ein Brennglas hervor und zündete in einem Augenblick mit den Sonnenstrahlen ein Feuer an. Ein kleiner Bursche mußte das Holz, das in Menge umherlag, daraufwerfen, und bald loderte eine helle Flamme auf. „Können eure Hexenmeister ein Feuer mit der Sonne anzünden, wie ich?" fragte Mackay. „Nein, nein!" „Meint ihr nicht, daß ich geschickter bin, als eure Götter?" „Ja." Da warf er den mächtigen Fetisch in das Feuer, wo er sofort zu Asche verbrannte. Einige der Männer liefen entsetzt davon; andere blieben stehen in der Erwartung, daß Mackay für diese Gotteslästerung eine furchtbare Strafe treffen werde. „Nun ist der Teufel tot," sagte dieser ruhig, „ihr habt jetzt selbst gesehen, daß keine Macht in dem Fetisch ist, und daß nur mein Gott mächtig ist."

Mackays Reise war insofern erfolgreich, als er aus Ujui eine vorläufig genügende Menge von Tauschwaren und Stücke einer größeren, brauchbaren Buchdruckerpresse mitbringen konnte. Gegen Ende des Jahres 1880 traf er, von Pearson sehnsüchtig erwartet, wieder in Uganda ein. Von Kagei war er mit

Booten Mteſas gefahren. Dieſer hatte kurz vorher Nachrichten über die glänzende Aufnahme ſeiner Geſandten in England erhalten. So fand ihn Mackay im Begriff, ſelbſt nach England zu gehen. Die Königin-Mutter Namaſole war ſchon mit der Führung der Regentſchaft in ſeiner Abweſenheit beauftragt. Dieſen Plan gab der König zwar wieder auf, aber nur, um die Miſſionare mit noch ſonderbareren Anliegen zu beläſtigen. Er wollte durchaus getauft werden. Sie machten ihn darauf aufmerkſam, dann müſſe er erſt in ſeinem Leben Beweiſe dafür geben, daß er nicht mehr nach heidniſcher Weiſe leben wolle; er müſſe vor allen Dingen ſeine zahlloſen Weiber bis auf eine entlaſſen. Mteſa ging darauf ein; er wolle alle ſeine Weiber entlaſſen; nur müſſe ihm Mackay — die Tochter der Königin von England zum Weibe verſchaffen! Er wolle für dieſelbe auch tauſend Elfenbeinzähne bezahlen. Mackay teilte ihm mit, daß in Europa die Prinzeſſinnen nicht gekauft würden, ſondern noch obendrein eine reiche Ausſtattung mitbekämen, aber dafür hätten ſie auch ihren freien Willen, zu heiraten, wen ſie wollten. Das war dem Könige ganz unfaßlich, und er kam immer wieder auf dieſe beiden Anliegen zurück.

Inzwiſchen waren die Araber von neuem geſchäftig, gegen Mackay boshafte Verleumdungen zu erfinden. Einige Araber, die eben von der Küſte gekommen waren, erzählten, Mackay ſei ein wahnſinniger Mörder, der aus England geflohen ſei. Er habe in Sanſibar mehrere Morde begangen; dann habe er verſucht, den Gouverneur von Unjamjembe zu erſchießen. Er habe ſie, die Araber, auf den Knieen gebeten, ſeine Verbrechen dem König nicht kund zu machen! Was auch Mteſa von der Geſchichte denken mochte, es paßte ihm, ſich ſo zu ſtellen, als glaube er ſie.

Im Frühjahr 1881 gelangten die drei Waganda, welche mit Miſſionar Wilſon nach England geſandt waren, wieder in ihrer Heimat an. Von dem, was ſie in England geſehen, erzählten ſie Wunderdinge. „O, mein Herr," ſagten ſie unter anderem, „wir haben gar kein Land. Jedes engliſchen Häuptlings Gebiet iſt ſo groß wie Buganda, Bunjoro und Buſoga

zusammen." „Sage das noch einmal," sagte Mtesa, „denn ich liebe die Wahrheit." „Wir haben kein Land, mein Herr!" Der König: „Hört ihrs, ihr Häuptlinge, wir haben gar kein Land." „In England hat jedermann nur ein Weib, aber jedes Weib hat dreißig Kinder." Alle: „O viele, viele, viele Kinder." Als der Berichterstatter die innere Einrichtung des königlichen Palastes schilderte, gebot Mtesa halt und befahl ihnen, ferner ihm allein mitzuteilen, was sie in England gesehen.

Selbstverständlich brachten die Gesandten auch stattliche Geschenke mit. Beim Anblick des Porträts des Prinzen von Wales rief der König stolz aus: „Das ist mein Bruder." Missionar O'Flaherty, welcher mit den Gesandten gekommen war, überreichte ihm eine Bibel mit der Bemerkung: „Dies Buch ist der Schlüssel des Geheimnisses von Englands Größe und Ruhm." Das alles bewirkte bei dem wetterwendischen Mann eine sofortige Umstimmung zu Gunsten der Missionare.

O'Flaherty war ein hochbegabter und erfahrener Mann, er kannte den Koran gründlich und wußte in mehreren orientalischen Sprachen Bescheid. So verstand er es, den Arabern auf Schritt und Tritt entgegenzutreten und in manchem heftigen Religionsgespräch als Sieger auf dem Plan zu bleiben. Dadurch gewann er einen bedeutenden Einfluß bei Mtesa, und die nächste Folge davon war, daß im Juni 1881 das immer noch bestehende Gebot, daß niemand bei den Fremden in die Lehre gehen dürfe, ausdrücklich aufgehoben wurde. Die Araber waren aber eine viel zu mächtige und einflußreiche Partei, als daß sie so leichten Kaufes das Feld geräumt hätten. Es kam zu einem Wettstreit zwischen O'Flaherty und den Häuptern der Araber, und derselbe währte mit wechselndem Erfolg, so lange Mtesa lebte. Der König verhehlte sich nicht, daß die Wahrheit auf Seiten der Missionare lag; und wenn deshalb diese ihm einmal gründlich ins Gewissen geredet hatten, so ließ er immer wieder eine Zeit lang die Sonntagsfahne aufziehen.

Besonders ergreifend ist eine Scene, in welcher Mackay dem König den Ernst des Sterbens vor die Augen malte. Mtesa hatte gefragt, in welcher Weise die Toten in Europa

bestattet, und welche Ehren ihnen erwiesen würden. Mackay gab ihm darauf Antwort und fuhr dann freimütig fort: „Laß dir sagen, all das schöne Zeug und die schönen Särge werden eines Tages vermodert sein, und der Leib darin wird auch vermodern. Nun wissen wir Christen, daß wenig darauf ankommt, wie der Leib begraben wird, sondern alles darauf ankommt, was aus der Seele wird. Siehe, diese deine beiden großen Häuptlinge, der Katikiro ist deine rechte, der Kimbukwe deine linke Hand. Sie sind beide sehr reich. Hier haben sie viel Ehre, und wenn sie sterben, werden sie mit vielen Ehren begraben werden; aber dennoch werden ihre Leiber einst vermodern. Nun laß mich nur ein altes Rindenkleid haben und nichts mehr von den Reichtümern dieser Welt, ich würde nicht tauschen mit all ihren Schätzen und Ehren. Denn ich weiß, daß meine Seele errettet ist durch Jesum Christum, den Sohn Gottes, sodaß ich unvergängliche Reichtümer habe, von denen sie nichts wissen." — Mtesa kam mit seinen gewohnten Entschuldigungen: „Da sind diese beiden Religionen. Wenn Masudi, der Araber, sein Buch liest, so nennt ihr es Lügen; und lest ihr euer Buch, so nennt Masudi es Lüge: welches ist nun wahr?" Da verließ Mackay seinen Sitz und trat zu der Matte, auf welcher der Katikiro saß, kniete nieder und sagte im feierlichsten Tone: „O Mtesa, mein Freund, wiederhole nicht immer diese Entschuldigung! Wenn du und ich vor Gott stehen am großen Tage des Gerichts, willst du dann dem allmächtigen Gott antworten, daß du nicht wußtest, was du glauben solltest? Nein, du hast das Neue Testament, lies selbst darin. Gott wird dich danach richten. Nie hat einer darin nach der Wahrheit gesucht und sie nicht gefunden."

Aber wenn dann wieder ein Raubzug in Sicht war, und die Araber ihm Flinten und Pulver liefern und ihm die erbeuteten Sklaven abkaufen mußten, dann fingen die mohammedanischen Gebete wieder an. Seiner Herzensstellung hat Mtesa gelegentlich deutlich Ausdruck gegeben: „Die Religion der Araber ist eine Lüge; aber Christi Lehre ist ein schweres Joch; denn man muß die Weiber aufgeben, die man liebt,

und das ganze Staatswesen nach einem neuen unbekannten Muster umgestalten."

Im ganzen hatte er Wohlgefallen an Religionsgesprächen und suchte mit Vorliebe O'Flaherty und die Araber aneinander zu bringen. Die Missionare gaben unter diesen Umständen die Hoffnung, Mtesa jemals ganz für sich zu gewinnen, auf und zogen sich soviel als möglich von den zeitraubenden Sitzungen in des Königs Barasa zurück. Sie hatten mehr zu thun, als tagelang unter den Häuptlingen zu sitzen und die langgesponnenen Verhandlungen mit anzuhören. Freilich mußten sie sehr auf der Hut sein. Sobald sie einmal längere Zeit nicht bei Hofe erschienen waren, benutzten das die Araber und brachten irgend eine abscheuliche Verleumdung gegen sie auf. Die Missionare bedauerten schmerzlich, daß am Hofe der arabische Einfluß von Jahr zu Jahr mehr überhand nahm. Sie hofften zwar, der Islam werde nie in Uganda populär werden; aber sie ahnten schon damals, daß früher oder später ein Sturm gegen die Mission ausbrechen werde, welcher sie und ihr Werk mit Blut taufen würde; und sie fühlten, daß wenn nicht Gottes Gnade sie beschütze, das Unglück schnell hereinbrechen könne.

Es war ein Glück für sie, daß sie Mtesa durch ihre mancherlei Handfertigkeiten und Geschicklichkeiten immer von Zeit zu Zeit einen Dienst erweisen konnten, welcher ihnen den Tyrannen verbindlich machte. Solche Gelegenheiten waren mancherlei Krankheiten in der königlichen Familie; überhaupt wurde die ärztliche Kunst Mackays und O'Flahertys in so hohem Maße von hoch und niedrig in Anspruch genommen, daß sie sich als wahre Wohlthäter des Volkes erwiesen. Sie konnten sich eines Mißbrauchs ihrer Gutmütigkeit in dieser Beziehung nur dadurch erwehren, daß sie von ihren Patienten eine kleine Bezahlung forderten. Noch erkenntlicher zeigte sich Mtesa, als Mackay beim Tode der Königin Mutter Namasole nach Kräften dazu mithalf, daß das Begräbnis feierlich wurde: Mit großer Anstrengung verfertigte er drei Särge, zwei aus Holz und den dritten aus Kupfer. Der äußerste, größte Sarg war von so ungeheuern

Dimensionen, daß er die ganze, große Grube von 20 Fuß im Kubik ausfüllte. Mackay war nicht wenig erstaunt, als er sah, daß dieser ganze, große Sarg mit kostbarem Baumwollenzeug und einheimischen Rindenstoffen, im Wert wohl an 300 000 M. angefüllt wurde. Es war ein Begräbnis von wahrhaft orientalischem Luxus. Mtesa war sehr stolz darauf.

Nach solchen Dienstleistungen konnte er die Missionare förmlich mit Liebenswürdigkeiten überschütten. Einmal bot er O'Flaherty ganz direkt eine seiner Töchter zur Gemahlin an. Dieser lehnte ab, da er bereits ein Weib habe und überdies jetzt ein alter Mann sei. „Aber, sagte der König, Mackay ist jung; wird er nicht gern eine Prinzessin heiraten?" O'Flaherty lehnte auch für diesen ab. „Nun, wollt ihr denn wenigstens einen Elephantenzahn haben?" „Ja", erwiederte der Missionar. Ein riesiger Zahn, über einen Centner schwer, wurde gebracht und ihm übergeben. Wie schade, daß solche Großmutsanwandlungen immer nicht lange währten!

Aber selbst diese Dienstleistungen konnten den Missionaren gefährlich werden. So hatte Mtesa eines Tages in einer Audienz O'Flaherty den Wunsch ausgesprochen, ein Haus aus Backsteinen zu besitzen. Dieser antwortete, wenn er nur Leute und Eisen liefern wolle, so werde bald genug ein Haus für ihn dastehen, dafür könne er mit seinem Kopfe bürgen. Dann hatte er unvorsichtigerweise hinzugefügt, daß man beim Graben nach Thon vielleicht sogar Silber und Kostbarkeiten finden könne. Verhängnisvolle Äußerung! Als O'Flaherty am andern Morgen mit Mackay wieder bei Hofe erschien, waren die Häuptlinge in großer Zahl versammelt; denn Mtesa hatte melden lassen, O'Flaherty habe versprochen, sie alle durch Graben nach Silber reich zu machen, oder er wolle seinen Kopf verlieren. Vom Katikiro aufgefordert, sein Versprechen zu wiederholen, setzte O'Flaherty auseinander, wofür er sich mit seinem Kopf verbürgt habe; in betreff des Silbers habe er nur gesagt, daß sie vielleicht Silber finden könnten, wenn sie nach Thon grüben. Es folgten heftige Auftritte, alle schrieen nach Silber. Vergeblich bemühten sich die

Missionare, den erregten Mammonsdienern das Mißverständnis aufzuklären, das Geschrei „Silber, Silber" nahm überhand. Doch kamen sie diesmal noch ungefährdet nach Hause. Am folgenden Morgen setzte sich das „Silberdrama", wie Mackay es nennt, am Hofe fort. Auf O'Flahertys Verteidigung und seine Bitte um hundert Leute, die er Ziegelmachen und Hausbauen lehren wolle, antwortete der König, er brauche kein Steinhaus, der Mfungu — Weiße — habe versprochen, Silber für ihn zu finden, und er habe allen seinen Weibern und Häuptlingen erzählt, daß er jetzt reich sein werde. Dann ließ er die Scharfrichter hintreten und fragte O'Flaherty: „Weigerst du dich nach Silber zu graben, oder willst du deinen Kopf verlieren?" Mit ruhiger Würde antwortete O'Flaherty: „Da ich sehe, daß du kein Haus haben willst, so will ich auch nicht nach Thon oder sonst etwas graben, und verlangst du meinen Kopf — hier ist er!" Dieser Mut entwaffnete den König, und er entließ den Hof. Das Erlebnis zeigt, wie gefährlich trotz aller vorübergehenden, günstigen Stimmungen die Lage der Missionare war; sie waren eigentlich ihres Lebens niemals sicher. Sie konnten nie von einem Tage zum andern voraussehen, welches neue Unwetter gegen sie losbrechen werde.

Günstiger gestaltete sich das Verhältnis der evangelischen zur römischen Mission. O'Flaherty suchte und fand freundliche Anknüpfung bei den Priestern. Er schreibt darüber in seinem Tagebuch:[1]) „Ich sagte ihnen, daß, wenn sie fortführen uns zu schmähen, Aufrührer, Ketzer u. s. w. zu schelten, ich dem Könige, seinem Hofe und Volke den gegenwärtigen Zustand Frankreichs, Italiens u. s. w. und den dortigen Streit zwischen den Priestern und dem Staate klar legen würde. Ich sagte ihnen weiter, das Land sei groß genug für uns beide, und wir möchten doch als Christen gemeinschaftlich Front machen

[1]) Wir führen diese Stelle aus O'Flahertys Tagebuch ausdrücklich an zum Beweis, daß nicht nur Mackay, wie die römischen Berichte uns glauben machen wollen, sondern alle evangelischen Missionare über die rücksichtslose Haltung der katholischen Patres in der ersten Zeit empört waren.

gegen das Heidentum und das Volk zuerst die große Wahrheit der Versöhnung und was mit ihr zusammenhängt, lehren. Seitdem stehen wir uns ganz freundschaftlich, speisen oft miteinander und halten gute Nachbarschaft. Den Superior, (Livinhac) einen gelehrten und frommen Mann, habe ich ganz gern. Ich setze ihm oft die Fundamentallehren des wahren, biblischen Christentums auseinander, und er und seine Brüder sind erstaunt über die Lehren des Protestantismus. Sie sind darüber ganz anders belehrt worden." Es that den evangelischen Missionaren nur leid, daß sie von den Katholiken schienen überflügelt zu werden. Sie waren nur zwei, jene fünf. So konnten jene sich trefflich in die Arbeit teilen. Einer vertrat ihre Mission täglich bei Hofe, ein anderer widmete seine ganze Zeit dem Unterricht; ein dritter trieb Übersetzungsarbeiten; der vierte besorgte die Ackerwirtschaft und die Vorratskammer, und der fünfte übernahm die Handwerksgeschäfte. So konnten sie zu jeder Zeit alle Besucher ermutigen, und wenigstens einer stand immer zum Unterricht bereit. Es kam ihnen obendrein zu statten, daß ihre Station ganz dicht neben der damaligen Residenz Mtesas lag, wo naturgemäß der größte Zusammenfluß von Menschen war. So konnten sie schon im März 1880 die Erstlinge taufen. Sie thaten es jedoch nur heimlich, wie sie sagten, um nicht den Zorn des Königs zu erregen. Die Zahl ihrer Schüler muß zeitweilig beträchtlich gewesen sein. Sie selbst waren jedoch mit diesen Erfolgen so wenig zufrieden, daß sie im Oktober 1882 den Entschluß faßten, ihre ganze Mission in Uganda aufzugeben. Sie klagten, die ungerechten Institutionen des Landes machten die Missionsarbeit unmöglich; insonderheit der Mangel eines geordneten Familienlebens und jedes Verständnisses für die Heiligkeit der Ehe seien ihnen hinderlich. Zudem werde ihnen ja doch nicht erlaubt, nach ihrem Belieben im Lande Stationen zu gründen.[1]) Ob das wirklich ihre Gründe

[1]) Nach Bas. Miss.-Mag. 1883 S. 378 soll eine den katholischen Missionaren verratene Verschwörung der Araber gegen ihr Leben die unmittelbare Veranlassung zum Abbruch der Station gewesen sein. Vgl. darüber Warneck, Allg. Miss.-Ztschr. 1883, S. 504.

waren, oder ob es ihnen nur nicht schnell genug ging, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls machten sie sich alles Ernstes daran, ihre Missionsstation aufzulösen. Die englischen Missionare waren ihnen dabei in jeder Weise behülflich; sie kauften von ihnen für 3700 M. Tauschwaren, übernahmen ihre Maschinen, Apparate, Möbel und Gerätschaften, und hätten gern auch ihr Grundstück mit den Gebäuden erworben. Aber da kamen ihnen die Waganda-Häuptlinge zuvor. Noch am 19. November 1882, dem Tag, wo die Franzosen das Land verließen, nahm der Gabunga oder Admiral ihr Grundstück mit Gewalt in Besitz und plünderte alles, was nicht niet- und nägelfest war. O'Flaherty that es in gewissem Sinne leid, des anregenden Umganges der europäischen Genossen in dieser weitentlegenen Wildnis beraubt zu sein; aber er zweifelte nicht, daß es für ihre eigene Arbeit von unberechenbarem Nutzen war, wenn die Eifersucht der beiden christlichen Konfessionen dieselbe nicht mehr beeinträchtigte. Hätten nur die römischen Missionare Uganda nie wieder betreten![1])

Daß auch der dritte Gegner der Mission, das einheimische Heidentum, seine Sache gegenüber den christlichen Missionaren noch nicht ganz verloren gab, sollte O'Flaherty bei einem gefährlichen Abenteuer erfahren. Am 12. Oktober 1882 ging er nach seiner Gewohnheit zu einem einflußreichen Häuptling. Er war allein. Als er sich seinem Ziele näherte, trat ihm ein riesiger Geselle, ein Mandwa oder Priester, mit geschwungener Eisenkeule entgegen. Der Bursche befand sich in einem Wahnsinnsanfall. Mit diabolischem Blick forderte er den Missionar heraus: „Du willst zu Sekibobo, nicht? Du sollst nicht. Du

[1]) Missionar Mackay schreibt darüber: „Obgleich es uns natürlich sehr leid thut, die Gesellschaft von Europäern, die uns soviel näher stehen als die Eingeborenen, zu verlieren, so wird unsere Lehrarbeit jetzt zweifellos ungehinderter vor sich gehen. Weit besser wäre es gewesen, sie wären nie gekommen und hätten unserm Werk jenen Stoß versetzt, den es gleich anfangs dadurch erlitt, daß sie ein anderes Evangelium nach Uganda brachten, welches das von uns gepredigte ausschloß. Ihr Kommen hat viel Schaden angerichtet, und ich fürchte, durch ihr Gehen wird das nicht wieder ganz gut gemacht werden."

bist unser Feind von Anfang. Gestern hast du uns bei Sekibobo verspottet; aber heute habe ich dich gefangen und will dich mausetot machen." Dabei schwang er seine Keule mit beiden Händen über seinem Kopf, um O'Flaherty zu treffen. Dieser hatte nur einen Spazierstock in der Hand und parierte damit den Hieb; dabei brach ein Stück von dem Stock ab und verwundete ihn am Daumen und Ellbogen. O'Flaherty nahm den Stock in die andere Hand, und während der Zauberer seine Keule zu einem zweiten Schlage erhob, stieß er den Burschen gegen die Schläfe, so daß ein bißchen Blut hervorquoll, und rief ihm zu: „Ich will dich nicht treffen; geh deiner Wege, und laß mich in Ruhe." O'Flaherty war in einer schlimmen Lage; vor sich hatte er einen steilen Hügel und hinter sich einen breiten Sumpf. An Entkommen war nicht zu denken. Einige Waganda, die vorüberkamen, liefen aus Furcht vor dem Zauberer davon. Da kam ein vornehmer, junger Mann in weißem Hemde den Hügel herab, warf sich zwischen die beiden Kämpfenden und rief: „Laßt das, ich bin hier Häuptling." Seine Ankunft befreite O'Flaherty aus der gefährlichen Lage.

So gestaltete sich die Lage der evangelischen Mission gegenüber ihren Gegnern in der ersten Hälfte der achtziger Jahre. Sie mußte unter allem Drang anderweitiger Arbeiten ein Gegenstand steter Aufmerksamkeit bleiben.

2.

Aber freilich, andere Arbeiten drängten sich in erdrückendem Maße um die beiden einsamen Missionare.[1]) Zunächst galt es, die Mission erst eigentlich seßhaft zu machen. Bisher hatten sie in Rohr- und Grashütten gewohnt, die sich in ihrer Bauart wenig von den Hütten der Waganda unterschieden. Aber diese

[1]) Während dieser Jahre (1880—1884) arbeiteten fünf Missionare in Uganda: Mackay, Pearson, Litchfield, O'Flaherty und Ashe. Gleichzeitig aber waren fast immer nur zwei im Lande.

waren zu vergänglicher und dürftiger Art. Schon nach ein paar Jahren drohten sie ihnen buchstäblich über dem Kopf zusammenzustürzen, und trotz alles Flickens an den Grasdächern fanden die tropischen Regengüsse immer wieder Eingang. Es war für die Gesundheit der Missionare in diesem feuchtheißen Lande notwendig, daß sie so bald als möglich in einem trockenen und widerstandsfähigen Hause ihr Unterkommen fanden. Mackay beschreibt die Zustände ihrer alten Strohhütten folgendermaßen:

„Mein Haus ist in letzter Zeit fürchterlich von schwarzen Ameisen heimgesucht worden. Jede Nacht strömen sie myriadenweise in alle Zimmer. Wir schütten überall heiße Asche hin; aber sie ziehen nur aus einer Ecke in die andere. Neulich ließ ich ein Schaf schlachten und den Schwanz, der ganz aus Fett bestand, fünf Fuß über der Erde aufhängen. Am nächsten Morgen entdeckte ich, daß die Ameisen eine regelrechte Jakobsleiter vom Boden bis zu dem Schwanze gemacht hatten. Die großen Ameisen hatten mit ihren Körpern und Fühlhörnern eine Kette durch die Luft gemacht, an welcher die kleinen Ameisen auf- und abliefen und das Fett wegtrugen. Es war eine Leistung, des besten Ingenieurs würdig. Als ich einmal nachts aufgeblieben war und druckte, schien der Geruch der Druckerschwärze die Ameisen anzuziehen; denn sie kamen in hellen Haufen an der Wand herangelaufen, wo mein Tisch stand. Ich stellte meine Maschine in eine andere Ecke der Stube und streute Asche zwischen sie und mich. Aber in zehn Minuten waren sie durch die Strohmauer des Hauses gedrungen und außen herumgelaufen an die Stelle, wohin ich mich mit meiner Arbeit geflüchtet hatte, und ergossen sich nun über die Presse und alle Papiere.

„Vor einigen Tagen eilte ich schnell in mein Zimmer und wäre beinahe auf eine große Schlange getreten. Das Reptil hatte zwei Ratten zwischen den Zähnen, eine davon war schon tot, und die andere lief davon, als die Schlange sie losließ und mir ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Ich griff nach einem Stock und schlug auf das Tier los; aber es verschwand als-

bald in der Mauer. Unsere Jungen liefen auf mein Geheiß hinaus, und als die Schlange zum Vorschein kam, machten sie ihr den Garaus. Am folgenden Tage schlugen sie eine andere tot, welche ebenfalls in mein Zimmer kommen wollte. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich an die Schlangen denke, und ich danke Gott für meine gnädige Bewahrung."

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Missionare ernstlich dem Gedanken näher traten, ein größeres, festes Missionshaus zu bauen. Allerdings gaben sie damit die Möglichkeit auf, ihre Station schnell von einem Ort an den andern zu verlegen. Das Missionsgrundstück Natete lag dicht neben der alten Residenz. Mtesa hatte aber inzwischen seine Hauptstadt eine halbe Meile weiter landeinwärts verlegt. Die Gegend um Natete war dadurch entvölkert, und der Verkehr mit der Hauptstadt erschwert. Aber dafür waren die Missionare nicht mehr so unmittelbar den Launen Mtesas ausgesetzt. Wenn er ihnen einmal feindlich gesinnt war, so brauchten sie sich deshalb nicht gleich in ihrer Arbeit stören zu lassen. Und zudem, wer konnte wissen, wie lange die Residenz an ihrem derzeitigen Ort bleiben würde? Waganda-Hütten und Paläste sind ja schnell abgebrochen und schnell neugebaut! Die Missionare hatten beschlossen, in Natete zu bleiben. Es war ihnen deshalb willkommen, daß ihnen Mtesa ihr dortiges Grundstück ab und zu durch Schenkungen vergrößerte, bis es zehn Akres (4 ha) umfaßte. Dem Könige waren solche Schenkungen kein Verlust; denn das Land war unbebaut, mit Ried und Rohr bedeckter Sumpf, ein Wohnplatz der Schlangen und Vipern.

Woher nun die Arbeitskräfte bekommen, um ein Haus aufzurichten? Leute waren ja genug vorhanden, aber die Waganda waren faul.

Als die Viktoria-Njansa-Mission geplant wurde, beabsichtigte man eine Industrie-Mission im großen Stil zu gründen. Deswegen sandte man verhältnismäßig so wenig Geistliche und so viel Laienmissionare hinaus. Wenn irgend jemand fähig war, die Eingeborenen Handwerke und Künste zu lehren, so war es Alexander Mackay. Aber nach dieser Richtung hin ist diese

Mission hoffnungslos fehlgeschlagen. Die Trägheit der Waganda war unüberwindlich groß. Es galt einfach eines als freien Mannes unwürdig, zu arbeiten. Dazu hatte man Weiber und Sklaven. Mackay versuchte es auf alle mögliche Weise, Eingeborene zu sich in die Lehre zu nehmen. Er nahm sie als Lehrlinge in seine Schmiede; er stellte sie im Garten an; er gab ihnen Säge und Hobel in die Hand. Allenfalls nahmen sie einen kleinen Anlauf; aber wenn der erste Eifer verraucht war, verfielen sie wieder in die alte Faulheit. Zu jeder geistigen Arbeit, zum lesen und lernen waren sie immer aufgelegt, zu anstrengender Handarbeit nie. Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Verachtung aller Feldarbeit, in dieser einseitigen Hochschätzung der Geistesarbeit eine Gefahr auch für die Weiterentwicklung der Mission liegt. Glücklicherweise hatten die Missionare 12 freie Dienstleute aus Sansibar, sogenannte Wangwana, auf der Station. Waren diese auch teuer zu unterhalten und gänzlich irdisch gesinnt, so waren sie doch der Kern der Arbeiter, ohne welche schwerlich etwas Ordentliches wäre zustande zu bringen gewesen. Mit ihrer Hülfe erbaute Mackay in den Jahren 1880—1882 mit sehr großer Mühe und eisernem Fleiß ein zweistöckiges Gebäude mit acht Zimmern und acht Fenstern. Europäischen Maßstab dürfen wir allerdings an dasselbe nicht anlegen, denn es war nur ein Fachwerkgebäude, wattle and daub, wie die Engländer sagen. Aber für centralafrikanische Verhältnisse war es geradezu ein Wunderwerk, ein Haus mit zwei Reihen von Zimmern übereinander, mit einer Treppe zum oberen Stockwerk, mit Schlössern an den Thüren, mit feinem Drahtgewebe in den Fenstern, so etwas war noch in keines Muganda Herz gekommen. Von nah und fern strömten Besucher zusammen, Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Bauern und Sklaven, um dieses Wunder anzustaunen. „Ich bin so entzückt," sagte der Häuptling von Uvuma, nachdem er das ganze Haus in Augenschein genommen hatte, „über die Wunder, die ich gesehen habe, daß ich fünfzig Jahr brauchen werde, sie meinem Volk zu beschreiben."

Vielleicht von noch größerer, unmittelbarer Bedeutung für die Gesundheit der Missionare war die Anlegung eines Brunnens. Das Missionsgrundstück lag einen Hügel hinab bis zu einem Sumpfe mit trübem Wasser. In dies Wasserloch hatten sie sich bisher mit den ringsum wohnenden Eingeborenen teilen müssen. Nun hatte Mackay herausgefunden, daß ein Wasserlauf ganz dicht am Missionshause vorbei ungefähr in einer Tiefe von sechzehn Fuß fließen müsse. Mit Hacke und Spaten fing er deshalb an, ein acht Fuß langes und vier Fuß breites Loch auszugraben. Als er zu tief unten war, um die Erde hinaufwerfen zu können, machte er ein Gestell von starken Bäumen, an welchem er mit einem Flaschenzug und Eimer zum Erstaunen der Eingeborenen den Grund herausschaffte. Schließlich erreichte er Wasser. Die Waganda hatten noch nie einen Brunnen gesehen und konnten nicht glauben, daß man an einem Hügelabhang Wasser finden könne. Nun sahen sie es mit ihren Augen. Mackay flickte eine zerbrochene, alte Pumpe und stellte sie in den Brunnen. Als die Leute den dicken Wasserstrom aus dem Brunnenrohr herausfließen sahen, kannte ihre Verwunderung und ihr Staunen keine Grenzen mehr. Alle schrieen: „Mackay Lubare! Mackay Lubare Dola!“ (Mackay ist der große Geist, Mackay ist wahrhaftig der große Geist!)

Eine weitere große Arbeit erforderte die Urbarmachung und Bebauung ihres Grundbesitzes. Allerdings waren die Missionare ja dem Namen nach die Gäste des Königs, und dieser hätte nach Landesbrauch die Verpflichtung gehabt, sie mit den landesüblichen Nahrungsmitteln zu versorgen. Aber damit hatten sie schon so viele schlechte Erfahrungen gemacht und waren so oft in schlimme Verlegenheiten gekommen, daß ihnen dringend am Herzen lag, sich für ihre Lebensbedürfnisse von den Geschenken des Königs unabhängig zu machen. Da nun ein öffentlicher Markt überhaupt erst auf ihre Anregung in Rubaga eingerichtet und unregelmäßig abgehalten wurde, konnten sie auch nicht darauf rechnen, das regelmäßig zu kaufen, was sie brauchten. So blieb ihnen nichts übrig, als sich mit Ackerarbeiten in ziemlichem Umfang zu befassen. Und sie scheuten

vor denselben um so weniger zurück, als sie das tiefeingewurzelte Vorurteil der Waganda gegen alle Feldarbeit durch ihr Vorbild auszurotten hofften. Sie nahmen einen Morgen nach dem andern in Kultur, indem sie das Speergras und Bambusgestrüpp ausrodeten, die Schlangen, Ottern und sonstiges Ungeziefer vertrieben und den Acker in regelmäßige Beete abteilten. Die eine Hälfte ihrer Pflanzung machten sie zu einer Bananenplantage; in der andern Hälfte säeten sie Mais, Hirse, Weizen, Gemüse und andere Lebensbedürfnisse. Rings um das Wohnhaus legten sie einen hübschen Blumengarten mit Kieswegen, Beeten und Rabatten an. Das ganze Grundstück umgaben sie zuerst mit einem Rohrgehege; als aber dieses sich als zu vergänglich erwies und gegen Diebe keinen genügenden Schutz gewährte, pflanzten sie eine Euphorbia-Hecke. Gewiß hätten sich die Missionare diesen mühsamen und zeitraubenden Arbeiten nicht unterzogen, wenn sie die Stürme vorausgesehen hätten, von welchen die nächsten Jahre angefüllt waren. Aber wenn sie auf eine ruhige und gedeihliche Entwicklung der Mission in Uganda rechneten, so waren diese Arbeiten eine unerläßliche Voraussetzung für die Gesundheit der Missionare.

Der russische Afrikareisende Junker, der im Jahre 1886 mehrere Wochen bei den protestantischen Missionaren in Natete wohnte, giebt in seinen „Reisen in Afrika" Bd. III, 616 f. eine so anschauliche Schilderung der Missionsstation, daß wir uns nicht versagen können, dieselbe abzudrucken. Sie ist ganz geeignet, unsere Hochachtung vor den Leistungen eines Mackay und seiner Gefährten zu steigern, um so mehr, da sie aus der Feder eines berühmten Afrikareisenden stammt. „Die englische Mission nahm mit den Bananenpflanzungen und verschiedenen Baulichkeiten einen beträchtlichen Raum ein. Von der öffentlichen Straße führte ein breiter, eingezäunter Weg mit Thorverschluß durch den Bananengarten zu dem Wohngebäude, vor dem sich ein halbkreisförmiger, freier Platz ausdehnte. Links hinter dem Wohngebäude stand ein Häuschen für Feuerung und zur Zubereitung des Bananenbreis, der in Buganda die Hauptnahrung bildet. Rechts, durch lebende Hecken und Zaunwerk von dem Hauptgebäude geschieden, befand sich ein zweites, ebenso großes, aber einstöckiges Haus. Ursprünglich war es die Kirche der kleinen christlichen Waganda gemeinde; seitdem aber der barbarische Herrscher seine Hetze gegen die Negerchristen in Scene gesetzt hatte, diente das Gebäude als ein förmliches Gewerbemuseum. Alexander M. Mackay, der vielseitig gebildete,

unternehmende Missionär und Techniker, hatte darin seine eigenhändig höchst kunstvoll aus Holz gearbeiteten Maschinen für Weberei und Spinnerei, für Eisen- und Holzarbeiten aufgestellt. Das bescheidene Privatzimmer Mackays und ein Magazin nahmen den übrigen Raum ein. Hinter dem Gebäude lagen noch mehrere kleine: eine Küche mit Backofen, Häuschen für verschiedene Maschinen, für Diener u. s. w. Weiter abseits im geräumigen Bananengarten, wo auch Maispflanzungen sich befanden, verteilten sich noch verschiedene Hütten und Häuschen, teils für Diener und Wächter, teils für Vieh. Das Wohngebäude zeigte deutlich, was sich mit bescheidenen Mitteln selbst in Centralafrika herstellen läßt, wenn eine so praktische und fleißige Hand, wie die Mackays zugreift. Nichts in den Stationen der Aquatorialprovinz, wo doch die Regierung Hunderte von Beamten unterhielt, konnte sich auch nur entfernt mit dem messen, was in dieser englischen Mission geschaffen war. Das Gebäude stand auf einem mehr als meterhohen, festen Unterbau und hatte an der Stirnseite eine Veranda, zu der von dem halbkreisförmigen Platz aus eine bequeme Holztreppe hinaufführte. In der Achse der Treppe war die Veranda doppelt breit, wodurch die Fassade in zwei gleiche Flügel geteilt ward, deren jeder ein Zimmerchen einschloß; die Thüren derselben, von der Mittelveranda aus, lagen sich gegenüber. An der Rückseite des Hauses waren die beiden Seitenzimmer durch ein Mittelzimmer verbunden, welches zwei Fensterchen auf die Mittelveranda hatte. Dieser Raum diente als Speisezimmer. Das Seitenzimmer rechts war das des Rev. Ashe, das linke aber die Bibliothek mit vielen wohlgefüllten Büchergestellen. Der nicht große, aber zweckmäßige Bau war in Lehmfachwerk ausgeführt und sehr sorgsam geglättet und gekantet. Seitwärts des Bibliothekszimmers befand sich ein kleiner Anbau aus Schilfrohr, so breit wie die Veranda; er beherbergte die Druckerei. Die Veranda hatte als Stützen unbehauene Palmstämme und endete rechts in eine Treppe, die zu dem oberen Gelaß führte. Dieser Speicherraum unter dem Strohdach, das nach innen mit zusammengebundenem Schilfrohr verschalt war, hatte verschiedene Abteilungen, die durch Schilfrohrzäune oder zeugbespannte Holzrahmen getrennt waren und ordnungsmäßig unter Schloß und Riegel gehalten wurden. Ein Mittelgang aber führte zu einem freundlichen, gemütlich eingerichteten Logierstübchen. In der Mitte über der Veranda ragte ein weißes Kreuz empor, das Abzeichen der Friedensstätte in Feindesland. Auch an Windfänger, Blitzableiter und Wetterfahne war gedacht. Die Ausstattung aller Räume war bescheiden, aber nett und wohnlich, wie es eben durch eine sorgsame Hand bei bescheidenen Mitteln herzustellen ist.

Die Bemühungen der Missionare gingen noch weiter. Außer den absolut notwendigen Lebensmitteln brauchen Europäer noch eine Menge Dinge, die man mehr oder weniger als Luxus be-

zeichnen kann, ohne welche es aber doch nicht gut geht. Dahin gehören Kaffee, Tabak, Wein, Zucker und dgl. Ließen sich nicht vielleicht auch diese im Lande selbst beschaffen? Mackay war nicht der Mann, das unversucht zu lassen, um der Missionsgemeinde in der Heimat Kosten zu ersparen. Zuckerrohr wuchs im Lande. So konstruierte er sich aus Steinen eine einfache Presse, kochte den mit ihrer Hülfe aus dem Zuckerrohr gewonnenen Saft, und hatte die Freude, nachdem sich die Masse kristallisiert hatte, einen süßen, braunen Zucker, freilich nur einen Topf voll, vor sich zu haben. Auch eine gewöhnliche Sorte Tabak gab es im Lande. Mackay schnitt denselben recht fein, mischte ihn mit dem mitgebrachten englischen Tabak und drehte die Mischung zu Cigaretten. Das gab denn eine Erquickung in der heißen Mittagspause. Auch Kaffeesträucher wuchsen wild; es galt die reifen Beeren zu sammeln und von den Sträuchern einige in geordnete Kultur zu nehmen. Und eine Art Wein ließ sich aus dem Saft der Bananen gewinnen, wenn man die Stengel vor der Blüte abschnitt und den Saft genügende Zeit gähren ließ. Das alles waren Experimente, welche für die Weiterentwicklung der Mission von Bedeutung hätten werden können, wenn nur außer dem vielbeschäftigten Mackay eine geeignete Persönlichkeit zur Stelle gewesen wäre, die ihre ganze Zeit dieser doch immerhin untergeordneten wirtschaftlichen Seite hätte widmen können!

Aber ohne wesentlichen Einfluß[1]) auf ihre höheren geistigen

[1]) Mackay schreibt darüber in seinem Tagebuch: „Bliebe das Volk in seinem jetzigen traurigen Zustand, und es würde christlich, so würden sie entweder faule oder kriegerische Christen. Die Anleitung, die wir ihnen geben, lehrt sie Augen, Verstand und Hände für die Künste des Friedens gebrauchen, sie von der Trägheit und den kriegerischen Gelüsten abziehen und den Gesamtzustand des Landes heben. . . Vielleicht denkt mancher, warum verbringt ein Missionar seine Zeit mit solchen weltlichen Dingen? Denen sage ich: lebt ihr denn in einer Grashütte mit feuchtem Erdboden, in einem regnerischen, äquatorialen Klima, ohne Sicherheit gegen Diebe und Feuer? Kommt nun erst hierher und versucht es jahrelang, wie wir es gethan haben, und wenn euch dann dieses Leben gefällt, und ihr dann noch meint, daß ein Leben, wie es die Wilden führen, wegen seiner Einfachheit die beste Verherrlichung des Christentums sei, dann will ich euch fragen, ob ihr auch eure Frauen in solche Grashütten einquartieren

Aufgaben waren doch auch diese weltlichen Arbeiten nicht. Sie zeigten den Waganda die glänzende Überlegenheit der Missionare nicht nur über ihr heidnisches Volkstum, sondern auch über die Scheinkultur der Araber. Sie waren in sofern Wegbereiter für die eigentliche, direkte Missionsarbeit. Die Waganda, von Natur intelligent und lernbegierig, waren durchdrungen von der Erkenntnis, daß sie von den Missionaren viel, sehr viel lernen könnten. Vielleicht waren diese weltlichen Arbeiten, — wir könnten ihre Zahl noch vermehren durch Erwähnung eines Brückenbaus, einiger Landstraßen u. s. w. sogar die Schutzwehr der Mission. Sie stellten dem König und seinen Großen immer wieder vor Augen, von welchem Nutzen die Fremdlinge für ihn seien, und das hielt sie jedesmal wieder zurück, wenn die Araber sie aus dem Lande ausgewiesen zu sehen wünschten. Rechnet man alle diese Kulturarbeiten zusammen und bedenkt, daß immer nur zwei, manchmal monatelang nur ein weißer Missionar in Uganda sich aufhielt, so möchte man denken: das hat eben alle ihre Zeit in Anspruch genommen, und zu eigentlicher Missionsarbeit sind sie nicht gekommen.

3.

Gott sei Dank! ist das nicht der Fall. Im Gegenteil, die äußere Festwurzelung der Mission im Lande durch diese weltlichen Arbeiten ist nur der Hintergrund für die innere Festwurzelung des Christentums im Volke. Diese Jahre sind die Frühlingszeit der Mission in Uganda, der schöne, hoffnungsverheißende Morgen der Waganda-Kirche.

Vier Jahre hatten die Missionare die Saat des Wortes Gottes ausgestreut, und noch erschien kein Halm, kein Pflänzlein, welches ihnen zeigte, daß die Saat aufgegangen sei. Die

---

wollt? Ich versuche jetzt Ziegel zu machen und zweifle nicht, daß diese einfache Kunst, wenn sie erst allgemein geübt wird, in dem ganzen Lande eine große Revolution bewirken wird. Schon jetzt ist der Erfolg bedeutend. Die schmutzigen Straßen und Winkel werden gereinigt, man bessert den erbärmlichen Fußboden der Hütten, die Toten werden ordentlich begraben und nicht mehr in die pestilenzialischen Sümpfe versenkt."

Leute, besonders der niederen Volksschichten hörten das Wort gern und gerieten bisweilen in Erstaunen, wenn ihnen die Missionare die Größe der Liebe Gottes schilderten. Das war zunächst alles. Der erste Lichtstrahl kam im November des Jahres 1880. Mukassa, der Wächter der ehemaligen Kapelle, späteren Moschee am Hofe Mtesas, weigerte sich, auf Befehl des Katikiro an den mohammedanischen Gebeten teilzunehmen. Darüber zur Rede gestellt erklärte er, die Religion Jesu, welche die weißen Männer lehrten, sei die allein wahre, alle anderen seien Lügen. Der kühne Bursche wurde in den Stock gelegt und später aus dem Lande weggeschickt.

Noch verging fast ein Jahr, ehe der erste Muganda zur Entscheidung kam. Endlich am 18. Oktober 1881 kam ein früherer Schüler der Mission, ein Sklave, Sembera Kumunbo mit Namen, zu Mackay und brachte ein ziemlich leserlich geschriebenes Briefchen. Darin stand: „Bwana Mackay, Sembera ist mit Grüßen gekommen und bringt dir eine große Neuigkeit. Willst du ihn taufen, weil er die Worte Jesu Christi glaubt?“ Der Brief war mit einem Speergrasstengel geschrieben, die Tinte war von zweifelhafter Mischung. Und doch, welche Freude machte Mackay dieser kleine Zettel! Sembera erklärte, er habe keine Furcht vor Gefahr, sollte er auch gefangen und getötet werden, wenn er nur die Taufe empfange. O'Flaherty hatte ein eingehendes Gespräch mit ihm und versprach ihn bald zu taufen.

Aber bevor dieser Bekehrte unter die Glieder der streitenden Kirche eingereiht werden konnte, ging ein anderer, zu der Zeit unbekannter, in die triumphierende Kirche ein. Mackay schreibt in seinem Tagebuch: „Unlängst ist einer unserer jungen Burschen, Dumurila, welcher von O'Flaherty unterrichtet wurde, gestorben. Wir hatten ihn vermißt und hörten dann, daß er krank geworden sei. Er hatte sehr viel Eifer gezeigt nicht allein beim Lesenlernen, sondern auch beim Hören des Wortes Gottes. Neulich, als O'Flaherty wartend in der Nähe des Palastes stand, wurde er von einem Jungen angeredet, welcher ihm ein Evangelium in Suaheli übergab und sagte: Dumurila habe es

ihm gegeben, damit er es den Wasungu, den Weißen, zurückbringe. Die Geschichte, welche der Junge uns erzählte, war sehr ergreifend. Er sagte, er habe mit größtem Feuereifer den Lubare angehangen, doch sei er in der letzten Zeit von seinem alten Aberglauben zurückgekommen, und um die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, machte er O'Flaherty darauf aufmerksam, daß er keine Fetische an sich trug. Weiter erzählte er, sein Freund Dumurila habe ihn zu uns geschickt, um Medizin zu holen, aber er habe sich gefürchtet, da er uns nicht kannte. Der kranke Bursche hatte ihm versichert, wir kämen gewiß zu ihm oder schickten ihm Medizin. Den ganzen Tag habe er in dem Evangelium, welches er besaß (St. Marci), gelesen; und als seine Schmerzen so zunahmen, daß er selbst dachte, er werde sterben, hatte er diesem Jungen auf die Seele gebunden, das Buch O'Flaherty zurückzubringen. Dann hatte er den Lubare-Jungen gebeten, ihm etwas Wasser aus einem nahen Wasserloche zu holen. Als das herbeigebracht war, bat er seinen Freund, ihm etwas davon über den Kopf zu sprengen und dabei zu sagen: „Im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes." Bald nachdem dies geschehen war, starb er. Ich glaube, daß diese Taufe des Lubare-Jungen im Buch des Lebens geschrieben steht." Das war die erste evangelische Taufe in Uganda.

Wenige Wochen danach, am 18. März 1882 war der festliche Tag, wo die Erstlinge aus den Waganda feierlich in die christliche Kirche aufgenommen wurden. Es waren die fünf Jünglinge Sembera Kumunbo Mackay, Mukassa Eduard Hutchinson, Mukassa Filipo O'Flaherty, Buza Baliao Henry Wright und Mutakirambula Jacobo.[1]) Die beiden ersten sind schon früher erwähnt, Sembera Mackay ist jener Sklave, welcher

[1]) Daß den Bekehrten zu ihren früheren heidnischen Namen christliche Zunamen beigelegt werden, ist unanstößig. Es ist das um so ratsamer, weil die heidnischen Afrikaner ihre Namen sehr oft wechseln, sodaß sie erst durch die Taufe einen bestimmten Namen für Lebenszeit erhalten. Sollten aber die fremdländischen, christlichen Namen die einheimischen heidnischen verdrängen, so könnte man das als eine krankhafte Neigung zum Ausländischen nicht billigen.

zuerst schriftlich um die Taufe bat, und Eduard Mukassa der ehemalige Küster, welcher um seines Bekenntnisses willen aus dem Lande verwiesen war. Filipo Mukassa war früher ein Diener des freundlich gesinnten Mukwenda, Missionar O'Flaherty hatte ihn sich dann zu seinem persönlichen Dienst ausgebeten, und so hatte er seit zwei Jahren im Missionshause gelebt. Zur gleichen Zeit wurde bei der Universitäten-Mission in Sansibar ein sechster Muganda, Henry Wright Duta, getauft, welcher mit Edward Mukassa zugleich um seines Glaubens willen vertrieben und mit einer Karawane nach Sansibar gegangen war.

Nach den ersten Taufen warteten die Missionare eine Zeit lang, ehe sie weiteren Bitten um die Aufnahme in die christliche Kirche Gehör schenkten. Sie wünschten sich erst zu überzeugen, ob das Feuer echt sei, und ob die Bewegung weiter um sich greife. Ungefähr nach Verlauf eines Jahres gaben sie dem Andrängen vieler nach, und von da an konnten in der zweiten Hälfte des Jahres 1883 und Anfang 1884 eine ganze Reihe von Tauffeiern stattfinden. Von einigen Getauften sind die näheren Umstände von allgemeinerem Interesse.

Der Häuptling Sebwato war durch die öffentlichen Disputationen O'Flahertys bei Hofe angeregt worden. Er begann aus eigenem Antriebe seine Weiber und Kinder und seinen Lubare-Priester oder Mandwa zu lehren. Eines Tages gab O'Flaherty in seinem Hause der ganzen Familie Unterricht. Der Priester verlor ihn während der ganzen Zeit nicht aus den Augen. Als O'Flaherty geschlossen hatte, trat er vor, knieete zu seinen Füßen nieder und sagte: „Ich will diese Amulette des Lubare wegwerfen, ich will ihm niemals wieder dienen. Er ist ein Lügner und Betrüger. Ich will Jesu folgen und seine Wege lernen." Bei diesen Worten schnitt er seine Wertsachen ab und warf sie ins Feuer. Die Frauen und der Häuptling waren erstaunt. Bald darauf mußte Sebwato nach seinem Posten fern im Lande zurückkehren. Er sandte eines Tages seinen Mandwa mit einem Geschenk in das Missionshaus und ließ bitten, O'Flaherty möge ihn doch besuchen und ihn und sein Volk belehren. Das war unmöglich, denn

Sebwato wohnte sechs Tagereisen entfernt, und die Missionare hatten nicht Erlaubnis, im Lande umher zu reisen. Es traf sich aber, daß an dem Tage, wo der Mandwa kam, viel Volks und auch viele Lubare-Priester um die Missionare versammelt waren. Da benutzte der Mandwa aus eigenem Antriebe die Gelegenheit und legte ein schönes Zeugnis seines Glaubens ab. Mit Kraft und Beredsamkeit legte er die Gründe dar, die ihn gedrängt hatten, seine Amulette zu verbrennen und den Dienst des Lubare mit dem edlen Dienste des Sohnes Gottes zu vertauschen. Alle waren bewegt, und vielen ging es durchs Herz. Sebwato wurde nicht lange darnach getauft, nachdem er alle seine Frauen bis auf eine entlassen hatte. Er erhielt den Namen Nikodemo.

Ein anderer junger Mann Namens Muira kam und bat, daß ihm möchte erlaubt werden bei den Missionaren zu bleiben, so lange er lerne. Er lernte langsam und schwer, aber das ersetzte er durch seinen Eifer und durch die strahlende Freude, welche aus seinen Augen leuchtete, wenn er irgend einen neuen Gedanken begriffen hatte. Er sprach sich so zu O'Flaherty aus: „Ich bin gleich einem Wanderer in bergigem Lande. Er marschiert und klimmt mit Vergnügen von Gipfel zu Gipfel. Aber wenn er höher steigt und sieht die Berge vor sich, jeden noch höher, als die, welche er schon erstiegen hat, so wird er ungeduldig und fragt zweifelnd, ob er jemals über den letzten werde wegkommen können. Aber da ist ein großer Unterschied. Der Wanderer will voll Begier den einen Abhang hinab, um die andere Höhe zu ersteigen, und eilt dann immer noch wieder weiter, bis er die letzte und höchste erstiegen hat. Nicht so ich. Wenn ich hinaufsteige, so freue ich mich schon darauf, auf dem Gipfel zu liegen und zu ruhen und mit Behagen die Berge vor mir anzuschauen. Ja, ich liebe dieses Ausruhen und trinke aus den Quellen, die herabrauschen, wo ich hinaufsteige. O welches Vergnügen, diese herrlichen Bücher zu lesen und darüber nachzudenken und nachzusinnen über die Wunder des Sohnes Gottes, der Mensch geworden ist, um die Menschen vom Lubare zu erlösen!"

Muira hatte einen Bruder, der ein kleiner Häuptling war; der wollte ihn zu seinem Lubare-Priester machen und versprach

ihm ein Weib, wenn er zu ihm käme. Er ging; aber nach einer Weile kam er mit Weib und Kind zu den Missionaren zurück. Er hatte schon selbst angefangen, sein Weib lesen zu lehren; und er wünschte, daß sie noch weiter unterrichtet würde. Eines Morgens bat die Frau um eine Hacke, damit sie in der Pflanzung des Missionars arbeiten könne; sie sagte: „Ich will euer großmütiges Brot nicht umsonst essen." Sie wurden beide getauft auf die Namen Johanna (Johannes) und Mariamu (Maria) und kurz darauf auch auf ihre Bitte kirchlich getraut.

Auch Filipo Mukassa, O'Flahertys Diener, brachte sein Weib, damit sie unterrichtet werde. Sie war zuerst eine hochmütige Wilde und wollte die Missionskost nicht anrühren. Sie beteiligte sich jedoch an einer Frauenklasse, mit welcher die Missionare einen zaghaften Versuch gemacht hatten; und obgleich sie zuerst mit Verwunderung gefragt hatte: „Können denn Frauen auch lernen?" so fand sie doch bald, daß sie Fortschritte mache, und nach einiger Zeit bat sie, mit ihrem Kinde getauft zu werden. Ihr ganzes Benehmen legte Zeugnis ab von der Umwandlung ihrer Seele. Eines Tages fand O'Flaherty sie mit andern Frauen in der Pflanzung arbeitend. Er redete sie an: „Sara, wer hieß dich arbeiten? Ich dachte, arbeiten sei unter deiner Würde?" Sie erwiderte: „Ich kann nicht waschen und nähen, wie meine Schwestern in England; ich wollte, ich könnte es. Aber ich kann verschneiden und hacken, und die Bananen, von denen wir leben, brauchen beides. Es ist meine Pflicht, mit für den Unterhalt dieser großen Familie zu sorgen."

Leider wurde Filipo Mukassa in einer großen Pockenepidemie im Frühjahr 1884 weggerafft. Als er starb, kamen seine heidnischen Brüder, um seinen Leichnam wegzunehmen und nach landesüblicher, heidnischer Weise zu bestatten. Aber sein Weib Sara und der Missionar O'Flaherty widersetzten sich dem, und letzterer behauptete, der Verstorbene sei „sein Bruder durch ein dauernderes Band als das der Natur." So empfing Filipo das erste christliche Begräbnis in Uganda. Als seine Brüder das schöne Grab, das kostbare Rindenzeug und das feine, weiße

Linnen, sein Sterbekleid, sahen, gaben sie ihre Zustimmung, gingen hin, nahmen den Toten auf und halfen selbst, ihn bei Lampenlicht und Kerzenschein zum Grabe hinauszutragen. Ein Missionar las am Grabe das Glaubensbekenntnis und ein paar kurze Gebete. Die Heiden zogen sich zurück, kamen zu O'Flaherty und sagten: „Du hast ihn wie einen Häuptling begraben, wir wollen auch deine Brüder sein."

Zum königlichen Hofstaat gehörten zwei junge Leute, deren Taufe schon festgesetzt war. Zwei Tage vor dem bestimmten Termin wurden sie von der Pest befallen und nach der Gewohnheit des Landes aus ihren Häusern weggeschleppt, um zu sterben. Sie sandten sogleich zu O'Flaherty, um ihm Mitteilung zu machen. Er schreibt: „Ich eilte zu ihnen; der Platz war öde. Nach ein paar Worten und einem kurzen Gebet sandte ich einen Boten nach dem Fluß, Wasser zu holen. Ich goß es im Namen der heiligen Dreieinigkeit auf den ersten, Mukassa, aus. Ich werde niemals seinen Blick hinauf zum Himmel vergessen und seine Worte des Inhalts, daß obgleich er einen irdischen Palast verlasse, er nach einem Palast im Himmel eile; dann wandte er sich an seinen Freund und sagte: „Jesus unser Heiland ist unser König." Seine Hände klammerten sich fest an mich; plötzlich ließ er mich im Todeskampf los und gab den Geist auf. Als ich mich zu meinem andern Freund wandte, sah ich, daß er schon im Todeskampf lag. Ich schüttete kein Wasser mehr auf ihn, aber ich fühlte, daß sein Name in das Taufregister im Himmel eingetragen sei."

Sogar unter den Prinzessinnen, Mtesas Töchtern, regte sich ein christliches Verlangen. Des Königs Lieblingstochter Nabakia wurde hoffnunglos krank. Man ließ eine Menge Lubare-Priester und Zauber-Doktoren kommen; aber sie konnten nicht helfen. Schließlich wurde O'Flaherty gerufen. Er trieb die Lubare-Priester hinaus, seine Behandlung wurde merkwürdig gesegnet, das schon sterbende Mädchen wurde wieder gesund. Nicht lange darnach besuchte ihn eine von den andern Prinzessinnen, Nalumansi oder Elmasi, und sagte, sie und ihre Schwester sehnten sich nach seinem Unterricht. Bisher habe sie

sich gefürchtet zu kommen; aber was er an ihrer Schwester gethan habe, das habe ihr Mut gemacht. Sie sei entschlossen, die Worte und die Religion Jesu Christi zu lernen. Sie wurde mit fünf andern im September 1883 getauft. Auch Nabakia, die wieder gesund geworden, schien die Wahrheit in ihr Herz aufzunehmen. Sie starb leider vor der Taufe an den Pocken. Im Frühjahr 1884 wurde noch eine dritte Prinzessin Mugali in den Taufunterricht aufgenommen und erhielt bei der Taufe den Namen Rebeka. Sie zeigte einen solchen Eifer, daß sie selbst ihre Lieblingsmagd lehrte und bei ihrer Taufe Pate stand. Leider währte mit diesen Prinzessinnen die Freude nicht lange. Die eine fand einen Liebhaber in der Person eines jungen Häuptlings, der oberflächlich im römischen Christentum unterrichtet war und sie zu der „Mundreligion" hinüberzog, wie die Eingeborenen den Katholizismus nannten zum Unterschiede von der „Buchreligion" der Evangelischen. Noch schmerzlicher war es mit der andern; sie wurde wegen unerlaubten Umganges mit einem bei Hofe sehr beliebten, heidnischen Verwandten des Katikiro von dem König scharf gezüchtigt und ihrer Würde als Königsschwester, Lubuga, entsetzt.

Bis zum Sommer 1884 waren im ganzen 68 Personen getauft. Sie gehörten den verschiedensten Lebenskreisen an. Außer den beiden Prinzessinnen waren es einige einflußreiche und verständige Glieder des königlichen Hofstaats, zwei Häuptlinge, einige Bauern und mehrere Sklaven. Bemerkenswert war auf der einen Seite der Eifer, mit dem die Getauften ihre christliche Erkenntnis den heidnischen Brüdern mitzuteilen sich bemühten. Jeder unterrichtete Muganda wollte alsbald in seinem Kreise ein Lehrer werden. Dadurch wurde die Kunde vom Evangelium weithin durch das Land getragen. Bemerkenswert war andrerseits auch das Verlangen, mit dem sich die Frauen zu dem Unterricht und der christlichen Belehrung drängten. Das waren hoffnungsvolle Züge an dem ersten Weben und Wirken des Frühlingsgeistes in Uganda. Es wäre verkehrt, solche neugewonnenen Christen gleich als ausgereifte Persönlichkeiten anzusehen. Sie trugen noch den Stempel der

heidnischen Volkssünden. Sie waren eitel, leicht erregbar, in den Tag hinein lebend, sorglos, ohne Selbstzucht; aber waren das nicht alles Fehler, welche geduldige Belehrung überwinden konnte? Und war der Durst nach Erkenntnis nicht ein Unterpfand der Vertiefung des christlichen Wesens?

4.

Für die Missionare war es eine schöne Zeit, die Zeit der ersten Liebe. Sie fühlten sich gehoben und voll freudiger Zuversicht. Sie merkten, es regte sich Leben um sie her, und sie beeilten sich, es in die rechten Formen und Bahnen zu leiten. Sie richteten regelmäßige Sonntagsgottesdienste ein, und zwar an jedem Sonntag einen in Luganda und einen in Suaheli. Dagegen wurde eine regelmäßige Schule, wie wir sie auf den meisten andern evangelischen Missionsgebieten finden, nicht eröffnet. Die Leute, die zum Lernen kamen, befanden sich ausnahmslos wenigstens an der Schwelle des Jünglingsalters.[1]) Deshalb wurden losere Formen gewählt. Man bildete sogenannte Klassen, d. h. Abteilungen von jüngeren oder älteren Leuten, welche teils von vorn anfingen, teils schon etwas gefördert waren. Aller Unterricht begann mit Buchstabieren, Silbensprechen und Lesenlernen. Dazu dienten das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis und kurze Abschnitte der heiligen Schrift in Luganda. Die Fortgeschritteneren bekamen einzelne Bücher des Neuen Testaments in Suaheli. An Lehrmitteln war dauernd der größte Mangel. Der einzige, der die Sprache des Landes sicher beherrschte, Mackay, war mit äußerlichen Arbeiten so übermäßig in Anspruch genommen, daß er nur in seltenen Mußestunden an Übersetzungs-Arbeiten denken konnte. O'Flaherty und später Ashe mußten sich erst in die Sprache hineinarbeiten und sie allmählich soweit bemeistern, daß sie das Übersetzungswerk in Angriff nehmen konnten. Besonders O'Flaherty bewies darin großen Eifer und redliche Treue. Er übersetzte bis 1884 alle Evangelien, biblische Geschichten des Alten

[1]) Um die Kinder in dem nach unserer Ansicht schulpflichtigen Alter hatten die beiden Missionare nicht Zeit sich zu kümmern.

und Neuen Testaments, Stücke der Liturgie und sonstige, nach Zeit und Umständen gebrauchte Abschnitte.[1]) Aber selbst wenn die Manuskripte übersetzt waren, so erhob sich die große Frage, wie sie gedruckt werden könnten. Dieselben nach England zu schicken, getraute man sich nicht, weil dort niemand Luganda verstand. Mackay hatte wohl eine kleine Presse, aber sie war das reine Spielzeug; das Drucken mit derselben erforderte übermäßig viel Zeit. Es war noch eine größere und praktischere Presse hinausgesandt, aber dieselbe lagerte in Ujui, und Mackay konnte sie nur stückweise nach Uganda befördern. Als endlich alle Stücke in Uganda waren, stellte es sich heraus, daß mehrere der wichtigsten abhanden gekommen waren. Mackay mußte dieselben mit großer Mühe ergänzen. So ging es mit dem Drucken langsam. Einen freilich nur unvollkommenen Ersatz geeigneten Lehrstoffs in der Sprache der Waganda bot die reichere evangelische Suaheli-Litteratur der Universitäten-Mission. Viele, besonders von den vornehmen Waganda konnten ein wenig Suaheli; andere lernten es mit Interesse; die Waganda zeigten überhaupt eine hervorragende Fähigkeit fremde Sprachen zu lernen.

Vielfach sprachen Lernbegierige den Wunsch aus, während ihrer Lehrzeit auf dem Missionsgehöft bleiben zu dürfen. Die Missionare gewährten das gern, weil sie hoffen durften, dadurch auch auf die Lebensführung ihrer Zöglinge Einfluß zu gewinnen. Nur war es schwer, solche jungen Leute zu beschäftigen. Einige wurden als Kuh- und Ziegenhirten verwandt; aber die Arbeit im Garten, meist die eiligste und drängendste, griffen sie nicht an; das war nach Waganda Begriffen Frauensache.

Den Missionaren lag daran, auch die Getauften noch in ihrer Unterweisung zu behalten. Das war gerade von besonderer Wichtigkeit, weil darauf die Hoffnung für die Zukunft

[1]) Alle diese Manuskripte O'Flahertys scheinen leider verloren gegangen zu sein. Er nahm sie mit, als er im Jahre 1885 sich auf die Heimreise machte. Da er aber unterwegs starb, und kein anderer den Druck der Schriften überwachen konnte, blieben sie liegen und verstaubten.

des Christentums im Lande beruhte. Sie zögerten deshalb längere Zeit, ehe die Getauften zum heiligen Abendmahl zugelassen wurden, und dieser Feier ging eine Zeit der speciellen Unterweisung voraus. Unter den 68 Getauften im August 1884 befanden sich 40 Kommunikanten. Um der Christengemeinde auch in sich selbst einigen Halt zu geben, wurden sieben der besten und ernstesten Christen zu Diakonen eingesetzt; sie sollten im Fall einer etwa ausbrechenden Verfolgung die lebendigen Mittelpunkte sein und die andern zu Gebet und Vermahnung um sich versammeln. Erfreulich war es, daß drei von den Getauften den Missionaren als Hülfslehrer an die Seite treten konnten; das war wenigstens ein ganz kleiner Anfang, aus welchem sich in späterer Zeit ein Stand von Predigtgehülfen entwickeln konnte.

Im ganzen war es eine Zeit voll schöner Hoffnungen. Schmerzlich war den Missionaren immer wieder und mit dem Zunehmen der christlichen Bewegung immer empfindlicher, daß sie nur ihrer zwei waren, und daß sie, übermäßig in Anspruch genommen durch alle Arbeit in Haus und Garten, nur einen kleinen Teil der sich ihnen bietenden Gelegenheiten zu geistlicher Arbeit wirklich benutzen konnten. Allerdings hätte zu der Zeit Mtesa keinesfalls eine Ausdehnung des Missionswerkes nach den Provinzen seines Reiches oder gar darüber hinaus gestattet, wozu wiederholt dringende Aufforderungen von andern Häuptlingen und Königen kamen. Aber in Natete und der Hauptstadt selbst hätte sich wohl das Vierfache leisten lassen, wenn sie viermal soviel gewesen wären. Mehr Arbeiter!

5.

Eine Verstärkung der Uganda-Mission war unterwegs. Ungefähr zur selben Zeit, wo am Viktoria-Njansa die Erstlinge getauft wurden, rüstete sich in England eine Schar von sechs Missionaren zur Reise nach Central-Afrika. An ihrer Spitze stand der Geistliche Jakob Hannington; mit ihm zogen der Geistliche Robert Ashe, die drei Missionszöglinge Blackburn, Gordon und Edmonds und der Klempner Wise. Es war die Nachricht

vom Tode des Lieutenant Shergold Smith und O'Neill gewesen, was zuerst in Jakob Hannington den Wunsch wachrief, nach dem Viktoria-Njansa hinauszugehen und ihr Werk fortzusetzen. Eine Zeit lang hegte er diesen Wunsch verborgen in seinem Herzen oder offenbarte ihn nur seiner treuen Lebensgefährtin. Im November 1881 schrieb er in sein Tagebuch: „Es scheint mir unmöglich, daß die Kirchliche Missionsgesellschaft mich annehme, ich bin der Ehre nicht wert."

Aber als der Sekretär der Gesellschaft Wigram bei ihm anfragte, ob er nicht in den Dienst der Mission treten wolle, zögerte er nicht länger, sondern stellte sich für vier Jahr zur Verfügung unter der Bedingung, daß die Missions-Gesellschaft in der Zwischenzeit seine Pfarrstelle in Hurstpierpoint verwalten lasse. Zu den Kosten seiner Ausrüstung wollte er 1000 M., zu seinem Unterhalt jährlich 2000 M. beisteuern. Das Anerbieten wurde gern angenommen und er zum Leiter der Expedition bestimmt.

Die Reisegesellschaft erreichte Sansibar am 19. Juni, und nachdem Stokes, der kaufmännische Leiter der Missions-Karawanen, alle Vorbereitungen zur Reise nach dem Innern getroffen hatte, brachen sie schon am 26. Juni nach dem Festland auf und marschierten über Mombas und Mpwapwa durch die Ebenen von Ugogo nach Ujui. In ihrem Gefolge befand sich auch Henry Wright Duta, jener Muganda-Jüngling, der in Sansibar von der Universitäten-Mission getauft worden war; er war auf der Reise Hanningtons Diener. Während der Wanderung durch Ugogo wurde Hannington von einem heftigen Fieber befallen und hatte schwer zu leiden. Trotzdem marschierte er wacker weiter und erreichte Ujui in einem Zustande großer Erschöpfung. Hier bekam er einen heftigen Anfall von Ruhr. Die übrigen Glieder der Expedition entschieden nach einer ernsten Beratung, man dürfe nicht wagen, ihn weiter nach dem See mitzunehmen. Er wurde also in Ujui unter der Pflege des Missionars Copplestone und seines Neffen Gordon zurückgelassen. Es währte nicht lange, so kam zu seinen andern Leiden ein hitziges, rheumatisches Fieber, und es schien unmöglich, daß er

wieder gesund werde. Trotz seiner schlimmen Lage ruhte er nicht, er benutzte die Wochen seiner Krankheit, um ein Handbüchlein für nach Afrika reisende Missionare zu schreiben. Eines Tages, als er eine kurze Strecke weit gehen konnte, suchte er sich einen Platz für sein Grab aus; er glaubte, er werde hier bald seine irdische Hütte zur Ruhe niederlegen.

Gegen alle Erwartung kehrte die Missions-Karawane, welche ihn in Ujui gelassen hatte, wieder dorthin zurück; Stokes war auf der eingeschlagenen Route von Ujui direkt nach Norden durch Usukuma nach Kagei so unverschämt mit dem Räubersold des hongo überfordert worden, daß er beschloß umzukehren und sich einen andern Weg nach dem See zu suchen. Als Hannington die Stimme des Karawanenführers wieder hörte, schien sie ihm neues Leben einzuhauchen. „Ich werde leben und nicht sterben," rief er aus; er fühlte, Gottes Vorsehung habe die andern zurückgebracht, damit er sie an den See begleiten könne. Es wurde eine neue, ernste Beratung gehalten. Edmonds und Blackburn sollten in Ujui zurückbleiben, um diese Station an Stelle des nach Hause zurückkehrenden Copplestone zu besetzen. Hannington durfte wenigstens den Versuch machen, in einer Hängematte getragen, nach dem See vorzudringen. Stokes' neuer Weg lag westlich von dem alten und führte durch das Gebiet des allen Missionaren freundlich gesinnten Mirambo, des Herrschers von Urambo. Hier durften sie hoffen, ohne viel „hongo" durchzukommen.

Der Fürst von Urambo empfing die Reisegesellschaft freundlich und gab ihnen einen Führer mit, um sie bis zu dem letzten Dorfe in seinem Reiche Kwa-Sonda oder Msalala am Smith-Sund zu führen. Hannington faßte den Entschluß, die Niederlage von Missionswaren, welche bisher in Kagei weiter nordöstlich bestanden hatte, hierher zu verlegen, um sie unter den Schutz des wohlwollenden Mirambo zu stellen. Zugleich machte er einen Anfang, hier eine neue Missionsstation zu gründen, welche im Süden des Sees zu einem Stützpunkt für die Uganda-Mission zu werden bestimmt war. Inzwischen lief ein Anerbieten von Ruoma, dem Fürsten von Usinsa ein, er wolle Boote zur Über-

fahrt nach Uganda stellen. Unter unsäglichen Mühsalen reiste Hannington in einem ganz abscheulichen Boot mit einer niederträchtigen Rudermannschaft nach Ruomas Land, nur um sich zu überzeugen, daß Ruoma ein nichtswürdiger, habgieriger und unverschämter Schurke sei, mit dem man am besten möglichst wenig zu thun habe. Hannington war froh, als er aus seinem Gebiete wieder weg war und zu dem Araber Sayed bin Saif nach Kagei gelangte. Hier traf er auch mit den französisch-katholischen Missionaren zusammen, welche vor kurzem ihre Mission in Uganda aufgegeben hatten (Nov. 1882) und erhielt von ihnen neue Nachrichten über O'Flaherty und Mackay. Diese Reise und die beständig wechselnden Aufgaben und Eindrücke hatten ihm in diesen Wochen so gut gethan, daß er sich frischer fühlte, als seit Monaten. Trotzdem hatte er seine Kräfte überanstrengt, und auf der Rückreise nach Msalala brach er gänzlich zusammen. Die Ruhr stellte sich wieder ein, dazu gesellten sich heftige innere Schmerzen. Beim Gehen mußte er die Hände im Nacken zusammenschließen, um die Bewegung der Arme zu verhüten, da die geringste Bewegung derselben ihm empfindliche Schmerzen verursachte. Auf das äußerste erschöpft kam er wieder in Msalala an und schlich sich müde in Ashes Zelt, ein gebrochener Mann!

Mit schwerem Herzen mußte er sich entschließen, dem Missionar Ashe und seinem treuen Diener Duta Lebewohl zu sagen, sein Gesicht von dem See, dem Ziel seiner heißen Gebete, abzuwenden und nach der Küste, nach Sansibar aufzubrechen. Ashe schreibt: „Meine Augen folgten der großen, verschwindenden Gestalt, jetzt gebeugt von heftigem Schmerz und von allen ausgestandenen Leiden, und ich fragte mich verwundert, indem ich ihn beobachtete, ob er wohl je die 160 Meilen Sumpf und Wildnis mit ihren sicheren Mühsalen und unbekannten Gefahren würde zurücklegen können, die zwischen ihm und Sansibar lagen." Unter viel Schmerzen und Schwachheit ging diese Wanderung vor sich. Mehr als einmal ließen ihn seine Träger unterwegs in Ohnmacht liegen, weil sie meinten, er sei tot, und es sei nutzlos, einen

Leichnam weiter zu schleppen. Als sie in die Nähe von Ujui kamen, war er dem Tode so nahe, daß ihn Blackburn durch starke, anreizende Mittel ins Bewußtsein zurückrufen mußte. Erst als er der Küste näher kam, siegte seine eiserne Energie und seine zähe Natur und seine Genesung machte schnelle Fortschritte. Der Missionsarzt Dr. Baxter war ihm von der Küste entgegengeeilt; er traf ihn so weit gekräftigt, daß Hannington sogleich wieder nach dem See aufbrechen wollte. Dagegen protestierte aber der Arzt auf das allerentschiedenste und verordnete, daß er wenigstens auf ein Jahr zur Kräftigung seiner Gesundheit nach England zurückkehren müsse. Jedoch hatte gottlob! der große Arzt im Himmel sein wertvolles Leben errettet. Am 10. Juni 1883 landete Hannington noch einmal an der englischen Küste.

Inzwischen hatte er außer den drei Missionaren Ashe, Gordon und Wise noch ein anderes Denkmal seiner Reise an den Gestaden des Sees zurückgelassen. Das war ein Missionsboot, welches die Daisy ersetzen sollte. Bevor er England verließ, veröffentlichte er einen Aufruf, um die Mittel für dies Fahrzeug flüssig zu machen. Die einzelnen Bestandteile waren, leider unverpackt, durch Träger von Sansibar bis an den Viktoria-See geschleppt und in Msalala zusammengehäuft. Schon unterwegs hatten die Planken sehr von Sonnenglut und Regengüssen gelitten. Nun sollte das Schiff zusammengesetzt werden; Mackay, der Ingenieur, wurde beauftragt, sich dieser Arbeit zu unterziehen.

Um ihn in Uganda abzulösen, reiste Ashe so bald als möglich über den See. Er war vorläufig der einzige von den fünf mit Hannington Ausgesandten, der sein Ziel erreichte. Nach seiner Ankunft brach Mackay nach Msalala auf. Als er die Teile des Fahrzeugs einer sorgfältigen Prüfung unterzog, fand er sie in einem beklagenswerten Zustand. Waren die Planken dort auch schon beschädigt angekommen, so hatte man doch wenigstens für nötig befunden, sie zusammenzupacken und unter einem Zelte zu bergen. Aber in der Abwesenheit der Missionare hatte der Häuptling das Zelt weggenommen und die Planken hinausgeworfen.

So fand sie Mackay gespalten, verbogen und verkrümmt unter der glühenden Sonne. Selbst ein geschickter Arbeiter wie Wise hielt es für einen unnützen Versuch, etwas aus ihnen fertig zu stellen. Aber Mackay ließ sich nicht abschrecken. Er beschloß die Arbeit so gut zu machen, als es eben ging. Die Frage war nur: wo sollte das Boot gebaut und von Stapel gelassen werden? Der obere Teil des Smith-Sund, an dem Msalala liegt, ist völlig mit Papyrusschilf zugewachsen. Wollte man auf dem Westufer weiter nordwärts gehen, so kam man in das Gebiet des falschen Häuptlings Ruoma. Mackay flößte deshalb die Bootsstücke über den Smith-Sund hinüber und brachte sie in das Land Urima (im Osten des Smith-Sund). Da fand er einen geeigneten Fleck, wo er seine Hütten und Werkstätten aufschlagen konnte. Freilich auch diese Gegend hatte ihre Plagen. Sobald die Sonne untergegangen war, erhoben sich aus dem Papyrusschilf Myriaden von Moskitos, und weder Rauch noch Feuer konnte gegen ihre Angriffe sichern. Man konnte sich vor diesen Plagegeistern nicht eher retten, als bis man sich zu Bett legte und das Moskitonetz über sich zog. Noch schlimmer war es, daß der Häuptling von Urima, in dessen Gebiet sich Mackay befand, die Erlaubnis hartnäckig verweigerte, in seinem Lande das Boot zu bauen. Er bildete sich ein, die Missionare würden ihn mit einem Blick verzaubern und dann seinen Geist forttragen, um ihn allen weißen Leuten an der Küste zu zeigen.[1]) Mackays Ausdauer triumphierte jedoch auch hier über die Schwierigkeiten, und am 3. Dezember 1883 wurde die „Eleonore“[2]) von Stapel gelassen. Zu ihrem englischen Namen gab ihr Mackay noch den arabischen „Mirembe“ d. h. Friede. Der Name sollte den Eingeborenen die Bedeutung dieses Schiffes im Gegensatz zu den Sklavendhows der Araber und den Raubkanoes der Waganda bekannt machen.

Am 11. Dezember 1883 machte sich Mackay, nachdem er seine Ladung von etwa 60 Lasten an Bord genommen hatte, auf

---

[1]) Mackay besaß nämlich einen photographischen Apparat!

[2]) Englisch Eleanor.

den Rückweg nach Uganda. Die erste Fahrt der Eleonore war nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren. Die ganze Schiffsmannschaft verstand von der Schiffahrt nichts. Mackay mußte Kapitän, Steuermann, Matrose, alles in einer Person sein. Er kam während der neun Tage der Fahrt kaum ein paar Stunden zur Ruhe. Widrige Winde hielten außerdem die Fahrt auf und verschlugen das Boot mehrmals aus der Richtung. So kam es, daß Mackay den gewöhnlichen Hafenplatz Ntebbe verfehlte und in die Murchison-Bai einlief. Es war ihm nicht unbekannt, daß im allgemeinen Fremden dort zu landen verboten war; aber Mtesa hatte vor Jahren den Missionaren einmal erlaubt dort vor Anker zu gehen. Mackay dachte sich deshalb nichts Arges, als er von dem heftigen Winde an einer ziemlich ungünstigen Stelle nahe am Lande zu ankern gezwungen wurde. Das wäre beinahe schlecht abgelaufen. Die Leute an der Küste wußten von der Mission nichts oder wollten nichts von ihr wissen. Es kam zu einem großen Auflauf, und die Häuptlinge forderten, daß Mackay augenblicklich das Land verlasse. Das konnte Mackay nicht, so lange der widrige Wind wehte. Er machte deshalb gute Miene zum bösen Spiel, setzte sich auf das Verdeck und rauchte in aller Gemütsruhe seine Pfeife, ein Zeichen des Friedens in Innerafrika. Die ganze Nacht hindurch tobten die Waganda am Ufer und führten um die Wachtfeuer ihre Kriegstänze auf. Mackay ließ sich dadurch nicht beirren; er wußte, die Begehrlichkeit werde bei diesem oder jenem Häuptling bald die Oberhand gewinnen. Und richtig ließ ihm am nächsten Morgen einer der benachbarten Herren sagen, bei ihm dürfe er landen, wenn er hongo, Durchgangszoll, zahlen wolle. Dorthin brachte also Mackay die Eleonore.

Neue Verlegenheit! Kurz vor Mackay waren arabische Kaufleute an Mtesas Hofe eingetroffen und hatten öffentlich erzählt, er komme mit einem großen Schiffe und 600 Ladungen feinster Stoffe und sehr viel Pulver. Die Missionare O'Flaherty und Ashe hatten gleich widersprochen; aber was man glauben will, davon ist man leicht zu überzeugen. Mtesa glaubte den Arabern und hielt die Missionare für Lügner. So

wurde Mackay am nächsten Morgen beim Ausladen von einem Gesandten Mtesas überrascht, der für den König ein ganz außerordentliches Geschenk und eine Übersicht über die mitgebrachten, großen Vorräte forderte. Mackay fertigte denselben mit der Erklärung ab, er habe nur 60 Lasten, und das seien alles Dinge, welche die Missionare selbst notwendig brauchten. Mtesas Habgier war einmal erregt, er ließ sich sobald nicht beruhigen. Diese aufgeregte Stimmung benutzten zwei Gegner der Mission, Musisi und Naumkadi, um allerlei scheinbare Anklagen gegen die Missionare vorzubringen. Sie veranlaßten Mtesa dazu, daß er den Befehl gab, alle Schüler, die zu den Missionaren gingen, sollten gefangen genommen werden. Die Kunde von diesem Gebot, das einem neuen Verbot des Christentums gleich kam, verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Musisi und Naumkadi benahmen sich auf dem Missionsgehöft sehr ungebührlich, sie brannten sogar zwei Hütten der Dienstleute der Missionare nieder. Die letzteren konnten nur dadurch Mtesas Zorn und Argwohn besänftigen, daß sie seinen Gesandten in ihr Vorratshaus führten und alle Ballen vor seinen Augen öffneten und auspackten. Ging dieser Sturm auch wieder vorüber wie ein Aprilschauer, so war er doch ein erstes Wetterleuchten, ein fernes Donnergrollen des Gewitters, das sich über der Mission zusammenzog.

VI. Bischof Hannington.

Ebbe und Flut hatten oft gewechselt, solange König Mtesa lebte; Zeiten, wo die Missionare und die Mission hoch in der Gunst standen und eifrig unterstützt wurden, und Zeiten kalter Gleichgültigkeit, berechneter Vernachlässigung oder gar feindlicher Belästigung. Trotzdem war im ganzen das Missionswerk fortgegangen; das Missionsgehöft war aufgebaut, die Erstlinge der Waganda waren in die christliche Kirche gesammelt, ein Lerneifer hatte sich weiter Kreise, auch solcher, die dem Hofe nahe standen, bemächtigt. Mtesa hatte das geduldet und hatte wenigstens auf längere Zeit niemals die persönliche Sicherheit der Missionare in Frage gestellt. Aber Mtesa war krank; durch die Ausschweifungen früherer Jahre hatte er sich ein schweres Leiden zugezogen, welches weder der kundigen Behandlung des Missionsarztes Felkin und den Bemühungen Mackay's und O'Flaherty's, noch den Quacksalbereien der heidnischen Medizinmänner und der Araber weichen wollte. Im Sommer 1884 wollte sich Mtesa nochmals in die Behandlung O'Flaherty's geben; aber dieser lehnte ab ihn zu behandeln, da er keinen Erfolg der Kur verbürgen konnte. Da gab sich Mtesa in die Hände eines neu angekommenen Arabers, der ihn schnell gesund zu machen versprach. Er wurde von demselben mit solchem Erfolge gemißhandelt, daß er am 10. Okt. 1884 morgens 3 Uhr starb. Soweit menschliche Augen sehen können, hatte er den Frieden Gottes in Jesu Christo nicht gefunden. Aber doch zeigten die Ereignisse bei seinem Tode, welch große Friedensarbeit die Mission in der kurzen Zeit ihres Bestehens in Uganda schon vollbracht hatte. Es muß als ein außerordentlicher Erfolg der Mission angesehen werden, daß der Friede des Landes infolge des Thronwechsels nicht wesentlich gestört wurde, ein Erfolg,

den die Missionare selbst nicht zu hoffen gewagt hatten. Sie hatten erwartet, daß nach Landesbrauch beim Tode des Königs äußerste Anarchie, Verwirrung und Blutvergießen eintreten werde, und die bekehrten Jünglinge, die ihnen des Nachts die Todesnachricht brachten, warnten sie: „Verschanzt euch; denn unser Brauch ist bei solchen Gelegenheiten gegenseitige und allgemeine Plünderung, Raub und Mord.“ Die Araber bewaffneten sich bis an die Zähne, und jeder blickte mit Argwohn auf seinen Nachbar. Zwei von den mächtigsten heidnischen Häuptlingen machten auch den Vorschlag, das Missionsgehöft anzugreifen und auszuplündern; aber der Katikiro verhinderte es und befahl, daß den Missionaren auch nicht einmal eine Ziege gestohlen werden solle. „In jener Nacht“, schreibt Ashe, „hörten wir den schnellen Wirbel der Trommeln abgerissen und aufregend, und das Echo eines lauten Schreis hallte wild von Thal zu Thal, lauter oder leiser, je nachdem der Wind den Schall hierhin oder dorthin trieb.“ Am andern Morgen gingen O'Flaherty und Ashe hinauf zum Palast, um ihr Beileid auszusprechen und ein Stück feinen Kalikos als Geschenk zum Begräbnis zu überbringen. Sie fanden den ganzen Hof voll von einer wehklagenden Menge. Die Häuptlinge waren in schmutziges Rindenzeug gehüllt und weinten bitterlich. Wenn man den Schmerz über Mtesas Tod nach den Äußerungen lauter Traurigkeit hätte messen dürfen, so hatte das Volk ihn sehr lieb gehabt. Und in der That, wenn man seine Regierungszeit mit der seines Nachfolgers vergleicht, so hatte das Volk Ursache, mit seinem Tode einen schweren, unersetzlichen Verlust zu beklagen.

Mackay war gerade am See; er hatte die „Eleonore“ auf das Ufer gezogen, um sie auszubessern. Als er die Todesnachricht hörte, schob er sogleich das Boot wieder in das Wasser; er fühlte, das Schiff könne im Falle der Not ein Zufluchtsort für ihn und seine Brüder werden. Am nächsten Tage kehrte er nach der Hauptstadt zurück, und alsbald schickten die Häuptlinge zu ihm, er möge ihre Arbeiter bei der Anfertigung des Sarges für den König anleiten. Das ganze Land ging in

Trauer. Weiße oder farbige Gewänder waren nirgends zu sehen; jedermann trug Rindenzeug; die Männer legten Gürtel von getrockneter Bananenfaser, die Frauen Blättergürtel an.

In Bezug auf die Thronfolge bestehen in Uganda seltsame Gesetze. Jeder Häuptling einer Kika oder Familie giebt dem Könige seine Schwester oder nächste Verwandte zur Frau. Der von dieser geborene Prinz wird dem betreffenden Familienoberhaupt zurückgegeben und von demselben auferzogen. Stirbt nun der König, so präsentiert jeder Patron in der Wahlversammlung seinen Prinzen, den er mit feuriger Beredsamkeit als den würdigsten preist. Die Wahl wird von drei der höchsten Würdenträger vollzogen. Die Familie, welche den Triumph hat ihren Prinzen gewählt zu sehen, wird die vornehmste im Reiche, denn ihre Glieder „essen" die höchsten Stellen und sind die „Kinder" des Königs. Der neue König läßt dann seine Brüder, die inzwischen im Gewahrsam gehalten sind, alle umbringen bis auf einen oder zwei, welche den Stamm fortpflanzen, im Fall daß der junge König kinderlos sterben sollte. Sind so die Prinzen aus dem Wege gebracht, so werden auch die alten Häuptlinge getötet, um Genossen und Diener des abgeschiedenen Königs in den sonnigen Gefilden von Wagulu zu werden, wo sie nach der Meinung des Volkes ewige Paradiesesfreuden genießen. Die Folge dieser barbarischen Sitte ist, daß die Häuptlinge, die ihren Tod voraussehen, die kurze Zeit zwischen dem Tode des alten und dem Regierungsantritt des neuen Königs dazu benutzen, mit ihren Leuten im Lande umherzuziehen, zu rauben, zu plündern, zu morden, was ihnen in den Weg kommt, und so ihre Familien zu bereichern. In solchen Tagen ist im ganzen Lande die Hölle los; denn die bis zur neuen Ordnung der Dinge herrschende Anarchie hält jeder für eine erwünschte Gelegenheit, sich auf Kosten anderer Vorteile zu sichern, wobei Gewaltthat und Blutvergießen nicht gescheut werden.

Aber diesmal blieb der Friede im großen und ganzen gewahrt, Gesetz und Ordnung behielten die Oberhand. Kein Prinz, kein Häuptling wurde ums Leben gebracht; kein Kampf,

kein Raub und Blutvergießen fand in Rubága statt, wenn auch in einzelnen Teilen des Landes sich Unordnungen ereigneten. Selbst als fünf Monate später Mtesas Grab in seiner Lieblingsresidenz auf dem Hügel Nabulagala feierlich eingeweiht wurde, floß kein Tropfen Menschenblut, während früher bei solchen Gelegenheiten Tausende von Menschen abgeschlachtet worden waren. Das zeigte deutlich, daß das Evangelium des Friedens eine Macht im Lande geworden war. Dem Katikiro, der im übrigen der Mission durchaus nicht wohlgesinnt war, schuldete das Land großen Dank, daß er das Rauben und Morden verhinderte und seinen Einfluß zu Gunsten des Friedens und der Ordnung geltend machte.

Mtesas jüngster Sohn Muánga, ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, wurde zum König gewählt. Er war den Missionaren nicht unbekannt. Er hatte sie früher öfter besucht und einigen Unterricht von ihnen empfangen, bis Mtesa es verbot. Mackay schildert ihn folgendermaßen: „Er weiß sich mit Würde und Zurückhaltung zu benehmen, wenn er es für erforderlich hält; doch läßt er dieses angenommene, steife Benehmen schnell fahren und schwatzt vertraulich. Alle Schwarzen sind sehr eitel, auch Muanga ist von diesem Fehler nicht frei. Dabei ist er launenhaft, wankelmütig und rachsüchtig. Sehr ergeben ist er dem Laster des Hanfrauchens. Das nimmt ihm zeitweilig die Herrschaft über seine Sinne und macht ihn hochmütig und grausam. So kann man zu seiner Stetigkeit kein großes Zutrauen haben. Unter dem Einfluß des Hanfs ist er der wildesten und unüberlegtesten Handlungen fähig. Aber gewöhnlich ist der junge Bursche liebenswürdig." Viel Gutes war also von dem ungezogenen Knaben von Anfang an nicht zu erwarten.

Übermäßig freundlich kam Muanga den Missionaren vom ersten Tage an nicht entgegen. Bei der ersten Audienz verlangte er mit kindischer Ungeduld alles Mögliche von ihnen, Pulver und Flinten, ein Haus, ein Boot; die französischen Priester sollten wiederkommen, und die „Eleonore" sollte sie holen. Die Missionare wandten ein, daß doch diese Römischen ihre Gegner seien. Nun, so sollten sie, entschied Muanga, schleunigst mehr evangelische Missionare holen, damit mehr

Weiße in das Land kämen; Mackay solle sich sogleich mit seinem Boot auf den Weg machen.

Mackay folgte diesem Befehl gern, weil er in der That hoffte, in Msalala zwei oder drei neue Missionare seiner Gesellschaft zu finden; er hoffte darauf um so mehr, als er in den letzten beiden Jahren wiederholt von heftigen Fieberanfällen heimgesucht war und ernstlich an eine Erholungsreise in die Heimat dachte. Die Reise über den See war auch in sofern eine Erquickung für ihn, als er neun junge Wagandachristen an Bord seines kleinen Schiffleins hatte und mit ihnen auf der langen Seefahrt nach Herzenslust singen und beten konnte. Aber seine Erwartung, in Msalala neue Missionare für Uganda zu finden wurde getäuscht; der eine von den beiden neu ausgesandten Missionaren war in Mamboia, der andere in Frere Town an der Küste zurückgeblieben. So konnte Mackay nur eine Ladung von Missionsgütern mit sich zurückbringen. Der König war darüber böse und schickte sofort nach seiner Rückkehr nach Ukumbi zu den französischen Priestern, um sich von ihnen drei Weiße zu verschreiben. Sie leisteten seiner Aufforderung umgehend Folge. So zog im Sommer 1885 die katholische Konkurrenzmission wieder in Uganda ein, $2^1/_2$ Jahre nachdem sie kleinmütig das Land verlassen hatte.

Verschiedene Gründe trugen dazu bei, die Gereiztheit des Königs gegen die evangelischen Missionare zu steigern. Einmal war da die heidnische Partei am Hofe, welche alle Fremden, besonders aber die Weißen, gern aus dem Lande vertreiben wollte. Sie wurden nicht müde, die Engländer anzuschwärzen, sie machten dem Könige die Herzen seines Volkes abwendig und suchten sich Einfluß und Macht im Lande zu erwerben. Alle, welche zu den Missionaren in die Schule gingen, seien für den König verloren und würden sich im Falle eines Zerwürfnisses auf die Seite der Missionare stellen. Schon machten diese den Anfang, die ihnen anhängenden Waganda in Menge aus dem Lande zu verschicken, um aus ihnen in Usoga oder Msalala ein Kriegsheer für spätere Zeiten zu bilden. So abgeschmackt diese und ähnliche Anschuldigungen an sich waren,

so erhielten sie Gewicht durch den Umstand, daß an der Spitze dieser Partei der Katikiro und verschiedene der einflußreichsten Häuptlinge standen. Durch ihre Stimme war Muanga auf den Thron gekommen, sie hatten im Widerspruch mit der früheren Sitte ihre Staatsämter auch unter seiner Regierung behauptet, Muanga war deshalb in hohem Grade von ihnen abhängig. Der Katikiro besonders war eben so sehr König im Lande, als Muanga selbst.

Auf der andern Seite wurden die Araber, die Erbfeinde der christlichen Missionare, nicht müde, gegen sie zu hetzen. Sie stellten immer und immer wieder diese Weißen als die Vorläufer der Eroberung und Unterwerfung des Landes dar; sie behaupteten hartnäckig, an die friedlichen Absichten der Weißen nicht zu glauben. Mtesa war zeitlebens verständig genug gewesen, ihren Einflüsterungen kein Gehör zu schenken. Er sah den Viktoria-See im Süden seines Landes als eine große, natürliche Schranke und Schutzwehr gegen fremde Eroberer an. Von Westen her drohte überhaupt keine Gefahr; von Norden her nur so lange, als die ägyptische Macht im Vordringen begriffen gewesen war, und der ägyptische Sudan sich bis nach Mruli ausgedehnt hatte; aber diese südlichsten Stationen waren ja längst verlassen. Die Achillesferse des Uganda-Reiches war der Osten; von dem tributpflichtigen Lande Usoga aus, wußte er, dehnte sich ununterbrochen das Land bis zur Küste hin aus. Wenn an dieser „Hinterthür Ugandas" etwas nicht in Ordnung war, dann wurde selbst Mtesa nervös. Mackay erwähnte gelegentlich einmal in seiner Gegenwart diesen östlichen Weg zur Küste. Da unterbrach ihn der König sogleich: „Ich weiß, ihr Weißen seid außerordentlich begierig, die Länder jenseits Usoga kennen zu lernen; aber ich werde das niemals erlauben."

Unglücklicherweise drang nun eben damals das Gerücht nach Uganda, ein weißes Kriegsheer sei in Usoga gesehen worden. Es handelte sich um die Karawane des Entdeckungsreisenden Joseph Thomson, der durch das Massai-Land nach der Nordostecke des Viktoria-Njansa vorgedrungen, aber schon längst wieder umgekehrt war. Ehe man in Uganda etwas von seiner An-

wesenheit in Usoga erfuhr, war er schon auf der Rückreise nach England. Dieser geringfügige Anlaß genügte, um den schlummernden Argwohn Muangas zu wecken. Waren diese Krieger in Usoga etwa die Missionare, die Mackay hatte vom Süden her holen sollen? Sie kamen nun von Osten her und setzten sich in Usoga fest, sie konnten nur Böses im Schilde führen, und Mackay mußte mit ihnen unter einer Decke stecken. Zufällig wurde gerade damals der Häuptling von Usoga bei Hofe erwartet, um seinen jährlichen Tribut an Elfenbein abzuliefern; er blieb aber aus. Das war eine neue Bestätigung seines Argwohns; jener war offenbar schon von den Weißen abtrünnig gemacht! Usoga ist nur vier kleine Tagereisen von Rubaga entfernt; es wäre eine Kleinigkeit gewesen, sich von der Richtigkeit dieses Argwohns zu überzeugen; aber das fiel dem König nicht ein.

So genügte ein Funke, um den reichlichen, vorhandenen Zündstoff zur hellen Flamme auflodern zu lassen. Es kam ein thörichtes Gerede auf, die Missionare beherbergten auf ihrem Gehöft Scharen von Übelthätern; es war nämlich zufällig ein Dieb in dem Hause eines der christlichen Bekehrten verhaftet worden. Das hatte den König geärgert, und Mudschasi, der Oberste der Leibwache, goß Öl ins Feuer. Bald hörten die Missionare, Mudschasi habe Befehl, alle Waganda, die er in ihrem Gehöft fände, zu verhaften. Sie wußten, was sie von Mudschasi zu erwarten hatten; seine Zuneigung zu den Arabern und sein tiefgewurzelter Haß gegen das Christentum waren bekannt. Er war vorzeiten einmal als Gesandter Mtesas zu Gordon nach Chartum geschickt und war von diesem wahrscheinlich ohne sein Wissen tödlich beleidigt, indem ihm nicht alle die Ehre erwiesen wurde, die ihm als einem Waganda-Häuptling seiner Meinung nach zukam. So warnten die Missionare sogleich das Volk, sie nicht zu besuchen, und sandten einige Jünglinge weg, die des Unterrichts wegen aus einer fernen Gegend des Landes zu ihnen gekommen waren.

Nun bat eben in den Tagen Mackay beim Könige um Urlaub, über den See zu fahren und Briefe nach Msalala zu bringen. Muanga machte keine Einwendungen, die Erlaubnis

zur Reise wurde gewährt. Mackay legte kein Gewicht darauf, daß ihn, wie sonst üblich, ein Gesandter des Königs begleite, da er es nicht für nötig hielt, daß der König ihn auf Schritt und Tritt auch außer Landes beobachten lasse. In der Nacht vor der Abreise hörte er großen Trommellärm, aber da das häufig vorkam, achtete er nicht weiter darauf. Erst viel später erfuhr er, daß der Mudschasi eine Streitmacht gesammelt hatte, um ihn in eine Falle zu locken. Am nächsten Morgen brach die Reisegesellschaft nach dem Seeufer auf. Mackays Dienstleute trugen die Lasten; nur fünf Wagandajungen, die sich freiwillig angeschlossen hatten, begleiteten sie. Der Hafen Ntebbe lag etwa $2^1/_2$ Meilen von der Hauptstadt entfernt. Ashe wollte Mackay bis dorthin begleiten. Ab und zu begegneten ihnen kleine Trupps Bewaffneter; aber diese erzählten harmlos, ein paar Frauen des Königs seien davongelaufen, und Mudschasi habe seine Macht aufgeboten, um sie wieder zu fangen. So gingen sie arglos weiter und kamen ziemlich ermüdet bis in die Nähe des Sees. Da sprangen plötzlich aus einem Gebüsch mehrere hundert Bewaffnete mit Flinten, Speeren und Schilden auf sie los und schrien: „Zurück, zurück!“ Mackay und Ashe wurden geschoben, gestoßen und gezwungen umzukehren; es wurde selbst mit Flinten auf sie gezielt. Sie kehrten ohne sich zur Wehr zu setzen um in der Hoffnung, daß ihre Begleiter ohne Belästigung den Hafen erreicht hätten. Aber sie waren noch nicht sehr weit gekommen, da sah Ashe seinen Lieblingsdiener Jusuf Lugalama und mehrere andere an den Händen gefesselt vorüberführen. Er eilte herzu und wollte die Fesseln lösen; aber die Menge stieß ihn heftig zurück und überschüttete ihn mit Drohungen. Allmählich verlief sich das Getümmel, die Missionare blieben allein und konnten, müde von der langen Wanderung und den heftigen Gemütsbewegungen, ein wenig am Wege ausruhen. Nachdem sie Rat gehalten hatten, begaben sie sich direkt zum Katikiro, um sich über das unerhörte, gewaltthätige Benehmen des Mudschasi und seiner Leute zu beschweren und die Befreiung ihrer Diener zu bewirken. Da kamen sie aber schlecht an. Der Katikiro schrie wütend: „Ihr

stehlt unsere Leute und habt nichts anderes im Sinn, als unser ganzes Land zu „essen." „Morgen früh," so wandte er sich an den Mudschasi, der inzwischen angekommen war, „nimmst du deine Soldaten und bindest Filipo (O'Flaherty) und diesen andern Msungu (Ashe) und Mackay und jagst sie dahin, woher sie gekommen sind." Dieser Ausweisungsbefehl wurde nun freilich nicht ausgeführt; man wagte doch nicht, in so schroffer Weise gegen die Missionare Gewalt zu gebrauchen. Um so mehr ließ der Mudschasi seinen Zorn an den drei verhafteten Wagandajünglingen aus. Es waren die drei jungen Christen Serwanga, Kakumba und Lugalama. Die Missionare thaten alles, was in ihren Kräften stand, um sie aus den Händen des Mudschasi zu befreien. Sie sandten 5 Ballen Tuch an Muanga und ebensoviel an den Katikiro, um diese zu bestechen; aber vergebens!

Am nächsten Morgen, dem 31. Januar 1885, wurden die drei Jünglinge, einer 15 Jahre, ein anderer sogar nur 11 oder 12 Jahr alt, an den Rand eines häßlichen Sumpfes geführt. Hier wurde eine Art Schafott aufgerichtet und Brennholz darauf gehäuft. Die Menge verspottete und verhöhnte die Gefangenen: „O, ihr kennt ja Isa Masija" (Jesus Christus), sagte der Mudschasi, „ihr versteht ja zu lesen. Ihr glaubt an eine Auferstehung der Toten? Nun gut, ich will euch verbrennen und sehen, ob dem so ist." Die Knaben sollen kühn und gläubig geantwortet haben; und ein Bericht erwähnt, sie hätten ihre Stimme aufgehoben und das Lob Christi gesungen in einer Luganda-Hymne: „Killa siku tuusifu" (Täglich, täglich preisen wir dich).

Die Verfolger begnügten sich nicht damit, den gläubigen Jünglingen ihr Leben zu nehmen, sie quälten sie außerdem mit ausgesuchten Martern. Erst wurden ihnen die Arme abgeschnitten, und dann wurden sie blutend auf das brennende Schafott geworfen. Der jüngste und zarteste Knabe bat, man möge ihn doch gleich in das Feuer werfen; aber die Mörder wollten auch ihm nichts von der Todesqual schenken. Da legte Kidsa, ein Mann des Mudschasi, der den Missionaren später die wehmütige

Geschichte erzählte, Fürsprache für den Knaben ein. Aber Mudschasi wandte sich schroff zu ihm: „Ich werde dich und dein Haus auch verbrennen; ich weiß, du bist auch ein Jünger Jesu!“ „Ja, das bin ich,“ antwortete Kidsa, „und ich schäme mich dessen nicht.“ Seine Zeit, für Christum zu leiden, war noch nicht gekommen. An dem Abend schrieb Mackay in sein Tagebuch: „Unsere Herzen brechen“.

Der hochmütige und grausame Mudschasi drohte jeden zu rösten, der es wage, zu den Missionaren zu gehen. Trotzdem kam der junge Samueli, einer von den königlichen Pagen, um ihnen zu sagen, er sei als Christ angezeigt; aber er fürchte sich nicht zu sterben. Sie schickten ihn jedoch weg und geboten ihm, sich nicht unnütz der Gefahr auszusetzen. Auch der christliche Häuptling Sebwato und der junge Admiral Gabunga besuchten das Missionsgehöft unerschrocken unter dem Schutze der Dunkelheit.

War das nun die erste Christenverfolgung in Uganda und diese drei Jünglinge die ersten Märtyrer des christlichen Glaubens? In gewissem Sinne, ja! Muanga hatte sich zu seinen schroffen Befehlen unter dem Druck des Katikiro und des Mudschasi durch zwei falsche Vorspiegelungen hinreißen lassen. Es war ihm vorgeredet, Mackay wolle Uganda ganz verlassen, und wenn er jetzt nach Msalala reisen dürfe, werde er nicht wiederkommen. Nun wollte Muanga die Weißen unter keiner Bedingung entlassen; sie waren seine Milchkühe, aus denen er noch viele, viele Geschenke herauszupressen hoffte. Und er sah sie als seine Geiseln an; solange sie in seinen Händen seien, würden die Wasungu — die Weißen — nicht wagen, etwas Feindliches gegen sein Land zu unternehmen. Deshalb war er entschlossen, Mackay im Notfall selbst mit Gewalt zurückzuhalten. Und von den Wagandachristen war ihm boshafterweise berichtet, sie wollten außer Landes fliehen, um sich gegen ihn zu verschwören. Handelte also Muanga unter dem Eindruck falscher Einflüsterungen, so war es bei dem Mudschasi, der Triebfeder dieser Verfolgung, tiefgewurzelter Haß gegen alles christliche Wesen; er hätte am liebsten schon damals eine Christen-

verfolgung in größerem Maßstabe angefangen, wenn nicht glücklicherweise auch seine Stunde bald geschlagen hätte.

Kaum war nämlich diese Gefahr vorüber, so zogen sich neue Wolken über der Mission zusammen. Es war eine Verschwörung gegen Muanga im Werke. Die Heiden beschuldigten ihn, er sei im Begriff die Religion der Weißen anzunehmen (!) und die Sitten des Landes zu ändern. Der Vorwand war so schlecht als möglich erfunden; denn zu dieser Anklage lag leider auch nicht ein Schimmer von Berechtigung vor. Aber es handelte sich um eine Palastintrigue, die Muanga stürzen wollte, um einen der andern Söhne Mtesas auf den Thron zu setzen. Der der Mission feindlich gesinnte Mukwenda war der Rädelsführer, und der Mudschasi hatte es übernommen, Muanga mit eigener Hand zu töten. Bei den großen Festlichkeiten zur Einweihung von Mtesas Grab sollte der Mordanschlag ausgeführt werden. Die Missionare wußten, was sie zu erwarten hatten, wenn die Verschwörer siegten; weder ihnen noch ihren Bekehrten wäre das Leben geschenkt! Aber der Anschlag wurde rechtzeitig verraten; Muanga blieb von den Festlichkeiten zurück, hielt eine große Ratsversammlung ab und deckte die ganze Verschwörung auf. Der Mukwenda wurde verhaftet und in Fesseln gelegt; sein Eigentum der Plünderung preisgegeben. Der Mudschasi wurde in einen entfernten Winkel des Reichs verbannt. Siebzehn Häuptlinge wurden abgesetzt; mehrere Anhänger und Freunde der evangelischen und katholischen Mission erhielten einflußreiche Stellen. Was die Mission hatte vernichten sollen, diente vielmehr zu ihrer Stärkung.

Und doch hätten die Engländer bei dieser Gelegenheit beinahe einen schweren Verlust erlitten. Die Verschworenen hatten, um den Missionaren das Entkommen aus dem Lande unmöglich zu machen, heimlich die „Eleonore" im Hafen von Ntebbe zu versenken gesucht. Mackay erhielt Nachricht von dem Anschlag und wollte sogleich eilen, um sein Schiff zu retten; war doch dies Boot für sie in dieser weitentlegenen Ferne das einzige Mittel, um mit der Heimat in geordneter Verbindung zu bleiben. Es währte aber mehrere Tage, bis er vom König die Erlaubnis

erhielt, nach Ntebbe zu gehen. Denn des Katikiro Flinte war zerbrochen, und dieser wollte nicht zugeben, daß Mackay sein Schiff rette, ehe er seine Flinte ausgebessert habe! Als er endlich auf seinem Wege zur Küste aus dem Walde hinaustrat, konnte er nur ganz schwach zwischen den weißen Köpfen der Wogen etwas unterscheiden, was die Wellen höher zu branden veranlaßte, das war die „Eleonore". Das Fahrzeug war noch flott, aber es lag auf der Seite und ragte nur noch ein paar Zoll über dem Wasser hervor. Mackay mietete von den Fischern mehrere Kanoes und ruderte nach dem Wrack hinüber. Ein Mann tauchte und faßte die Ankerkette; der Anker wurde an Bord eines Kanoes aufgewunden, das Schiff mit starken Seilen festgebunden und von vier Kanoes, zwei vorn und zwei hinten, mit großer Anstrengung an das Ufer gezogen. Während sie damit beschäftigt waren, drehte sich unglücklicherweise der Wind und hätte beinahe alle miteinander, Boote und Schiff gegen die Felsen getrieben. Endlich lag die „Eleonore", ein hülfloses Wrack, im Ufersande. Die freundlichen Eingeborenen sprangen in ihrer Erregung, ohne auf die sonst so gefürchteten Krokodile zu achten, im Wasser herum, um zu helfen. Das Missionsboot wurde noch einmal gerettet, eine dürftige Zuflucht für künftige Notzeit!

Die Unruhen des Januars und Februars (1885) hatten den Missionaren recht deutlich gezeigt, wie unsicher ihre Lage noch war, und wie zweifelhaft es sei, ob sie noch lange würden im Lande bleiben können. Sie hielten es deshalb für wünschenswert, einige Vorkehrungsmaßregeln zu treffen, um den Fortbestand des Missions-Werkes auch im Fall ihrer Vertreibung zu sichern. Sie knüpften an die Anfänge an, welche sie schon zu Mtesas Lebzeiten gemacht hatten. Es kam ihnen darauf an, einen Gemeinde-Kirchenrat aus christlich bewährten, angesehenen Leuten zu bilden. Die Bekehrten sollten die Mitglieder selbst wählen. Jeder Älteste sollte der Mittelpunkt für einen kleineren Kreis von Christen bilden, die sich an ihn anschließen würden. In Zeiten der Unruhe sollten sie in ihren Häusern Gottesdienste und christliche Unterweisung abhalten. Um außerdem auch in geistiger Beziehung ihre Bekehrten selbständiger zu machen,

beeilten sich die Missionare, Drucksachen für sie fertig zu stellen. Exemplare der Morgen- und Abendgebete und der Taufliturgie für Erwachsene, Schriftabschnitte und einige Hymnen in Luganda wurden gedruckt und verbreitet. Auch die Übersetzung des Evangelium St. Matthäi wurde wieder ernstlich in Angriff genommen und die frühere Übersetzung sorgfältig durchgesehen, um sie für den Druck fertig zu stellen.

Das Frühjahr und der Sommer 1885 waren eine merkwürdige und gesegnete Zeit. War Muanga durch die Verschwörung im Februar erschreckt, oder fühlte er, daß er sich auf keine Partei verlassen könne, oder war er der Bevormundung durch den Katikiro überdrüssig und suchte sich seinem Einfluß zu entziehen — kurz er suchte offenbar Anschluß an die Missionare besonders an Mackay. Er empfing ihn wiederholt in seinen Privatgemächern, ließ sich stundenlang von ihm unterrichten und zog ihn bei verschiedenen wichtigen Fragen zu Rate. Mackay durfte es wiederholt wagen, dem Könige ernstlich die Wahrheit zu sagen. Öffentlich in der Ratsversammlung war der König allerdings zurückhaltend; aber soviel war allgemein bekannt, daß er allen Religionen freie Hand zu geben geneigt sei und besonders dem Christentum gegenüber eine wohlwollende Neutralität bewahre. Das genügte, um der bisher gewaltsam zurückgedrängten christlichen Bewegung einen glänzenden Aufschwung zu geben. Eine große Zahl, ja fast alle Pagen und Aufseher des königlichen Hofes wurden die Schüler entweder der evangelischen oder der katholischen Missionare. Wieder und wieder sah man die verschiedenen Lager- und anderen Häuser des Palastes buchstäblich in Lesezimmer verwandelt. Hier saßen die Jünglinge in Gruppen, dort kauerten sie auf dem grasbedeckten Fußboden; alle lasen, die einen die zehn Gebote, andere die Kirchengebete, noch andere das Neue Testament. Viele bemühten sich schreiben zu lernen und kritzelten immer wieder auf den Tafeln oder den Papierschnitzeln, deren sie hatten habhaft werden können. Die Missionare ließen sich für das Papier und die Federn bezahlen. Auch die Bücher, große und kleine, wurden nicht mehr umsonst gegeben. Nur Alphabete

und Silbentafeln wurden verschenkt, und auch diese nur in der Erwartung, daß wer buchstabieren lerne, sich später gewiß auch ein Buch kaufen werde. Die Unterrichtsstunden wurden gut besucht. Zwar kamen nur wenige Jünglinge regelmäßig jeden Tag; aber es war immer eine hübsche Zahl beisammen. An den Sonntagen kamen immer sehr viel mehr, als in der Kapelle Platz fanden. Sie mußten sich draußen irgendwo in der Nähe ein schattiges Plätzchen suchen. Von Zeit zu Zeit konnten kleinere oder größere Tauffeiern stattfinden. Auch eine ganze Anzahl Frauen bemühten sich eifrig lesen zu lernen. Welchen Umfang die Bewegung bereits angenommen hatte, zeigte sich bei folgender Gelegenheit. Muanga gab eines Tages Befehl, daß alle Pagen, die nicht „läsen" weder bei den Engländern noch bei den Franzosen, vor ihm erscheinen sollten; siehe da, nur drei erschienen! Und war es nicht ein feierliches und öffentliches Siegel unter die Freundschaft, welche der König mit den beiden Missionen geschlossen hatte, daß ihn im Sept. 1885 die beiden einflußreichsten Missionare Mackay und Lourdel auf einer mehrwöchentlichen Reise durch sein Reich begleiten durften? War das doch die erste große Exkursion, die den Missionaren in das Innere von Uganda zu machen gestattet wurde!

Sonnenhell schien der Himmel über Rubaga zu lachen. Aber Uganda liegt in den Tropen. Da kann sich in wenigen Minuten der Himmel umziehen, Sturm und Wetter daherfahren und Blitz und Donner herabschütten. Mackay und seine beiden Freunde sollten das mit Schrecken erfahren!

Jakob Hannington, der seit seiner Rückkehr nach England im Jahre 1883 Ost-Afrika nicht aus den Augen verloren hatte, war endlich soweit hergestellt, daß er daran denken durfte, wieder dorthin aufzubrechen. Das Komitee der Kirchen-Missionsgesellschaft hatte schon lange danach gestrebt, ihren dort über einen weiten Flächenraum zerstreuten Missionaren bischöflichen Rat und Aufsicht zukommen zu lassen. Man konnte keinen geeigneteren Mann für diesen schwierigen Posten finden, als den furchtlosen Helden, der schon einmal eine Missionskarawane bis zum Viktoria-See geführt hatte, und den keine Erinnerung

an die ausgestandenen Leiden von dem brennenden Wunsche abschreckte, dorthin zurückzukehren. Am 24. Juni 1884 wurde Jakob Hannington zum Bischof von Ost-Central-Afrika geweiht, und kurz darauf brach er nach seinem Sprengel auf. Sein Weib und sein jüngstes Kind sollten ihm, so hoffte er, bald nachfolgen und in Mombas wohnen. Fernerstehende haben sich gewundert, wie dieser hochherzige Diener Gottes sich zu einem so gefahrvollen Unternehmen entschließen konnte, da er doch eine zahlreiche Familie besaß; viele haben ihn deswegen getadelt. Aber sie würden wohl nichts an einem Soldaten auszusetzen haben, der auf den Ruf des Vaterlandes trotz seiner Familie in den Krieg zöge! „Seinem eigenen Herrn steht er und fällt er!" Hannington wußte, daß ihn sein göttlicher Herr nach Afrika rief. Es wurde ihm wahrlich nicht leicht, sich von seinen Geliebten loszureißen. In einem Briefe an einen Freund, der ihn mit seinem Sohne begleiten wollte, schrieb er: „Ich weiß gewiß, Sie werden gesegnet, reich gesegnet werden für das Opfer, welches Sie bringen. Ich gebe drei Kinder auf, weil sie nicht mit uns reisen können, und niemand weiß, wie bisweilen mein Herz blutet. Es ist qualvoll, aber ich vermag es um Christi willen, und ich glaube, er fordert es von mir." Alle Ehre auch der Frau, die willens war, ihren Mann ziehen zu lassen, und die gewiß das größte Opfer zu bringen hatte, wenn man es ein Opfer nennen darf!

Bischof Hannington hatte zuerst mehrere Monate an der Küste Ostafrikas zu thun, und viele wichtige Fragen in betreff der Stationen der Kirchen-Missionsgesellschaft in Mombas, Frere Town, Rabbai, Sagalla-Teita, Giriama und Dschagga zu untersuchen und zu entscheiden. Am 22. Juli 1885 brach er nach Uganda auf. Nach reiflicher Überlegung hatte er sich entschlossen, nicht die gewöhnliche, südliche Karawanenstraße über Mpwapwa, Ujui und Msalala zu benutzen, sondern von Mombas aus in nordwestlicher Richtung vorzudringen, den Viktoria-See an seinem Nordostufer zu treffen und so Uganda zu Lande zu erreichen. Die alte, südliche Route war ein ganz bedeutender Umweg. Dr. Krapf hatte schon beim Beginn der

Uganda-Mission den direkten Weg durch das Massai-Land dringend empfohlen. Damals hatte man davon abgesehen, weil dieser Weg jenseits des Wakamba-Landes unbekannt war. Inzwischen war aber der Reisende Thomson auf diesem Wege bis in die Nähe von Uganda vorgedrungen. Sein Bericht über das Klima des durchreisten Landes war günstig; gefahrvoll waren seiner Ansicht nach nur die wilden Massai-Stämme, mit denen man hier und da zusammentraf. Hanningtons Hauptwunsch bei der Wahl dieser Route war, eine kürzere Verkehrsverbindung mit den Missionaren in Uganda herzustellen, deren gefährliche Lage so fern von allem Freundes-Beistand ihm sehr am Herzen lag. Und dieser Weg durch das Massai-Land war mehr als fünfzig Meilen näher, als die alte Route. Er wußte wohl, daß er sich auf diesem Wege großen Gefahren aussetzte, er beschloß deshalb, keinen von seinen Landsleuten mit zu nehmen. Nur der afrikanische schwarze Geistliche William Jones, den er kürzlich in Frere Town ordiniert hatte, sollte ihn begleiten. Aber von einer Gefahr, und zwar von der allerschlimmsten hatte der Bischof keine Ahnung, nämlich von Muangas eifersüchtigem Argwohn gegen jeden Weißen, der sich seinem Lande von Osten her näherte. Von den „Hinterthür"-Bedenken der Waganda wußte er durchaus nichts, und er war längst unterwegs, ehe die Missionare in Uganda ihn davor warnen konnten.

Nachdem der Bischof und seine Karawane die Landschaft Teita durchwandert hatten, erreichten sie das Land Kikumbuliu. Hier hatte er zum letzten Mal Gelegenheit, Depeschen nach der Küste zu befördern; damals schrieb er seinen letzten Brief an sein Weib, datiert vom 11. August: „Das A und O meines Liedes muß Dank sein, und jede Lektion hat mich Vertrauen gelehrt; damit tröste dein Herz während meiner Abwesenheit. . . . Ich weiß sehr wohl, daß dies der leichte Teil der Reise ist, und daß weit größere Schwierigkeiten von hongo fordernden Eingeborenen vor uns liegen; aber wenn jetzt Gottes Zeit ist, diese Straße zu öffnen, so wird es uns gelingen. . . . Und nun übergieb mich in die Hände des Herrn, und laß

deine Losung sein: Wir wollen vertrauen und uns nicht fürchten."

Nachdem sie weiterhin eine Grasebene durchkreuzt hatten, kamen sie in die Waldgebirge von Kikuju. Hier litten sie unter großem Mangel an Nahrungsmitteln. Die Wakikuju, welche von Suaheli-Händlern schlecht behandelt waren, flohen vor der Karawane, und alle Anstrengungen sich ihnen zu nähern und ihr Vertrauen zu gewinnen, schienen vergeblich. Obgleich der Wald von Menschen wimmelte, war es schwierig, auch nur einen einzigen zu Gesicht und Gehör zu bekommen. Der Bischof und Jones mußten viel Takt und Geduld aufwenden, ehe es ihnen gelang, wenigstens für ihre unmittelbaren Bedürfnisse Lebensmittel zu erhalten. Und auch das ging nicht, ohne daß sie sich großen Gefahren von den vergifteten Pfeilen aussetzten, welche das argwöhnische Volk bei dem geringsten Alarm fliegen ließ. Erst einen Monat später, als sie schon in der Nähe des Naivascha-Sees waren, stießen sie mit den gefürchteten Massai zusammen. Sie wurden von einer Schar jener jungen Krieger umringt, die unter dem Namen El-Moran bekannt und gefürchtet sind. Während die älteren Massai ganz friedlich und freundlich sein sollen, sind diese Krieger, die vom 17. bis 30. Jahre dienen, der Schrecken der umwohnenden Völker. Sie sind große Viehräuber und setzen jeder vorüberziehenden Karawane schwer zu. Sie stürmten auch diesmal in des Bischofs Lager, schwärmten in jedes Zelt, bereicherten sich mit einem beträchtlichen hongo und wollten die zitternden Träger und den müden Bischof nicht eher verlassen, als bis die Nacht hereinbrach. Am nächsten Morgen war die Karawane früh unterwegs und entfernte sich schnell von diesem unruhigen und gefährlichen Volke.

Nach weiteren drei Wochen hatten sie den Gipfel der letzten großen Hügelkette erreicht und das „schöne Kavirondo", wie der Bischof es nennt, lag zu ihren Füßen. Sie machten halt bei dem Dorfe Kwa Sundu, und hier entschloß sich der Bischof, Jones mit dem größeren Teil der Karawane zurückzulassen und mit nur 50 Mann Begleitung weiterzureisen. Er hoffte,

wenn er Uganda erreicht hätte, sogleich diejenigen Missionare, welche nach Hause zurückzukehren wünschten, mit Jones über Kavirondo zurücksenden zu können. An der Grenze von Usoga stieß er auf eine aufgelöste Truppe von Waganda-Kriegern, welche beim Anblick des weißen Mannes in große Erregung zu geraten schienen. Am 20. Oktober schrieb er in sein Tagebuch: „Durch Gottes Gnade — und jeder Schritt auf dem Wege geschah durch seine Gnade — hat sich während der letzten Nacht nichts erreignet; aber ich fürchte, wir sind in einem unruhigen Lande angekommen." Er stand an der Pforte von Uganda.

Inzwischen hatten die Missionare in Uganda die Nachricht erhalten, daß die bischöfliche Karawane von Frere Town aufgebrochen sei. Sie begaben sich alsbald an den Hof und baten den König um die Erlaubnis, den Bischof in ihrem Missionsboote von Kavirondo abholen zu dürfen. Verhängnisvollerweise war an demselben Tage die erste Kunde von dem Vordringen der Deutschen in den Küstenprovinzen von Ostafrika und von der Flottendemonstration im Hafen von Sansibar nach Uganda gelangt. Sofort brachte man die Reise des Bischofs mit den Vorgängen an der Sansibar-Küste in Verbindung. Jetzt, meinten die schwarzen Würdenträger, sei die Zeit gekommen, von welcher schon Mtesa gesagt hatte, wenn die arabischen Händler die Missionare als Vorläufer der Annexion bei ihm anschwärzen wollten: „Wenn sie das Land essen wollen, so werden sie nicht hier im Innern anfangen. Wenn ich sehe, daß sie die Küste zu essen anfangen, dann will ich euch glauben." Jetzt war dieser Anfang gemacht, und da kam auch schon ein weißer Mann auf Uganda zu, und zwar, was in den Augen der Waganda die Sache im höchsten Grade bedenklich machte, er kam nicht auf dem gewöhnlichen Wege vom Süden über den See, sondern von der eifersüchtig bewachten Ostseite her, ja, er schien durch Usoga über den Nil kommen zu wollen, durch Usoga, die Hinterthür von Uganda, durch welche niemand hereinkommen darf, ohne als Landesfeind angesehen zu werden. Von der Geographie Europas hatte man am königlichen Hofe von Uganda keine Ahnung; „Die Wasungu sind alle eins,"

das galt als ausgemacht. Natürlich bemühten sich die Missionare, diese geographischen Irrtümer zu berichtigen und namentlich den Unterschied zwischen Deutschen und Engländern klar zu legen. Aber Mackays ehrliche, dem König bei der ersten Audienz gegebene Auskunft war nicht geeignet, dessen Argwohn zu zerstreuen.

„Wer sind diese Wadeutschi?" fragte Muanga, „sind sie Wasungu?"

„Ja", antwortete Mackay, „und zwar ein sehr mächtiges Volk. Sie kämpften vor einiger Zeit mit den Franzosen und schlugen sie und nahmen sogar ihren König gefangen."

„Wer ist stärker, die Engländer oder die Deutschen?"

„Die Deutschen sind stärker, besonders zu Lande; da könnten die Engländer sie nicht schlagen."

„Nun", schaltete ein Häuptling ein, „wenn die Engländer sie nicht schlagen können, braucht Seyid Bargasch es gar nicht zu versuchen."

Der König: „Ist der Askofu (Bischof) ein Engländer?"

„Ja".

„Bringt er viele Güter mit?"

„Nun, er wird nicht mit leeren Händen kommen; aber er ist ein Häuptling nicht von dieser Welt Gütern, sondern von der Religion, er ist ein großer Lehrer."

„Kommt er durch Usoga?"

„Nein, er denkt den See irgendwo in Kavirondo zu erreichen, südlich von Usoga."

„Kommt er allein?"

„Wahrscheinlich nicht; er ist ein großer Mann und reist nicht allein; er wird Begleiter bei sich haben."

Mackay holte eine große Schulwandkarte von Europa und zeigte dem König und den Häuptlingen, daß Europa nicht ein Land sei, sondern viele Königreiche enthalte mit verschiedenen Rassen, Sprachen und Herrschern, gerade wie es in Afrika Waganda, Wanjamwesi, Wakedi u. s. w. gebe. „Wir sind Engländer und in keiner Weise verantwortlich für die Thaten der Deutschen. Wir haben sie nicht nach Sansibar gebracht,

noch haben wir irgend etwas mit ihnen zu thun. Wie kann man uns anklagen, euer Land „essen" zu wollen? Haben wir doch in allen diesen Jahren nichts „gegessen". Wir sind die Freunde des Königs und seine Unterthanen und haben keine Hintergedanken."

Vergebens! Es wurde beschlossen, den Häuptling Sematimba mit dem Befehl abzusenden, den Bischof und seine Leute in Kavirondo in Empfang zu nehmen, sie nach Msalala im Süden des Sees zu bringen und dann Bericht zu erstatten.

Kehren wir zum Bischof Hannington zurück, und hören wir die Geschichte seiner Leiden mit den Worten seines eigenen Tagebuchs, welches später durch eine merkwürdige Fügung in Mackays Hände kam.

„Mittwoch, den 21. Oktober. In Lubas Platz (ganz nahe den Nilquellen in Usoga) verlangte man zuerst in höchst unverschämtem Tone zehn Gewehre und drei Tonnen Pulver. Dies verweigerte ich natürlich. Dann verlangten sie, ich solle mich hier drei Tage aufhalten. Ich wies dies zurück und sprang auf, um auf einem andern Wege umzukehren; da hieß es, ich solle auf den Häuptling warten. Nachdem ich lange gewartet hatte, wurden mir dieselben Zumutungen wieder gemacht. Ich erklärte: Ich kehre auf dem Wege zurück, auf dem ich gekommen bin. Unterdessen wurden die Kriegstrommeln gerührt. Mehr als 1000 Soldaten versammelten sich. Meine Leute baten mich, ich möchte mich doch nicht rühren. Ich lachte sie aus und schob sie mit dem Gepäck durch die Menge, indem ich den Rückweg einschlug. Nun kam ein Bote mit der dringenden Bitte, ich möchte doch noch eine kurze Zeit verweilen. Ich willigte erst dann ein, als mehrere solche Botschaften gekommen waren. Ich dachte, es gehe jetzt nach meinem Wunsch; so erklärte ich, ich wolle ein kleines Geschenk geben und durchreisen. Mein Geschenk wurde zurückgeschickt, und ich wurde aufgefordert, einen Tag zu bleiben. Ich gab nach, einfach weil ich dachte, der Häuptling kann mich in Booten direkt nach Muangas Hauptstadt bringen und mir so einen Marsch von einer Woche ersparen. Es wurden uns sieben Gewehre gestohlen; ich that, als ob ich mich darüber

freue, da ich nicht von ihnen, sondern von Muanga Schadenersatz fordern werde. Ein Soldat mußte mich in meinem Zelt bewachen und mich begleiten, sobald ich es verließ. Ich erstieg einen Hügel in der Nähe und sah zu meiner Freude den Nil in der Entfernung von nur einer halben Stunde. Die Erlaubnis an den Nil zu gehen wurde mir verweigert. Da meine Leute nicht glauben wollten, daß der Nil so nahe sei, veranlaßte ich Brahim, den Anführer derselben, mit mir eben an jenen Punkt zu gehen, wo ich den Nil gesehen hatte. Ein paar andere gingen mit hinauf, und einer, der sagte, er wolle mir noch eine andere Aussicht zeigen, führte mich weiter fort. Da griffen uns plötzlich etwa zwanzig Strolche an. Brahim wurde sofort gebunden; mich warfen sie auf den Boden und beraubten mich aller meiner Wertsachen. Da ich sie für Räuber hielt, schrie ich um Hülfe; nun schleppten sie mich fort, wie ich annahm, um mich in einen nahen Abgrund zu stürzen. Ich schrie wieder, obwohl einer drohte, er werde mich mit einem Prügel totschlagen. Zweimal war ich nahe daran, mich von ihnen losreißen zu können; aber die Gegenwehr machte mich schwach, und ich wurde an den Beinen auf dem Boden geschleift. Ich sprach: Herr, ich übergebe mich in deine Hände; ich sehe nur auf dich. Noch ein Kampf, ich kam wieder auf die Füße und wurde so vorwärts gestoßen. Mehr als einmal stieß ich heftig an Bananenbäume, da die einen mich hierin, die andern dorthin drängen wollten. Die Anstrengung und der Kampf unmittelbar nach dem Essen verursachten mir quälende Schmerzen im Magen. Trotz allem, während ich wußte, daß ich fortgeschleppt wurde, um ermordet zu werden, sang ich: „Sicher in Jesu Armen“ und „Mein Gott, ich bin dein“, und lachte dann über das Schreckliche meines Zustandes. Meine Kleider waren in Stücke zerrissen, ich war von dem Schleifen auf dem Erdboden durch und durch naß, und alle meine Glieder waren verrenkt; eine ganze Stunde mußte ich den unmittelbar bevorstehenden Tod erwarten, ich wurde fortgerissen, geschleppt, gestoßen, in einer Stunde etwa eine Meile weit, bis wir zu einer Hütte kamen, in die ich gedrängt wurde.

„Nun werde ich ermordet werden.“ Als sie die eine Hand losließen, fuhr ich mit dem Finger über die Kehle. Sie sagten bestimmt „nein“. Wir erfuhren nun, daß der Sultan (von Usoga, ein Vasall Muangas) mich hatte greifen lassen. Nun begann eine neue Angst. Hatte er alle meine Leute ermordet? Es vergingen zwei bis drei Stunden voll schrecklicher Spannung; ich zitterte vor Kälte. Zu meiner Freude wurden zwei von meinen Leuten mit meinem Bett zu mir gebracht. Ich hörte nun, daß der Sultan mich und zugleich meine Leute und mein Gepäck in seine Gewalt gebracht habe, und daß er mich so lange gefangen halten wolle, bis er Befehl von Muanga bekomme. Ich fürchte, das kann eine Woche und länger dauern. Ich bin in Gottes Händen.

„Donnerstag, den 22. Oktober. Die Hütte, in der ich die Nacht zubrachte, ist groß, hat aber keine ordentliche Ventilation und keinen Rauchfang. Ein Feuer brannte auf dem Herd; ungefähr 20 Männer waren um mich her, Ratten und Ungeziefer in Menge. Ich habe furchtbares Zittern, Schmerzen innerlich und in allen Gliedern und Durst; der Schlaf floh meine Augen. Pinto (der Koch) darf für mich kochen; auch darf ich meine Bibel und mein Schreibzeug bei mir haben. Meine Leute sind, wie ich höre, eingesperrt; doch sind sie wohlauf, und mein Gepäck ist, einige Kleinigkeiten abgerechnet, unversehrt. Ich fürchte, ich werde wenigstens eine Woche in diesem schwarzen Loch zubringen müssen, wo ich nur durch eine Spalte das zum Schreiben nötige Licht bekomme. Ich habe kaum noch soviel Kraft, um meine kleine Bibel zu halten. Mein Gott, ich bin dein.

„Gegen Abend wurde mir erlaubt, eine kurze Zeit draußen zu sitzen und die frische Luft zu genießen. Als ich wieder in mein Gefängnis hinein ging, wurde es um so schlimmer; ich fiel erschöpft auf mein Bett und brach in Thränen aus. Es ist mir, fürchte ich, zumute wie einem gefangenen Löwen, und doch bin ich so zerschlagen, daß ich nur mit der größten Mühe stehen kann. Aber obwohl ich so eng eingeschlossen bin, genieße ich manche Gnade, die des Dankes wert ist. Ich sollte seinen

heiligen Namen preisen, und ich thue es. Man gestattet mir beim Essen nicht den Gebrauch eines Messers, und die Wilden, die mich bewachen, machen sich immer lustig über den Mjungu, oder es kommt mir wenigstens so vor."

„23. Oktober. Ich schlief gut; aber als ich erwachte, war ich so schwach, daß ich nur mit größter Mühe herauskriechen und mich auf einen Stuhl setzen konnte. Dennoch bewachen sie jede meiner Bewegungen, als ob ich ein Riese wäre. Ich sagte zu Ihnen: „Nehmet doch meine Stiefel weg; wie kann ich dann entfliehen?

„Nachmittags. Zu meinem Erstaunen kamen meine Wächter, knieten vor mir nieder und baten mich, ich möchte hinauskommen. Ich that es. Draußen war der Häuptling mit ungefähr 100 seiner Weiber, die gekommen waren, um in grausamer Neugierde ihre Augen an mir zu weiden. Ich war dazu aufgelegt, ihm an die Kehle zu springen; aber ich blieb still sitzen, las für mich Matth. 5, 44. 45 und wurde dadurch gestärkt. Ich fragte, wie viele Tage er mich noch gefangen halten wolle. Er sagte: „Wenigstens vier." Ich bat ihn um die Erlaubnis, in dem Zelt, in dem ich mich bei Tage aufhalten durfte, auch zu schlafen. Er gestattete es, stellte aber an jede Thür zwei bewaffnete Soldaten. Der Zweck seines Besuches war, mich zu bitten, ich möge dem König nichts Schlimmes von ihm sagen. Was kann ich Gutes sagen? Ich gab keine Antwort auf die zweimal wiederholte Bitte. Er sagte nun, wenn ich einen kurzen Brief schreibe und verspreche, darin nichts Ungünstiges über ihn zu sagen, so wolle er denselben alsbald abschicken. Hastig kritzelte ich etwas nieder und bat, Mackay möge kommen.

„24. Oktober. Gottlob, ich hatte eine herrliche Nacht in meinem eigenen Zelt trotz Sturm und Regen. Persönlich habe ich dem alten Mann und seinen Leuten die rohe Behandlung ganz vergeben, obwohl ich mich heute noch nur mühselig von der Stelle bewegen kann. Freilich, wenn die Sache ungeahndet bleibt, so ist die Sicherheit aller weißen Reisenden in diesen Gegenden gefährdet. Ich will es daher den Brüdern, welche

landeskundig sind, überlassen, ob sie etwas thun wollen oder nicht. Der Tag verging sehr ruhig. Ich beschäftigte mich mit meiner Bibel und meinem Tagebuch.

„25. Oktober. Ich habe noch viele Schmerzen in den Gliedern. Obwohl meine Wächter mitunter wie Blutegel an mir kleben und zwei von ihnen mit dem Gewehr in der Hand die Nacht in meinem Zelt zubringen, so werden sie doch nachgerade recht sorglos. Ich hätte schon entfliehen können. Aber auch wenn es hieße: „Geh", würde ich bleiben, um ein Pfahl im Fleisch des alten Herrn (des Häuptlings) zu sein. Es kommt wohl von der angeborenen Freude am Widersprechen her, daß ich ihm täglich zweimal durch seine Boten angelegentliche Grüße und zugleich Nachrichten über mein Wohlbefinden sende. Er schickte wieder eine Abteilung von 20 anderen seiner Weiber, die den Gefangenen besichtigten. Nachdem sie ihre Lust an mir gesehen und ihre Bemerkungen gemacht hatten, zogen sie sich ehrerbietig zurück. Einer meiner Wächter will mir, wenn ich ihn recht verstehe, zur Flucht verhelfen. Aber unter den gegenwärtigen Umständen wünsche ich nicht zu entfliehen. Es besteht eine große Freundschaft, ja fast ein zärtliches Verhältnis zwischen mir und meinen Wächtern. Einer sagt, wenn er von mir spricht, immer: Mein Weißer. Drei Abteilungen von den Weibern des Häuptlings besuchten mich heute; man sagt, er habe nahezu 1000. Meine Leute werden in enger Haft gehalten. Nur zwei von ihnen dürfen mir jeden Tag meine Nahrung bringen. Sie wechseln damit ab und bitten darum, dieses Geschäft besorgen zu dürfen.

„26. Oktober. Wenn auch die Schmerzen und die Steifheit der Glieder abgenommen haben, so bin ich doch matt und schläfrig. Mackay sollte heute meinen Brief bekommen und es wäre auch Zeit genug verflossen, daß der Häuptling eine Antwort auf seine erste Anfrage haben könnte. Den Inhalt derselben weiß ich nicht. Sie lautete wahrscheinlich etwa: „Der weiße Mann wartet hier. Soll ich ihn schicken? Ich warte auf Ew. Majestät Befehl." Wenn sie sich nicht denken können, wer der Weiße ist, so werden sie wahrscheinlich nach

afrikanischer Manier erst einmal zwei bis drei Tage über die Sache reden und dann gemächlich eine Botschaft schicken, die mir Muangas Erlaubnis, zu ihm zu kommen, bringt. Dreimal kamen heute wieder Weiber des Häuptlings, die mich sehen wollten. Den ersten schenkte ich keinerlei Aufmerksamkeit. Als die nächsten kamen, zog ich mich in die Hütte zurück und wollte sie nicht sehen. Später kam noch eine dritte Schar. Da mir etwas besser war, so kam ich heraus und legte mich auf mein Bett. Es ist kein Vergnügen, sich angaffen lassen wie ein gefangener Löwe. Wenn mein Zelt auch weit besser ist, als die Hütte, so schlafen doch zwei Soldaten neben mir und meine übrigen Wächter sind ganz in der Nähe; sie lachen, trinken und schreien bis tief in die Nacht hinein und fangen damit schon vor Tagesanbruch wieder an.

„27. Oktober. Ich bezweifle allmählich, daß der Häuptling überhaupt zu Muanga geschickt hat. Hält man mich noch eine Woche hier fest, so kann ich als sicher annehmen, daß keine Boten abgeschickt worden sind. Dann werde ich womöglich einen Fluchtversuch machen, trotz der Gefährlichkeit des Unternehmens und obwohl ich all mein Eigentum zurücklassen müßte. Heute besuchten nur einige wenige Damen das wilde Tier. Mir war so elend; so zog ich mich in meine Höhle zurück, wohin sie mir folgten. Doch da es dunkel war, und ich nichts sprach, gingen sie bald fort. Ich bin sehr schwach und bitte Gott um Erlösung.

„28. Oktober. Eine schreckliche Nacht, zuerst durch die lärmende, betrunkene Wache, dann durch Ungeziefer. Ich glaube, ich konnte keine Stunde schlafen; ich erwachte mit heftigem Fieber. O Herr, erbarme dich meiner und erlöse mich! Ich bin ganz gebrochen und niedergeschlagen. Das Lesen des 27. Psalms tröstete mich. In ein bis zwei Stunden entwickelte sich das Fieber sehr rasch.

„Abends. Das Fieber ist verschwunden. Es kam die Nachricht, Muanga habe drei Soldaten geschickt; welche Nachricht sie bringen, will man mich noch nicht wissen lassen. Ich wurde sehr getröstet durch den 28. Psalm.

„29. Oktober. (Der achte Tag der Gefangenschaft.) Ich kann nichts Neues erfahren, aber ich wurde aufrecht erhalten durch den 30. Psalm, der mit großer Kraft zu mir kam. Eine Hyäne heulte in der letzten Nacht in meiner Nähe; sie roch einen Kranken; aber ich hoffe, sie soll mich noch nicht kriegen."

Bis hierher, dem letzten Morgen seines Lebens hat Bischof Hannington die Geschichte seiner Leiden selbst erzählt. Seine letzten Augenblicke und seinen Tod berichtet ein Augenzeuge, ein Mann aus dem Gefolge des Bischofs, welcher durch eine merkwürdige Verkettung von Abenteuern dem Tode entrann. Er erzählt: „Am 29. Oktober früh 7 Uhr kamen einige Soldaten und begannen uns (des Bischofs Gefolge) zu binden. Einige von uns wehrten sich tapfer; aber diesen wurden die Hände auf den Rücken gebunden und ihr Hals in die Sklavengabel gesteckt, während den andern, die sich unterwarfen, nur die Hände vorn zusammengebunden wurden. Um 2 Uhr nachmittags kam der Sultan, — der Häuptling — uns zu sehen; er hatte des Bischofs Sonnenschirm in seiner Hand, und wenn es regnete, machte er ihn auf. Er verteilte uns unter seine Soldaten, immer zwei Soldaten bekamen einen; sie nahmen uns mit sich in ihre Hütten, um uns zu bewachen. Um 3 Uhr wurden wir herausgebracht und in einer Reihe aufgestellt, und marschierten fort auf einem Wege, der nach der Richtung hinführte, woher wir gekommen waren. Bevor wir die Häuser verließen, hatten die Wächter unsere Kleider weggenommen und uns Stücke von Rindenzeug gegeben, die sollten wir um unsere Lenden schlagen. Wir marschierten einen weiten Weg; es dauerte länger als zwei Stunden, bis wir einen Platz erreichten, wo wir hielten. Kurz bevor wir dorthin kamen, sahen wir vor uns den Bischof und seinen Diener Ikutu, der seinen Stuhl trug; sie waren von einer großen Anzahl Soldaten umringt. Pinto, des Bischofs Koch, war bei uns, die Hände auf den Rücken gebunden. Wir kamen zu einem Platze, wo auf der einen Seite viele Bäume standen, auf der andern Seite war ein Thal. Hier hielt auch der Bischof mit den Soldaten. Wir hielten nur ein paar Meter

von ihm und konnten ihn ganz deutlich sehen. Er versuchte sich zu setzen, aber die Soldaten wollten es nicht zulassen. Sie fingen an, ihm alle seine Kleider abzureißen; sie nahmen ihm alles weg und ließen ihn nackt bis auf seine Stiefel. Dann verließen ihn die meisten Soldaten, und der Bischof kam und stand neben uns. Plötzlich wurde eine Flinte als Signal abgefeuert. Da durchbohrten zwei Soldaten, die zu seiner Seite standen, den Bischof mit ihren Speeren, und er fiel tot auf seinen Rücken nieder." Sogleich fielen die Soldaten auch über das Gefolge des Bischofs her, und die meisten wurden mit den Speeren durchbohrt oder totgeschossen. Nur zehn ließen die Mörder übrig, um sie als Sklaven zu behalten.

Die Leichname des Bischofs und seiner Gefährten blieben unbeerdigt auf dem Platze im Walde liegen; die in Uganda so zahlreichen Geier fraßen ihr Fleisch; niemand kümmerte sich darum. Nach Jahren brach im Lande Lubas eine Hungersnot aus, und die zu Rate gezogenen Zauberdoktoren erklärten, die Geister seien zornig über Usoga, weil die Gebeine des weißen Mannes unbeerdigt im Walde lägen. Das erschreckte den Häuptling, und er beschloß, sich der Gebeine des mächtigen Weißen, der auch nach seinem Tode noch soviel Unheil anrichten könne, zu entledigen. Er ließ einen von des Bischofs Leuten, der noch als Sklave in Usoga lebte, frei und befahl ihm, des Bischofs Gebeine zu sammeln und nach der Küste zu tragen. Der Mann nahm den noch unversehrten Schädel und einige Schulterknochen, wickelte sie in eine Matte und machte sich damit auf den weiten Weg nach Osten. Als er aber durch Kavirondo kam, fürchtete sich der Häuptling Sundu, die Totengebeine durch sein Land gehen zu lassen, und befahl dem Sklaven, in einem Hause außerhalb seiner Hauptstadt zu bleiben. Der Mann vergrub die Gebeine im Fußboden der Hütte und blieb Jahr und Tag in Kwa Sundu, immer auf eine Gelegenheit wartend, mit den Überresten des Bischofs nach der Küste zu entkommen. Inzwischen kam der Engländer Jackson mit seiner Karawane durch Kavirondo. Der Sklave hörte, daß er ein Engländer sei; er begab sich deshalb zu ihm und erstattete ihm Bericht. Jackson ließ die Gebeine ausgraben und legte sie in eine mit Zinn ausgeschlagene Kiste. Da er aber sich noch lange im Innern aufzuhalten gedachte, vergrub er dieselbe vorläufig in einer Hütte nahe bei einem andern Dorfe in Kavirondo. Hier fand im Dezember 1892 Bischof Tucker, der zweite Nachfolger Hanningtons, die Gebeine des edlen Märtyrers und nahm sie mit sich nach Uganda, um sie dort in der großen, evangelischen Kirche der Hauptstadt zu begraben.

Vier von den fünfzig Leuten des Bischofs waren entflohen und kamen zehn Tage später nach vielen Abenteuern halb verhungert in Kwa Sundu an, wo Rev. Jones mit dem größeren Teile der Karawane wartete. Aber sie konnten keinen befriedigenden Bericht von dem Blutbade geben, da sich ihre Äußerungen widersprachen. So hielt sich Jones für verpflichtet, noch auf weitere Nachrichten zu warten. Als er aber einen ganzen Monat vergeblich gewartet und nur Bestätigungen der Ermordung Hanningtons gehört hatte, machte er sich in tiefem Schmerz auf den Rückweg zur Küste. Am 4. Februar 1886 kam die Karawane wieder in Rabai an, verzagt, müde und abgerissen; ihr Führer trug eine blaue Fahne (die Farbe der Trauer in Afrika), darauf stand mit weißen Buchstaben das Wort „Ikabod" („Wo ist die Herrlichkeit?" 1 Sam. 4, 21).

Schon am 1. Januar 1886 gelangte die erste, noch unbestimmte Nachricht von Hanningtons Ermordung nach England und rief dort große Beunruhigung hervor. Als aber Mitte Februar zugleich von Uganda und aus Rabai die bestimmten Nachrichten mit allen traurigen Nebenumständen bekannt wurden, da regte sich überall die allgemeinste Teilnahme. Und so groß war der Eifer der englischen Missionsfreunde, daß sich in kurzer Zeit 53 Leute aus allen Berufsklassen, Geistliche, Ärzte, Handwerker, Ingenieure u. s. w. für Uganda zur Verfügung stellten, um in die durch des Bischofs Märtyrertod gerissene Lücke zu treten. „Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Christen."

Muangas blutiger Befehl hatte nicht in erster Linie dem Missionar, sondern dem Mfungu — dem Weißen — gegolten, welcher über Usoga in Uganda einzudringen wagte, während gleichzeitig andere Wasungu die Küste „aßen". Hannington war ihm und seinen Häuptlingen der Vorläufer der Unterwerfung, daher ihre fieberhafte Erregung! Aber dieselbe Feindschaft, die den unglücklichen Bischof vernichtete, mußte auch die Missionare in Uganda selbst treffen. War Hannington in den Augen der Waganda ein Sendling mit politischen, ihnen feindlichen Zielen, so waren es die Missionare auch. Sie steckten mit ihrem Bischof

unter einer Decke, sie arbeiteten im Lande den Feinden, die von draußen kamen, vor. Es war ebenso wichtig, sie unschädlich zu machen, als neue Eindringlinge abzuwehren. Und nicht nur die wenigen Weißen waren gefährlich, sondern auch alle Getauften und Bekehrten, die sich zu ihnen hielten. Von den religiösen Zwecken der Weißen hatte man am Hofe keine rechte Vorstellung, an die Lauterkeit ihrer zur Schau getragenen Ansichten glaubte man nicht. Man reimte es sich vielmehr so zusammen, daß die Bekehrten die Schutztruppe der Weißen seien, mit deren Hülfe diese das Land den Wasungu an der Küste in die Hände spielen wollten, sobald ihre Zeit gekommen sei und sie sich mächtig genug fühlten. Die englischen Missionare durchschauten Muanga und seine engbegrenzten Gedankengänge vollkommen, und sie hüteten sich deshalb mit peinlicher Sorgfalt, irgend etwas zu unternehmen, was einen politischen Anstrich hatte. Aber trotzdem waren die Wochen und Monate nach Bischof Hanningtons Ermordung für sie und alle Bekehrten eine Zeit der größten Gefahr.

Täglich mußten sie erwarten, daß die Hand Muangas auch über sie kommen werde. Sie durften nicht wagen, Versammlungen zu Gottesdienst- und Unterrichtszwecken zu halten, sondern wiesen die Kirchenältesten, deren jetzt zehn waren, an, die Christen in ihrer Nachbarschaft um sich zu sammeln und in ihren Hütten Gottesdienst zu halten. Am 11. November war die Gefahr auf das Höchste gestiegen. Die Missionare erhielten von verschiedenen vertrauenswürdigen Personen sichere Nachricht, daß der König und der Katikiro den Entschluß gefaßt hätten, sie zu ermorden. Wohlmeinende Christen rieten ihnen, Muanga ein wertvolles Geschenk zu machen, und selbst die Prinzessin Nalumansi, eine Christin, schickte ihnen Botschaft, sie müßten die äußersten Anstrengungen machen, um Muangas Zorn zu besänftigen, sonst seien sie verloren. So suchten sie aus dem noch übrigen, geringen Rest ihrer Waren und Wertsachen das Kostbarste und Schönste zusammen und ließen es in mehreren Trägerlasten Muanga als Geschenk überreichen. Sie ließen ihm sagen, sie hofften, der König werde sie nicht

anders, denn als seine alten Freunde von Mtesas Zeiten her ansehen. Dieser durchschaute aber sogleich, daß sein Mordanschlag verraten sei und geriet darüber in großen Zorn. Die Boten kamen zurück: Muanga sei wütend und frage, wofür das Geschenk sein solle. Sie sollten selbst kommen und sich erklären. Mackay und Ashe befahlen ihre Seelen in Gottes Hand und machten sich auf, kaum hoffend, lebendig zurückzukehren. Der König befahl Ursache und Zweck des Geschenkes zu nennen. „Aus Freundschaft." — Ob der König erst gestern auf den Thron gekommen wäre? „Nein." Wozu denn ein Geschenk zu dieser Zeit? Sie erklärten, sie fürchteten, der König zürne ihnen aus irgend welchem unbekannten Grunde, da er sich geweigert habe sie zu empfangen, und auf ihre Bitte, ihnen Nachricht über ihre Brüder in Usoga zu geben, nicht geantwortet habe. „Wer sagt euch, daß Wasungu in Usoga waren?" schrie Muanga; „ich sehe, daß hier doppelzüngige Burschen sind, die euch meine Geheimnisse erzählen. Wer, wer sind die Verräter?" Die Missionare weigerten sich Namen zu nennen; der König wurde immer wilder, überschüttete sie mit Schimpfworten und Drohungen. Wenn irgend ein Muganda bei ihnen gefunden werde, wolle er ihn gefangen setzen und dann England und ganz Europa herausfordern, herzukommen und ihn zu befreien? Was könnten die Weißen ihm anhaben? Die Missionare antworteten nichts auf alle diese Wutausbrüche; schließlich zog Muanga mildere Saiten auf und ließ wieder mit sich reden; nach zwei langen Stunden schloß er die Audienz und schenkte ihnen sogar zwei Rinder, „ihre Gemüter zu beruhigen." Aber das Missionshaus wurde mit dem Interdikt belegt, und die Missionare stellten selber einen Wächter vor die Thür ihres Hauses, der die Eingebornen warnen sollte, nicht zu ihnen zu kommen.

Auch Pater Lourdel, der katholische Missionar, hatte schwere Stunden mit dem König. Letzterer litt an einer Augenentzündung, und Lourdel hinterließ ihm eines Abends zwei Opiumpillen mit dem Bedeuten sie zu nehmen, wenn ihm sein Leiden den Schlaf raube. Aber am andern Morgen fühlt sich der König krank und glaubt,

Lourdel habe ihn aus Rache für die Ermordung des weißen Mannes vergiftet. Lourdel erscheint, wird sehr ungnädig vom König und den gleichfalls herbeigeeilten Ministern empfangen, lange wird hin und her debattiert, bis sich endlich der König bewegen läßt, ein wenig Citronensäure einzunehmen, von welcher Lourdel zuvor selbst etwas trinken muß. Abends war Se. Majestät wieder hergestellt und scheinbar gnädig, aber dieser Zwischenfall mußte als Vorwand für den König und den Katikiro dienen, um einen der vornehmsten Anhänger Lourdels zu beseitigen. Der Oberpage und bisherige Liebling des Königs, Joseph Mkasa, der schon lange vom Katikiro wegen seines Christentums gehaßt war, hatte auch den Zorn des Königs erregt; er hatte gewagt, ihm wegen der Ermordung Hanningtons Vorwürfe zu machen und zu sagen: „Warum tötest du die Weißen? sie sind die Wohlthäter des Landes; Mtesa, dein Vater, that das nie.“ Nun wurde er beschuldigt, er habe Lourdel den Rat erteilt, dem König das bewußte Arzneimittel zu reichen; Grund genug, ihn lebendig zu verbrennen. Der Katikiro befahl, sofort das Todesurteil an ihm zu vollstrecken, ehe der König es bereue. Er bereute auch und widerrief, aber Mkasa hatte schon ausgelitten. Alle Pagen, evangelische und katholische, schwebten in Todesgefahr; der Katikiro hatte dem König geraten, alle, die mit den weißen Männern beteten, zu töten. Muanga hob aber hervor, daß alle seine Pagen, Schildwachen und Sklaven Beter wären; etwa 500 männliche und 500 weibliche Personen kämen zu den Engländern, eine ähnliche Zahl zu den Franzosen; wenn er diese alle tötete, so würde man sagen, er wolle das ganze Land vernichten. Überdies waren viele der Jünglinge Häuptlingssöhne, gegen welche der Despot ihrer Eltern wegen Rücksichten zu nehmen hatte. Doch war auch das katholische Missionshaus in jener Zeit vereinsamt, gleichwie das evangelische; beide durften bei Tage keine Besucher empfangen.

So kamen denn die Christen bei Nacht. Wir lernen hier wieder, wie Zeiten der Trübsal Gnadenzeiten sind. Es zeigte sich, wie tief die Missionare in diesem afrikanischen Boden gegraben hatten. Man hätte sich nicht wundern dürfen, wenn in diesen

Tagen, wo das Bekenntnis zu Christo ein Majestätsverbrechen war, niemand mit diesem Bekenntnis hervorgetreten wäre. Aber am 5. November, kaum eine Woche nach Hanningtons Ermordung, konnten neun Jünglinge von Ashe getauft werden, die schon lange Zeit im Unterricht gestanden hatten; am folgenden Tage baten mehrere andere Katechumenen um die Taufe, und gingen betrübt von dannen, als man für gut hielt, sie noch warten zu lassen; und am 7. empfingen sechs andere Erwachsene das Sakrament. Ja, in der zweiten Nacht nach jenem Wutausbruche des Königs, am 13. November, sandte der junge Gabunga oder „Herr des Sees" eine Botschaft mit der Bitte ihn zu taufen, und Ashe ging an einem der folgenden Tage hin, seine Bitte zu gewähren, wobei noch fünf von Gabungas Leuten getauft wurden, während sieben andere, die bei der Prüfung noch nicht genügten, auf spätere Zeit vertröstet wurden. Und wie einst zur Zeit der ersten Christenverfolgung in Jerusalem „die, so zerstreut waren, umgingen und predigten das Wort," so wars auch hier: Christliche Jünglinge von des Königs Hofe unterwiesen in ihren Heimatsdörfern ihre Verwandten und Freunde, Männer ihre Weiber, Herren ihre Sklaven, — oder „Kinder", wie die Christen sich gewöhnten ihre Sklaven zu nennen, — und unter dem Schutz der Nacht kamen sie nach Natete und überraschten die Missionare mit ihrem Glaubensbekenntnis. Trefflich bewährte sich das Institut der Kirchenältesten; jeder hatte eine kleine Gemeinde um sich gesammelt, hielt mit derselben in seinem Hause Gottesdienst, und nahm sich nach Kräften der Unterrichtsbedürftigen an. Selbst am Hof der „Königsmutter", der namásole, einer entschiedenen Christenfeindin, ging die Saat der Predigt auf, und viele ihrer Pagen fingen an zu „lesen". Die Missionare waren natürlich nicht müßig, sie arbeiteten fleißig in der Druckerei und an der Übersetzung des Matthäusevangeliums in das Luganda, wobei die nächtlichen Besucher mit revidieren und korrigieren halfen. So ging das Jahr 1885 zu Ende, und man hoffte und betete, daß die finstern Wolken, die über der Mission lagerten, sich zerteilen möchten.

VII. Die Verfolgung.[1])

Langsam verstrich eine Woche nach der andern, ohne daß eine wesentliche Änderung zum besseren oder schlechteren eintrat. Das Missionsgehöft lag den Tag über vereinsamt da; nur wenige stellten sich zu den Gottesdiensten und zu den Unterrichtsstunden ein. Der Bann, der das „Lesen" verbot, war noch nicht aufgehoben, die Wolke des Argwohns noch nicht zerteilt. Im Dezember 1885 erhielt O'Flaherty die Erlaubnis das Land zu verlassen. Seine Gesundheit war durch den 4½jährigen Aufenthalt in Uganda gebrochen; er starb auf der Rückreise auf dem Roten Meere. Er war in den letzten Jahren die einflußreichste Persönlichkeit bei Mtesa gewesen und hatte sich durch seine Übersetzungsarbeiten um die Mission verdient gemacht. Die durch seine Abreise entstandene Lücke wurde in Natete um so empfindlicher gefühlt, weil nun nur noch zwei Missionare, Ashe und Mackay, in Uganda zurückblieben und vorläufig keine Hoffnung auf Verstärkung vorhanden war. Je schwerer die Zeiten waren, durch welche die beiden Einsamen hindurch mußten, um so inniger schlossen sie sich aneinander, und es entwickelte sich zwischen ihnen ein auf gegenseitiger Hochachtung und gleichem Missionseifer beruhendes Freundschaftsverhältnis. Wie lieb sie sich hatten, geht aus ihren Urteilen über einander hervor. Mackay schrieb von Ashe: „Er ist ein prächtiger Kamerad, ein sehr ernster Christ und treuer Mis-

[1]) Die Quellen: außer den Berichten der Missionare im C. M. Intelligencer: Die schwarzen Märtyrer von Uganda. Märk. Gladbach 1891. Da Junker gerade während der Verfolgungszeit sich einige Wochen am Hofe Muangas aufhielt, ist es von Interesse, den dritten Band seiner „Reisen in Afrika," Wien 1891 nachzulesen.

sionar. Er ist mein alter ego; wenn er zu euch kommt, denkt, ich käme." Und umgekehrt Ashe sagt: „Mackay war mir mehr als ein Bruder, mein bester, treuester, geliebtester Freund auf der ganzen Erde, im höchsten Grade erprobt und treu erfunden." Solche innige Gemeinschaft machte sie stark für die Stürme, die hereinbrechen sollten.

Die Monate verhältnismäßiger Ruhe benutzten sie, um die inzwischen auf ungefähr 150 Seelen angewachsene Christengemeinde innerlich zu befestigen. Sie drangen darauf, daß jeder Christ sich mit dem einen Weibe, welche er zu behalten wünschte, nachdem er vor seiner Taufe die übrigen Weiber entlassen hatte, öffentlich zusammensprechen oder trauen ließ. Sie fuhren fleißig in ihren Übersetzungsarbeiten fort; und im übrigen unterrichteten sie die kleinen Häuflein, welche bei ihnen Belehrung und Erbauung suchten.

Im Februar 1886 fehlte nur ein Haarbreit, so wäre neues Unglück hereingebrochen. Muangas neu erbaute Residenz Mengo brannte ab. Das Feuer kam im Pulvermagazin aus, mehrere hundert Fäßchen Pulver explodierten mit furchtbarem Knall. Muanga floh entsetzt mit einem bloßen Schwerte in der Hand; er bildete sich ein, die gefürchteten weißen Feinde seien in seiner Hauptstadt. Es traf sich, daß am nächsten Tage nach dem Brandunglück der Blitz in das Haus einschlug, in welchem Muanga vorläufig Wohnung genommen hatte. Das war ein neuer Schrecken für den leichtsinnigen, zwanzigjährigen König. Er war halb tot vor Angst und verlegte sofort seine Residenz drei Stunden weit weg nach Munjonjo an der Murchison-Bai. Natürlich sollten die Weißen an allem diesem Unglück schuld sein, sie sollten das Feuer angelegt, womöglich auch den Blitz herbeigezaubert haben. Muanga klagte, die Weißen hätten ihn verzaubert und würden noch eines Tages sein Tod sein. Die Missionare beeilten sich zwar, ihm ein bedeutendes Geschenk zu überbringen, um ihn für seinen Verlust und den ausgestandenen Schrecken zu trösten. Aber Muanga sann auf Verrat und Rache; er befahl Mackay, das Missionsboot an eine bestimmte Stelle der Küste zu bringen; dort lauerte der Scharfrichter mit

seinen Leuten, um ihm den Kopf abzuschneiden. Mackay, schon unterwegs, wurde gerade noch rechtzeitig gewarnt und vermied die gefährliche Stelle. Aber waren die Missionare ihres Lebens noch sicher, wenn Muanga anfing, ihnen solche Fallen zu stellen?

Zu Ostern war wieder die Gefahr sehr groß. Es war ein Befehl ausgegangen, daß alle, welche in der Nähe des Missionsgehöftes getroffen würden, verhaftet werden sollten. So hielten es die Missionare für besser, nur Abendmahlsgottesdienste und kurze Feiern zu veranstalten und die Leute schnell wieder zu entlassen. Wir verstehen es, wenn unter solchen Verhältnissen Ashe schrieb: „Nie kann ich die Gefühle vergessen, mit welchen Mackay und ich an jenem denkwürdigen Ostermorgen das heilige Abendmahl reichten! Konnten wir doch alle im nächsten Augenblick in die Gegenwart des Heilands berufen werden." An diesem Tage fanden drei Taufen statt; diese Waganda wurden wirklich in Christi Tod getauft! Doch ging auch diesmal die Gefahr gnädig vorüber.

Erst Ende Mai kam das furchtbare Unwetter zum Ausbruch.[1]) Muanga ärgerte sich, daß eine zum Christentum übergetretene Prinzessin ihre Amulette weggeworfen und ihre Ahnenreliquien verbrannt hatte. In seinem Zorn rief er einen seiner Lieblingspagen, den Sabagabo Matia Gajija, einen hübschen, freundlichen Jungen und mutete ihm zu, eine unaussprechlich schandbare Sünde zu begehen. Dieser weigerte sich hartnäckig. Muanga wurde wütend, ließ den Knaben auf das heftigste schlagen und in das Gefängnis werfen. Nun waren die langverschlossenen Schleusen seines Grimmes aufgezogen, und nichts hielt mehr die schmutzigen Wogen seines Christenhasses zurück. Er rief einen der obersten

[1]) Der katholische Traktat „Die schwarzen Märtyrer von Uganda" erzählt die einzelnen Vorgänge etwas abweichend von den Berichten der evangelischen Missionare; aber da er sich so ausschließlich nur mit den katholischen Opfern der Verfolgung beschäftigt, daß er die evangelischen auch nicht einmal erwähnt; da ferner die evangelischen Berichte augenscheinlich den Stempel tragen, mitten in der Aufregung noch unter dem frischesten Eindruck niedergeschrieben zu sein, so verdienen die letzteren zweifellos den Vorzug.

Palast-Aufseher vor sich. „Kannst du lesen? fragte seine Majestät. „Ja", war die mutige Antwort. „Ich will dich lesen lehren," schrie Muanga, nahm seinen Speer und schlug ihn auf dem Rücken des Jünglings entzwei. Als der Speer zerbrochen war, nahm er die eiserne Klinge und schlug und hackte damit in unbarmherziger Weise auf dem Kopf und dem Rücken seines treuen Dieners herum, zwischendurch ihn mit vielen Fußtritten mißhandelnd. Als ihn die Anstrengung erschöpft hatte, gebot er einem Häuptling, die Lektion fortzusetzen. Blutüberströmt und halbtot wurde der Jüngling weggetragen. Muanga aber grollte, mit den Christen sei nicht mehr auszukommen, die Missionare erzögen seine Unterthanen zum Ungehorsam. Noch an demselben Tage zogen seine Häscher aus, um die Christen zu jagen und zu fangen und brachten zehn oder zwölf von ihnen auf furchtbare Weise zu Tode. Einer wurde mit Knütteln erschlagen, ein anderer auf der Flucht mit einem Speere durchbohrt, wieder andere wurden grausam verstümmelt und mit abgeschnittenen Gliedmaßen tot auf die Landstraße geworfen, sodaß ihre verwesenden Leichen die Luft verpesteten.

Das war der Beginn der Verfolgung. Am folgenden Morgen saß Ashe mit seinen Schülern auf der Veranda hinter dem Missionshause. Eben hatten sie ihr Morgenlied gesungen:

„Alles Volk vor dir sich beugt,
Herrscher Himmels und der Erde."

Da trat Mackay ein mit der Nachricht, es sei Befehl gegeben, alle Christen zu verhaften. Schnell wurden die Schüler durch ein Loch im hintern Gartenzaun weggetrieben, da kam auch schon des Königs Häscher, um nach ihnen zu suchen. Muanga ließ seinem Zorn die Zügel schießen gegen alle, die als „Leser" bekannt oder auch nur verdächtig waren. Den Häuptlingen wurde aufgegeben, alle ihre christlichen Unterthanen anzuzeigen und auszuliefern. Überall waren die Scharfrichter geschäftig. Die Christen flohen und versteckten sich; aber doch wurden an jenem Tage wenigstens 60—70 evangelische und

römische Christen verhaftet. Bei mehreren waren die Umstände ihrer Gefangennahme besonders rührend.

Da war der Kirchenälteste Malukaga-Nua („Noah"), seines Zeichens ein Schmied, ein demütiger, ernster Christ von erprobter Gastfreundschaft. Sein Haus war während dieser schweren Zeit ein wahres Heiligtum, eine Stätte heißer Gebete der versammelten Christen gewesen. Als er die Nachricht von der drohenden Gefahr erhielt, schaffte er schnell seine Frau und seine christlichen Angehörigen in ein sicheres Versteck. Er selbst blieb in seinem Hause, um seinen Feinden jeden Grund zu der oft wiederholten Anklage zu nehmen, die Christen seien aufrührerisch und ungehorsam. Er brauchte nicht lange auf die Häscher zu warten; sie banden ihn und warfen ihn in das Gefängnis; aber er wurde nicht müde seine Wächter zu ermahnen, daß sie auch in den Dienst des Herrn treten möchten, für den er bereit war zu leiden.

Ein anderer Kirchenältester war Roberto-Munjaga. Ihm war es ein paar Wochen vorher gelungen, Bischof Hanningtons Bibel zu kaufen; er brachte sie den Missionaren, nahm aber von ihnen nur einen Teil des von ihm selbst bezahlten Kaufpreises an; er wolle, sagte er, zeigen, daß er dankbar sei, daß sich der Bischof für solche Leute wie ihn aufgeopfert habe. An diesem verhängnisvollen Morgen war er gerade mit einigen Jünglingen in seinem Hause zum Gebet versammelt, als die Häscher kamen. Die Knaben sprangen sogleich auf, brachen durch die dünne Rohrwand der Hütte und entkamen. Munjaga blieb zurück. Zufällig lehnte eine Flinte an der Eingangsthür, und die Häscher wagten deshalb nicht näher zu kommen. Munjaga rief ihnen zu: „Fürchtet nicht, daß ich euch erschießen werde." Er bat sich nur noch soviel Zeit aus, um sein reines, weißes Gewand anzulegen; dann ließ er sich in das Gefängnis abführen.

Alexandro Kadoko war ein kleiner Häuptling. Als er von der Verfolgung hörte, ging er an den Hof, um genaue Erkundigungen einzuziehen. Hier wurde ihm mitgeteilt, er habe alle seine christlichen Unterthanen sofort auszuliefern. „Das kann und will ich nicht; denn ich bin selbst ein Christ,"

erklärte er. Er wurde sofort gefangen genommen und in den Stock gelegt.

Etwa eine Woche lang wurden diese Verhafteten im Gefängnis bewacht. Was thaten die Missionare, um sie von dem drohenden Verhängnis zu erretten? Pater Lourdel, der Vorsteher der französischen Mission, war zuerst nach Munjonjo an den Hof gegangen. Er wartete auf eine Audienz und saß in des Königs Warenlager, welches gewöhnlich als Wartezimmer benutzt wurde. Da sah er plötzlich, daß die Pagen und andere Christen verhaftet wurden. Er sah, wie sie zur Hinrichtung abgeführt wurden, manche darunter seine eigenen Schüler; aber sie gingen ohne ein Wort der Klage davon, außer einem kleinen Jungen, der Thränen vergoß. Da er hörte, daß der Katikiro eben die Königsburg verlasse, holte er diesen Würdenträger unterwegs ein und flehte ihn an, diese Jünglinge nicht ohne Grund zu töten, sondern lieber ihn und seine Brüder wegzujagen, da sie dieselben gelehrt hätten. Der Minister erwiderte: „Es sind unsere Kinder, die wir töten, und nicht eure.“ „Aber warum nehmt ihr nicht uns als die Schuldigen? Wir haben sie doch lesen gelehrt!“ „Ihr seid unsere Gäste; ihr könnt so viele lehren, als ihr wollt; aber wir werden jeden töten, der lernt.“

Pater Lourdel ging nach seiner Missionsstation zurück. Unterwegs traf er mit einem Boten zusammen, welcher den französischen Bischof Livinhac aus Ukumbi, der französischen Station am Südende des Viktoria-Sees, geholt hatte. Zu einer schlechteren Zeit hätte Livinhac kaum ankommen können; denn war einmal der Argwohn gegen die Weißen und alle mit ihnen Zusammenhängenden auf einen solchen Gipfel gestiegen, so vermehrte die Ankunft jedes neuen Missionars die Lebensgefahr für die übrigen. Aber Livinhac hatte früher einmal mit Muanga auf vertrautem Fuße gestanden; sollte vielleicht seine Ankunft den König auf andere Gedanken bringen? Lourdel kehrte mit dem Boten nach der Residenz zurück, um persönlich die Nachricht von der Ankunft Livinhacs zu überbringen. Er wurde von Muanga vorgelassen und benutzte die Gelegenheit, um den König mit allen nur irgend er-

denklichen Gründen anzuflehen, die Jünglinge nicht zu töten. Der König lachte bloß und weigerte sich entschieden auf seine Vorschläge einzugehen.

Inzwischen waren Mackay und Ashe in großer Sorge. Sie hatten keine zuverlässige Kunde von dem, was vorgefallen war; sie wußten nicht, wer tot sei, und wer noch am Leben. Es kam ihnen auch Botschaft zu, das ganze Missionsgehöft solle geplündert werden. So brachten sie schleunigst ihre eigenen Dienstleute, acht junge Knaben, bei befreundeten Arabern in Sicherheit und versuchten dann mit den französischen Missionaren Beziehungen anzuknüpfen, um bei Muanga gemeinsame Schritte zu thun, um die Freigebung der Gefangenen zu erwirken. Diese lehnten jedoch ab; sie hätten bereits alles gethan, was in ihren Kräften stehe, und ein gemeinsames Vorgehen werde ihrer Ansicht nach eher schädlich als nützlich sein. So machte sich am 29. Mai Mackay allein auf den Weg nach Mumjonjo und war auch so glücklich, eine Audienz bei Muanga zu erlangen. Er erinnerte den König, daß er ihm vor kurzem versprochen habe, irgend einen Wunsch zu erfüllen, wenn er dem Flintenmacher zeige, wie man Patronenhülsen mache; ob dies Versprechen jetzt noch gelte? „Ja," antwortete Muanga. „So bitte ich um das Leben derjenigen, welche verhaftet, aber noch nicht hingerichtet sind." „Sie sind schon alle tot!" Mackay wußte, daß das nicht der Fall sei, und widersprach. „Nun," fuhr der König fort, es mögen noch 5 oder 6 oder vielleicht auch 10 am Leben sein, ich will sie nicht töten." Mackay bat, der Scharfrichter möge hereingerufen und mit entsprechendem Befehl versehen werden. Das geschah nicht, auch weigerte sich der König, Mackay einen Boten an den Scharfrichter mitzugeben; er bestand darauf, es sei bereits Befehl gegeben, einige zu verschonen; die andern seien tot. Mackay mußte unverrichteter Sache abziehen. Nach zwei Tagen machte er sich nochmals auf den Weg nach Munjonjo; aber Muanga weigerte sich, ihn zu empfangen.

Inzwischen rückte der schreckliche 5. Juni heran. Ein riesiger Scheiterhaufen wurde aufgerichtet und 32 von den ge-

fangenen Christen bei langsamem Feuer lebendig verbrannt, „geröstet," wie Muanga sich auszudrücken beliebte. Bei einigen verfuhr man mit ausgesuchter Grausamkeit. Dem Robert Munjaga wurde erst ein Bein abgehackt und vor seinen Augen gebraten, dann eine Hand und das andere Bein, und dann erst hatte man Erbarmen und warf den verstümmelten Leib in das brennende Feuer. Aus den Flammen heraus tönten Worte des Gebetes und Gesanges; sie starben als Märtyrer und als Helden.

Das Benehmen der Märtyrer machte großen Eindruck auf Mudschasi, den obersten Scharfrichter. Er kam und berichtete dem König, er habe noch nie Leute getötet, die soviel Tapferkeit und Ausdauer gezeigt hätten, und sie hätten im Feuer laut zu Gott für ihre Mörder und ihr Vaterland gebetet. Der König hatte für solchen Heldenmut kein Verständnis; er antwortete unter dem Gelächter des Hofes: „Aber Gott hat sie doch nicht aus meiner Hand errettet."

Hatten die Missionare diese große Schar nicht vom Tode befreien können, so lag ihnen wenigstens daran, die junge Christengemeinde in ihrer Zerstreuung und Trübsal zu trösten. Sie druckten deshalb den folgenden schönen Brief und verteilten ihn in vielen Exemplaren an alle Christen:

„An die Diener Jesu, die in Uganda sind, unsere lieben Brüder.

„Wir, eure Freunde und Lehrer, schreiben euch und senden euch Worte des Trostes und der Erquickung aus der Epistel St. Petri, des Apostels Jesu Christi. In vergangenen Tagen wurden die Christen gehaßt und verhetzt, vertrieben und verfolgt um Jesu willen, und so ist es heute gleichermaßen. — Lieben Brüder, verleugnet nicht unsern Herrn Jesum, so wird er euch auch nicht verleugnen an jenem großen Tage, da er kommt in seiner Herrlichkeit. Erinnert euch der Worte unsers Heilands, da er seine Jünger lehrte, nicht vor denen sich zu fürchten, die nur den Leib töten; sondern ihnen befahl, Gott zu fürchten, der da Leib und Seele verderben kann in das höllische Feuer. — Höret nicht auf zu beten von ganzem Herzen, und bittet für unsere Brüder, die in Trübsal sind, und für

die, so Gott nicht erkennen. Gott gebe euch seinen heiligen Geist und segne euch! Er errette euch aus allen euren Anfechtungen! Er gebe euch den Eingang in das ewige Leben durch Jesum Christum, unsern Heiland! Lebet wohl. Wir sind die weißen Männer, eure Brüder." — Auf der andern Seite des Blattes stand 1 Petr. 4, 12—19.

„Welche Seelenangst wir in dieser Zeit ausgestanden haben," schreibt Mackay, „können Worte nicht ausdrücken. Und doch ist dieses schreckliche Blutbad nicht unerwartet gekommen. Seitdem der König zur Regierung kam, drohten die Sachen diesen Lauf zu nehmen. Wieder und wieder haben wir selbst uns am Rand desselben gefühlt." „Aber", fährt Ashe fort, „so furchtbar das Unglück gewesen ist, und obgleich einige von unsern besten Christen lebendig verbrannt sind, haben wir doch noch viel Ursache zur Dankbarkeit. Ein großes Haus voll Pagen, die zu unsern Bekehrten gehören, ist bis jetzt verschont geblieben. Ein ähnliches Haus, welches lauter Bekehrte der französischen Priester enthielt, wurde überfallen und einige dreißig Knaben wurden lebendig verbrannt. Der Grund, warum unsere Jünglinge verschont geblieben sind, ist, daß der Hauptaufseher derselben für sie eingetreten ist. Sie sind dem Könige sehr nützlich; vielleicht hat auch das beigetragen, ihr Leben zu retten." Und noch von einer andern Bewahrung haben wir zu berichten. Unter den Augen eines nicht gerade sehr eifrigen christlichen Häuptlings Monoculia Majandscha Isaia hatte sich eine der blühendsten Pflanzstätten christlichen Lebens durch seinen Sklaven Sembera Mackay entwickelt. Dieser war auch zum Tode verurteilt. Als der alte Isaia das hörte, brach er in Thränen und Wehklagen aus: „Sie töten meine Kinder, meine Kinder!" Aber durch Gottes gnädige Fügung wurde ihm diese Heimsuchung erspart, er und die Seinen blieben unbelästigt.

Das Missionsgehöft wurde während dieser ganzen Zeit bewacht; aber Ashe und Mackay gaben dem Beamten, welcher beauftragt war, alle Besucher zu verhaften, ein hübsches Trinkgeld; er war deshalb weniger streng, als er hätte sein können.

So war es doch möglich, daß Leute zu den Missionaren kamen, ja die Anhänglichkeit der Waganda-Christen an ihre weißen Lehrer zeigte sich in dieser schweren Zeit besonders rührend. Da es bei Tage zu gefährlich war sich auf der Straße zu zeigen, so kamen die Christen bei Nacht. Welche Freude war es für die Missionare, wenn um Mitternacht oder gegen Morgen ein wohlbekanntes Gesicht nach dem andern auftauchte und Kunde brachte von denen, die den Märtyrertod gestorben, oder von andern, die sich noch versteckt hielten. Da kam ein kleiner Knabe, Namens Kiwobe; Roberto Munjaga hatte ihn unterrichtet, und dessen furchtbarer Tod hatte ihn nicht erschreckt. Er kam zu Ashe mit der Bitte:

„Mein Freund, ich wünsche getauft zu werden."

„Weißt du auch, was du bittest?"

„Ich weiß es, mein Freund."

„Aber weißt du, daß sie dich töten werden, wenn du sagst, du seist ein Christ?"

„Ich weiß es, mein Freund."

„Aber wenn du nun gefragt wirst, ob du ein „Leser" bist, wirst du dann lügen und es ableugnen und „Nein" sagen?"

„Ich werde bekennen, mein Freund."

Er wurde auf den Namen Samuel getauft.

Ein anderes Mal kam ein junger, achtzehnjähriger Christ Samueli (d. h. Samuel) Mukasa; trotz seiner großen Jugend war er fast einstimmig zum Kirchenältesten gewählt. Jetzt hatte er im Auftrag des Königs den Tribut von Kauri-Muscheln in Usongora eingesammelt. Unterwegs hatte er von der Christenverfolgung gehört, und zugleich, daß über ihn das Todesurteil ausgesprochen sei. Nun kam er in großer Verlegenheit zu den Missionaren und bat sie um Rat. Seine Freunde drängten ihn zu fliehen; aber da war der Tribut, den er gesammelt hatte, was sollte damit werden?" Wenn er ihn nicht ablieferte, konnte ein Schandfleck auf den Namen der Christen fallen, und er als ein unehrlicher Diener angesehen werden. „Sage mir, was du denkst," sagte Ashe. „Mein Freund," war Samuelis Antwort, „ich denke, daß ich des Kabakas Sachen nicht im Stich

lassen darf." Sie knieten zusammen nieder und beteten, und dann wurde beschlossen, Samueli solle mit seinen Trägern am andern Morgen sehr früh aufbrechen und die Muschellasten bei dem Palastaufseher abliefern, bevor die Scharfrichter auf der Straße seien. Es war ungewiß, ob die Leute im Palast mit dieser Eile einverstanden sein würden, unsicher, ob er zur Flucht noch Zeit haben werde; aber er zögerte nicht. Am nächsten Morgen wurde der Weg zu des Aufsehers Haus eingeschlagen. Als sie nahe am Palast waren, schritt Samueli kühn in das Gehöft hinein, legte die Lasten dort nieder, kam wieder heraus und ging langsam davon, bis er außer Sehweite war. Dann sprang er so schnell als möglich davon und fand ein sicheres Versteck. Nach ein paar Tagen erschien er wieder bei den Missionaren zu ihrer großen Freude und legte ihnen mehrere Fragen aus der heiligen Schrift vor, welche von Aufmerksamkeit und Nachdenken zeugten.

Ein anderes Mal brachte Eva Muafa, eine liebe, fromme, christliche Prinzessin eine Standesgenossin, die Prinzessin Nahuita, welche auch die Taufe begehrte. Sie war Sunas Enkelin, also des Königs Mtesa Nichte. Sie hatte schon im März um die Taufe gebeten; damals wurde sie abgewiesen, weil die schlechten Erfahrungen, die man mit Nalumansi und Rebeka Mugali gemacht hatte, die Missionare zu großer Vorsicht gerade bei der Aufnahme von Prinzessinnen nötigten. Jetzt zeigte sie aber so gute Kenntnisse und zugleich einen so demütigen Sinn, daß die Missionare ihr die Taufe nicht glaubten verweigern zu dürfen.

Wie viele Christen im ganzen während der Verfolgung zu Tode gekommen sind, läßt sich nicht genau feststellen. Die evangelischen und römischen Missionare glauben zusammen etwa 200 Gemeindeglieder verloren zu haben, eine sehr hohe Zahl, wenn man bedenkt, daß die evangelische Mission erst seit 1877, die römische seit 1879 bestand. Bleibt die Zahl der Märtyrer aber unbestimmt, so wissen wir doch, daß in den ersten vier Wochen nach dem Ausbruch der Verfolgung von den evangelischen Missionaren 11 Taufen vollzogen werden konnten, ein

rühmliches Zeichen für den Glaubensmut, welcher die junge Christengemeinde beseelte.

Als die Verfolgung auf ihrer Höhe war, traf am 2. Juni der russische Reisende Dr. Junker im Missionshause ein. Es war ihm vorher gelungen, einen Brief an Mackay zu senden und diesem den Wunsch mitzuteilen, auf seinem Wege zur Küste durch Uganda reisen zu dürfen. Er kam aus Kabaregas Hauptstadt in Unioro, wo er in großer Gefahr gewesen war. Mackay hatte sich seinetwegen bei Muanga bemüht und hatte sicheres Geleit für ihn durchgesetzt. Er brachte einen schrecklichen Bericht mit von dem, was er auf seiner Reise durch das Gebiet Ugandas gesehen hatte. Verstümmelte Leiber von solchen, die in der Verfolgung erschlagen waren, lagen am Wege. Nur wenige davon waren getauft gewesen. Die Häuptlinge hatten eben summarischen Befehl bekommen, die „Leser" ihres Gefolges anzugeben, und eine richtige Schlächterei war die Folge gewesen. Selbst auf dem Wege nach dem Königs-Palast sah Junker die abgehackten Gliedmaßen eines Ermordeten dicht an der Straße liegen.

Als Junker wieder abgereist war, dachten auch Ashe und Mackay ernstlich daran, das Land zu verlassen. So lange der König jeden Weißen mit argwöhnischen Augen betrachtete, war eine gesegnete Weiterentwicklung der Mission unmöglich. Für die eingeborenen Christen konnte es nur eine Erleichterung ihrer Lage sein, wenn die Weißen sich zeitweilig zurückzogen. Diese wünschten nicht von dem Ort ihrer Heimsuchungen zu fliehen; aber sie waren überzeugt, daß ihre Abreise der stärkste Protest gegen die begangenen Grausamkeiten sei. Durften sie denn überhaupt bleiben, wenn es so weit gekommen war, daß Muanga sich weissagen ließ, ob er Ashe und Mackay umbringen lassen solle oder nicht? Die Wahrzeichen waren zufällig den Missionaren günstig gewesen. Der König hatte auch dem Katikiro von seiner Mordlust gesagt, aber der hatte nichts davon wissen wollen. Darauf hatte der König erklärt, er werde bei Nacht auf die Missionsstation kommen und die beiden Engländer ohne Vorwissen des Katikiro erschlagen. Das erfuhren die

Missionare, und es gab bei ihnen den Ausschlag. Sie übersandten dem Katikiro ein ansehnliches Geschenk mit der Bitte, er möge doch seinen Einfluß dahin geltend machen, daß ihnen erlaubt werde, das Land zu verlassen. Aber Muanga wollte sie durchaus nicht ziehen lassen, er wollte die gehaßten Weißen als Geiseln in seinem Land behalten, und besonders Mackays Handfertigkeiten und Geschicklichkeiten wollte er unter allen Umständen nicht entbehren. So mußten die Missionare zufrieden sein, daß am 25. August 1886 wenigstens Ashe dem blutbefleckten Lande den Rücken kehren durfte. Er eilte nach England, um dort Zeugnis von den Leiden, dem Glauben und der Standhaftigkeit der Waganda-Christen abzulegen.

Aber die traurige und doch so freudevolle Geschichte hatte schon das tiefste Mitgefühl wachgerufen, nicht allein in England sondern auch auf weitentlegenen Missionsfeldern. Sogar die eingeborenen Christen von Tinnewelly in Südindien wurden durch die Erzählung der Leiden ihrer schwarzen Brüder in Afrika so gerührt, daß sie von ihrer Armut eine Kollekte von 1600 M. sammelten und sie mit einem teilnehmenden Brief nach England zur Verwendung für die Wagandachristen übersandten.

VIII. Alexander Mackay.[1])

„Ich muß mich damit zufrieden geben, allein hier zu bleiben; aber doch nicht allein! Noch kann ich den wenigen Übriggebliebenen unserer jungen Kirche mit meinem Hiersein dienen, und unser Gott wird bessere Zeiten für uns alle kommen lassen." So schrieb Mackay am 24. August 1886. Noch elf Monate durfte er in Uganda wirken, beständig in Arbeit und stets in Gefahr. Es war eine sehr schwere Zeit für ihn, eine Zeit, welche seinen Heldenmut auf eine harte Probe stellte. Bei der Unberechenbarkeit von Muangas Charakter war er keinen Tag seines Lebens sicher. Und diese beständige Aufregung mußte er ganz allein tragen, ohne sich je mit einem gleichgesinnten Gefährten aussprechen zu können. Das Gefühl der Verlassenheit und Traurigkeit kam bisweilen mit solcher Macht über ihn, daß er Thränen vergoß wie ein Kind. Dann erfüllten die herrlichen Trostpsalmen Davids und Assaphs seine Seele mit heiliger Freude. Es war ihm gerade in solchen Zeiten besonders tröstlich, daß O'Flaherty und Ashe in Frieden hatten ihre Straße ziehen dürfen und sich nicht mehr in den Klauen des knabenhaften Tyrannen befanden, der vorgab, ihn nur aus übergroßer Liebe nicht ziehen zu lassen.

Das beste Gegengewicht gegen solche überhand nehmende Schwermut war die fleißige Arbeit, und Mackay leistete darin in diesen Monaten Erstaunliches. Mit unsäglicher Mühe und Aufwendung seines ganzen Scharfsinns baute er einen Webstuhl, um aus der einheimischen Baumwolle wenigstens die gröberen

[1]) Hierzu außer den S. 70 Anm. angegebenen Quellen Stanley, Im dunkelsten Afrika, Bd. II, 327 und C. M. Intelligencer 1890, 520 ff., 525 ff. (Stanleys Interview with the Committee of the Church Missionary Society).

Kalikosorten an Ort und Stelle zu weben. Die Arbeit war für ihn um so mühsamer, als er sich kaum erinnerte, sich in der Heimat einen Webstuhl näher angesehen zu haben. Dazwischen drängte ihn eine andere weltliche Arbeit, die er gar zu gern fertig gestellt hätte. Das Missionsboot, die Eleonore, war leck und bedurfte dringend einer größeren Reparatur. Aber sie lag im Hafen von Ntebbe, sechs Meilen von der Missionsstation Natete, und der Argwohn des Königs war so groß, daß er nicht wagen durfte dorthin zu gehen. Die Waganda hätten sofort ausgesprengt, er wolle heimlich aus dem Lande fliehen. Er mußte in der Hauptstadt bleiben und für den König arbeiten. Der Flaggenstock in der Residenz Munjonjo war schadhaft; nur Mackay war nach Muangas Meinung imstande, denselben in königlicher Weise zu reparieren. Und diesem war es ganz recht, den Waganda einmal wieder einen in die Augen fallenden Beweis von seiner Kunstfertigkeit und seiner loyalen Gesinnung zu geben. Der Flaggenstock fiel zur vollen Zufriedenheit des Königs und seiner Ratsherrn aus. Mackay erhielt aber dafür auch nicht einmal ein Wort des Dankes, geschweige denn eine angemessene Belohnung. Muanga schien ihn fühlen lassen zu wollen, daß er ihn für seinen Dienstmann und Sklaven halte! Das Unglück wollte, daß wenige Wochen später eines Mittags wieder einmal im königlichen Palast Feuer auskam. Alle die großen, eben fertig gebauten Häuser und Gehege, die Barasa und die andern öffentlichen Gebäude brannten nieder. Muanga floh zum Gehöft des Katikiro; da aber der Wind in dieser Richtung wehte, zündeten die Funken auch dort die Strohhütten an, und da des Ministers Leute alle beim Königspalast mit löschen und retten beschäftigt waren, verbrannten des Katikiro ganze Schätze und alle seine aufgehäuften Geschenke. Muanga bekam wieder einen ganz gewaltigen Schrecken; und Mackay hatte den Kummer, daß auch seine schöne, neue Fahnenstange niederbrannte. Er mußte sich darauf gefaßt machen, wieder mit der Arbeit beauftragt zu werden, eine neue aufzurichten. Der Brand hatte auch eine gewisse politische Bedeutung. Selbstverständ-

lich mußten für den König, seinen ganzen, großen Hofstaat und seine vielen Frauen neue Häuser errichtet werden. Diese ganze Bauarbeit hatten die Häuptlinge unentgeltlich zu leisten. Das war nun schon die vierte[1]) Residenz, welche die Häuptlinge während der drei- bis vierjährigen Regierung Muangas zu bauen hatten. Dabei war der König so rücksichtslos, daß er jeden, der mit seinen Lieferungen und Handdiensten nicht pünktlich war, unbarmherzig mit schweren Geldstrafen belegte, die in den königlichen Schatz wanderten. Das war eine Quelle vieler Unzufriedenheit, besonders unter den mächtigen Häuptlingen. In der Stille murrte es im Lande schon ganz vernehmlich, und Mackay schrieb damals nach Hause: „Wenn der Herr dem König nicht gnädig ist, wird er noch eines Tages zu Schaden kommen. Er erbittert jetzt die Häuptlinge und das Volk durch sein hochfahrendes und rücksichtsloses Benehmen."

Die Dienstleistungen für Muanga nahmen wohl einen großen Teil von Mackays Zeit in Anspruch, aber sie verlangten doch nicht in dem Grade Umsicht und politischen Takt wie die Dienste, welche Mackay in dieser Zeit fortwährend den „verlorenen Söhnen Europas" zu leisten bemüht war. Wie er Junker zu einer sichern Durchreise durch Uganda verhalf, ist bereits erwähnt. Noch aber waren Emin Pascha in Wadelai und Casati beim König Kabarega in Unioro. Beide waren von jeder Verbindung mit der civilisierten Welt jahrelang abgeschnitten. Es war für Mackay gefährlich mit ihnen in Verbindung zu treten. Wenn schon die Annäherung eines friedlichen Bischofs oder eines reisenden Geographen genügte, um am Hofe Muangas Schrecken und unbesonnene Gewaltakte hervorzurufen, so war es noch viel schlimmer, mit einer politischen Macht im Norden, wie sie Emin Pascha re-

[1]) Die erste baute er an den Abhängen des Nabulagala-Hügels, die zweite auf dem Hügel Mengo, die dritte in Munjonjo, die vierte wieder auf dem Hügel Mengo. Mengo, Nabulagala, Rubaga, Namirembe, Kampala, Natete sind alles Hügel oder Quartiere der weithin ausgedehnten Hauptstadt von Uganda, die wir gewöhnlich Rubaga oder Mengo nennen.

präsentierte, Verkehr zu unterhalten. Konnte nicht, so schlossen die argwöhnischen Waganda, der weiße Pascha jeden Tag, von Mackay gerufen, seine mit Flinten bewaffneten Kriegsscharen nach Uganda führen? Trotzdem scheute sich Mackay nicht, diesen Verdacht auf sich zu nehmen; er wußte, daß Emin nur durch ihn mit Europa in Verbindung treten, und nur durch seine Vermittelung für seine aufgestapelten Elfenbeinschätze Kaliko und andere europäische Waren erhalten könne. Wie sehr Emin Pascha Mackays selbstlose Dienste anerkannte, bezeugt folgender Brief von ihm, zugleich eine beredte Anerkennung der Verdienste Mackays, des evangelischen Missionars, aus dem Munde eines Mannes, der im übrigen leider nur als ein Gönner der katholischen Missionen bekannt ist:

„Ich hoffe im Interesse der Civilisation, welcher Mackay mit so glänzendem Erfolge gedient hat, — daß er sich noch lange der Aufgabe widmen kann, die zu einem so großen Segen gereicht für alle, denen er zu gleicher Zeit Lehrer und Freund ist. Es wäre ein ungeheurer Verlust für uns, besonders für mich, wenn er Uganda verließe. — Seit die ersten Zeilen, die ich an Mackay schrieb, in seinem Besitz sind, hat er in der großartigsten, selbstlosesten Weise für mich gesorgt. Nie werden wir ihm für alles, was er an uns gethan, genügend dankend können. Er hat uns geholfen, obgleich er persönlich dafür büßen mußte, und er ist mir stets ein treuer Freund und Berater gewesen. Als ich völlig mutlos war, haben mich seine Briefe gestützt und aufrecht erhalten und mir frischen Mut zu neuem Handeln eingeflößt. Er hat alles, was er besaß, mit mir geteilt und hat sich beraubt, um mich mit Geschenken zu überhäufen."

Den ersten Platz aber in Mackays Herzen und den besten Teil seiner Kraft nahm fortwährend die Sorge für seine kleine Waganda-Gemeinde in Anspruch. Die Lage derselben war dauernd auf das äußerste gefährdet. „Wenn ich, schreibt er, die gegenwärtige Lage zu beschreiben versuche, kann ich nur sagen, es ist noch alles beim alten. Keine Amnestie oder Verzeihung ist gewährt. Lesen und lernen geht im stillen weiter, natürlich nicht ohne die Kenntnis des Hofes. Vielleicht fühlt sich derselbe unfähig, den Glauben auszurotten, möchte es aber gern thun. Es ist wie mit der Elektricität in der Atmosphäre; sie vermehrt sich allmählich bis zu einem hohen Grade, dann kommt ein plötzlicher Schlag, Feuer und Sturm, und dann

wieder eine Zeit der Ruhe. Augenblicklich sind wir in einer solchen Ruhezeit.“ Das Verbot, die Missionsstation zu betreten, bestand nach wie vor. Ein paar Monate hatte Mackay trotzdem jeden Abend sein Haus voll Waganda. Ein Fäßchen Petroleum kam damals gerade zur rechten Zeit, um genügend Licht zu schaffen, und das Bibliothekszimmer wurde zur Nachtschule. Spät, spät, oft sehr spät machten sie Schicht, und Mackay war todmüde, wenn er sich zur Ruhe niederlegte. Dann ging ein weiterer Befehl vom König aus, daß alle verhaftet werden sollten, welche nach Einbruch der Dunkelheit auf der Straße angetroffen würden. Da durften die, welche sich noch versteckt hielten, und denen das Todesurteil gesprochen war, sich auch bei Nacht nicht mehr in die Nähe des Missionshauses wagen. Einige Anfänger ließen sich in dieser Verfolgungszeit durch Bestechung vom evangelischen Glauben abspenstig machen. Die andern kauften aber um so eifriger Bücher, um sich selbst weiter zu fördern. Ohne Gefahr war auch das nicht, denn der Besitz eines Buches galt als ein todwürdiges Verbrechen. Alle Bücher, deren die Häscher habhaft werden konnten, wurden zerrissen und verbrannt. An eine regelmäßige und geordnete Missionswirksamkeit war natürlich unter solchen Verhältnissen nicht zu denken. Genug, daß sich immer wieder zu den Sonntagsgottesdiensten etliche einfanden, und die täglichen Morgen- und Abendandachten überhaupt besucht wurden.

Am 6. März 1887 schrieb Mackay: „Durch die Gnade unseres lieben Herrn bin ich noch im Leibe. Aber waltete nicht Gottes Hand über uns, so, fürchte ich, wäre nichts zu berichten als Thränen und Seufzer, wenn überhaupt noch einer zum berichten übrig wäre. Seit dem Empfang der letzten Post — den Briefen von sechs Monaten auf einmal — ist es mir zur festen Gewißheit geworden, daß selbst unsere Existenz hier mächtig gestützt wird durch eure Gebete und die aller Kinder Gottes in Europa. Wir haben eine Zeit der Ruhe gehabt; aber jetzt scheint der Feind wieder los zu sein, und es ist neue Aufregung in der Luft. Vorigen Monat mußte ich wieder einmal an einem Sonntag Morgen unsere kleine Ver-

sammlung plötzlich entlassen. Der König hatte geäußert, er beabsichtige eine weitere Abschlachtung der Christen. Glücklicherweise hat er bis jetzt dieses blutdürstige Vorhaben nicht ausgeführt."

Dann wieder fing es Muanga schlauer an und legte den Christen Fallen. Es ging ein Befehl aus, die im Versteck Verborgenen sollten zurückkommen, es solle ihnen kein Leid widerfahren. Ein römischer Christ wagte es daraufhin und meldete sich. Es wurde ihm aufgetragen, seine Gefährten zu suchen und sie zum Katikiro zu bringen; der habe Auftrag, jedem ein Weib zu geben und sie unter seine Pagen aufzunehmen. Der Jüngling versuchte zwei Tage seine Freunde zu überreden, aber niemand wollte den Worten des Königs trauen. So ging er allein zum Katikiro. Man sah ihn das Gehöft betreten, — aber er verließ es nicht wieder. Heimlich angestellte Nachforschungen ergaben, daß ihn der saubere Würdenträger ermordet und in einem Loch auf seinem Gehöft verscharrt hatte!

Mika (d. h. Micha) Sematimba, einst ein Page, jetzt Unterhäuptling und Offizier in des Königs Leibwache, ein lieber, treuer evangelischer Christ, ging mit seinem Diener nach dem Seeufer, um Rohr für des Königs Gehege zu schneiden. Unterwegs wurden sie von einer Schar Landstreicher überfallen, welche dem Diener sein Bündel wegnehmen wollten. Im Handgemenge fielen aus demselben mehrere Bücher heraus, darunter auch ein Neues Testament in Suaheli. Sematimba war dadurch als Christ verraten und floh. Am nächsten Tage wurden die Bücher Muanga vorgelegt und ein Todesbefehl gegen den Flüchtling ausgewirkt. Nach allen Richtungen wurden Henker hinter ihm drein gesandt. Glücklicherweise fanden sie ihn nicht.

Konnte nun von seiten Englands nichts geschehen, um die gefährdete Lage der Mission in Uganda zu bessern? Mackay wurde nicht müde, in beredten Aufrufen allen Christen Englands ins Gewissen zu reden, daß die christlichen Waganda auch ihre Brüder seien, und daß es deshalb ihre Pflicht sei, ihnen Sicherheit des Lebens und Gewissensfreiheit auszuwirken. Aber

er war weit entfernt, einer britischen Occupation des Landes das Wort zu reden. Er wußte nur zu gut, daß ehe die englischen Krieger kommen könnten, das „Land zu essen", Muanga ihn und alle Christen als Verräter ermorden würde. Eben deshalb konnte sich auch die Kirchenmissionsgesellschaft nicht entschließen, Schritte in der von Mackay angegebenen Richtung zu thun. Es schien unmöglich, auf ein weit im Innern gelegenes Königreich einen maßgebenden Einfluß auszuüben, ohne dessen politische Selbständigkeit zu zerstören. Und es war die feste Überzeugung der Väter dieser Mission, daß, je weniger ein offizieller britischer Einfluß auf Uganda ausgeübt werde, es um so besser für die Christen daselbst sei. Kam doch die ganze feindselige Haltung Muangas nur aus der zur fixen Idee gewordenen Furcht, Mackay sei der Vorläufer einer politischen Einmischung, und die Waganda-christen seien seine Helfershelfer.

So mußte Mackay in der äußerst gefährlichen Lage allein fertig zu werden suchen und das Schifflein seiner Gemeinde durch alle Stürme der blutigen Launen des Königs hindurchsteuern. Daß seines Bleibens im Lande nicht mehr lange sein werde, wußte er. Aber gerade deshalb bemühte er sich auf das eifrigste, ein Werk fertig zu stellen, welches ihm besonders am Herzen lag, die Übersetzung und den Druck des Evangeliums St. Matthäi in das Luganda. Seite für Seite, Kapitel für Kapitel sah er es noch einmal mit den begabtesten Waganda-Christen durch; er wurde nicht müde, immer neue Revisionen vorzunehmen, um den richtigen Wortsinn möglichst treu und verständlich wiederzugeben. Wie die einzelnen Bogen aus seiner Presse kamen, gab er sie in Verkauf. Im Laufe des März 1887 hatte er die große Freude und Genugthuung, die ersten vollständigen Exemplare dieses Evangeliums verkaufen zu können, und binnen wenigen Wochen waren schon 160 Exemplare davon im Umlauf. Das war das erste Buch der heiligen Schrift, welches in der Luganda-Übersetzung erschien. Gerade der Eifer, mit welchem die begabtesten Christen an diesem Übersetzungswerke mitgeholfen hatten, galt Mackay als ein gutes Zeichen.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse an Muangas Hofe nach einer Richtung hin entwickelt, daß Mackays baldige Vertreibung außer Zweifel war. Die Araber gewannen wieder einmal Oberwasser, und sie nützten ihren Einfluß bei Muanga in einer so rücksichtslosen Weise aus, daß es fast den Anschein gewinnt, als hätten sie sich schon damals mit revolutionären Plänen getragen. Was ihnen diese Macht über Muanga gab, ist nicht schwer zu sagen. Muanga bezog seine ganzen Kaufwaren, Kaliko, Pulver, Gewehre, Kupferdraht, Perlen u. s. w. von ihnen. Er war ein säumiger und unzuverlässiger Bezahler und steckte arg in Schulden, das machte ihn von den Arabern abhängig. Mit den Christen, wußte er, hatte er es gründlich verdorben; eine organisierte heidnische Partei gab es im Lande nicht. So mag er bei der starken arabischen Partei auch Rückhalt und Schutz gesucht haben. Kurzsichtig in seiner Politik, wie er war, bemerkte er nicht, daß er sich auf ein Rohr stützte, welches ihm beim ersten heftigen Druck die Hand durchbohrte.

Der neue arabische Einfluß äußerte sich am Hofe in einem strengen Befehl an die Pagen, den Koran zu lesen. Das war, verständig betrachtet, ein lächerliches Gebot. Bekanntlich darf der Koran nach mohammedanischer Anschauung in keine andere Sprache außer Arabisch übersetzt werden. Vom Arabischen aber hatten die Waganda keine Ahnung. Das Lesen konnte also im günstigsten Fall nur ein völlig gedankenloses Plärren ohne jedes Verständnis sein. Manche von den Christen glaubten trotzdem wegen ihres christlichen Glaubens diesem Gebot Muangas den Gehorsam versagen zu müssen. Das brachte diesen wieder so in Wut, daß er erklärte, der Ungehorsam seiner Diener zwinge ihn „sehr viele" zu töten. Er werde noch alle seine Unterthanen töten müssen, und dann werde man ihn einen Verrückten nennen! Die Namasole oder Königin-Mutter auf der einen Seite und Mackay auf der andern legten sich diesmal ins Mittel. Die eine, obgleich eine starre Heidin, ließ dem König sagen, er solle doch die Christen nicht töten, welche die Kraft seines Landes seien. Auf die Häuptlinge könne er sich nicht mehr verlassen; die seien unzufrieden. Wenn er

seine Pagen töte, habe er gar keine treuen Diener mehr. Mackay aber erklärte seinen Christen, etwas Arabisches zu lesen, wovon sie doch nichts verständen, schade ihrem Glauben nicht; nur an den mohammedanischen Gebeten sollten sie sich nicht beteiligen. Das ganze war eine Laune des Königs, sie ging ebenso schnell vorüber, wie sie gekommen war.

Viel gefährlicher war der wohlüberlegte und mit arabischer Zähigkeit verfolgte Plan der Häupter der arabischen Partei, Mackay um jeden Preis aus dem Lande zu verdrängen. Bekanntlich trat durch die koloniale Bewegung seit dem Jahre 1885 eine Änderung in der Haltung der Araber in Afrika gegenüber den Weißen ein. Waren die Araber bis dahin den Europäern im wesentlichen freundlich gewesen und hatten den Reisenden und Geographen manchen wichtigen Dienst geleistet, so fühlten sie jetzt, daß die Weißen eine ernstliche Gefahr für ihre bisher unbestrittene Machtstellung im Innern wurden, und daß besonders der von ihnen in großartigem Maßstab betriebene Sklavenhandel durch die Engländer und Deutschen in Ostafrika den Todesstreich erhalten werde. So war es auch in Uganda für die Araber einfach eine Machtfrage, die englische Mission zu verdrängen, damit sie freie Hand behielten. Besonders Mackay mit seinem über das ganze Land sich erstreckenden Einfluß war ihnen ein Dorn im Auge. Sie waren entschlossen, ihn unter keinen Umständen im Lande zu dulden, und ihr augenblicklicher Einfluß am Hofe gab ihnen die beste Gelegenheit, ihre Absicht durchzusetzen.

Die letzten beiden Monate, Juni und Juli 1887, die Mackay sich in Mengo aufhielt, waren ein fortgesetzter Kampf zwischen ihm und den Arabern; und bei der rücksichtslosen Niederträchtigkeit der Araber, die kein Mittel der Lüge und Verleumdung scheuten, und dem Wankelmut Muangas konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein.

Den Anlaß zum Kampfe gab wieder einmal ein Brief des englischen Konsuls in Sansibar, worin er für die englischen Missionare in Uganda völlige Freiheit forderte, das Land nach ihrem Belieben zu verlassen. Die Araber, welche offiziell vom

Konsul mit der Übersetzung und Verlesung des Briefes beauftragt waren, deuteten denselben so, als werde Muanga aufgefordert, den einzigen englischen Missionar, der noch im Lande war, Mackay, zu vertreiben. Mackay widersprach und versuchte dem König klar zu machen, aus welchen selbstsüchtigen Beweggründen ihn die Araber gern los sein wollten; aber umsonst. Er merkte, daß die Zeit seiner Abreise nahe sei. Er begann zu packen. Vor allem sandte er seine geliebten Bücher, seine Buchdruckerpresse und die auf dem Missionsgehöft lagernden Bestandteile einer vor Jahren hinausgesandten Dampfmaschine, im ganzen 150 Ladungen nach dem Hafen Ntebbe voraus. Er selbst war entschlossen, das Feld zu behaupten, so lange es irgend anging, und dann mit Ehren den Rückzug anzutreten. Unklugerweise erschwerte der französische Missionar Lourdel, der sonst während dieser ganzen Zeit treu zu den Engländern gehalten hatte, damals noch seine ohnehin so schwierige Lage. Vom König gefragt, ob wohl etwas an der oft wiederholten Anschuldigung der Araber sei, daß die Wasungu Uganda „essen" wollten, antwortete er: „Jetzt noch nicht, aber allmählich; ich weiß es nicht." Was brauchte er in so gefährlicher Zeit noch den ohnehin brennenden Argwohn des Tyrannen zu schüren! Den Ausschlag gab schließlich die Nachricht, daß Stanley mit einer großen Karawane von 600 Trägern und gegen 1000 Gewehren auf dem Weg nach Wadelai sei. Mackay setzte zwar dem König und den Arabern auseinander, daß Stanley nicht durch Ostafrika, sondern von Westen her auf dem Kongo und durch Manjuema nach Wadelai reisen und höchstens auf dem Rückwege bei dem Sohne seines königlichen Freundes Mtesa einen friedlichen Besuch machen werde. Aber hier spielte wieder einmal das böse Gewissen Muanga einen Streich. Ihm galt es als ausgemacht, daß Stanley nach Uganda kommen, und ihn wegen der Ermordung des Bischofs Hannington zur Strafe ziehen werde, und er war leicht von den Arabern zu überzeugen, daß unter solchen Umständen Mackays Anwesenheit im Lande gefährlich sei. So mußte Mackay wider Willen um Urlaub zur Abreise nach dem Süden bitten. Welche aufregenden Verhandlungen,

welche maßlosen Angriffe und Verleumdungen hatte er in diesen Wochen zu überstehen! Gar zu gern hätten es die Araber gesehen, wenn an seiner Stelle kein anderer Missionar hätte kommen dürfen; aber Mackay setzte es doch durch, daß derselbe Königsbote, der ihn nach Msalala geleite, den Missionar Gordon als seinen Stellvertreter nach Uganda zurückbringen dürfe. Der Araber Suliman hatte erwartet zum Königsboten und Begleiter Mackays ernannt zu werden; er hoffte seinen Erzfeind unterwegs niederzuschießen. Auch das wußte Mackay zu hintertreiben.

Nun mußte er Abschied von dem Felde seiner langjährigen, reichgesegneten Wirksamkeit nehmen. Der Gemeinde-Kirchenrat tagte noch einmal, und es wurden ihm für die Zeit der Vereinsamung wichtige und ernste Verhaltungsmaßregeln gegeben. Die noch vorhandenen Exemplare des Evangeliums St. Matthäi und die kleineren Hefte wurden verkauft oder verschenkt. Das Missionshaus war den ganzen Tag über voll von Christen, die gern Mackay noch einmal sprechen oder ihm wenigstens noch einmal die Hand drücken wollten. Alle bedauerten sein Scheiden, und viele waren wirklich niedergeschlagen, daß „er sie Waisen lasse". Am 17. Juli sandte Mackay dem König, dem Katikiro und den andern Häuptlingen nach Landesbrauch seine Abschiedsgaben und erhielt von ihnen in Erwiderung wertvolle Geschenke. Muanga sandte ihm königliche Kupfer- und Messingspeere und ließ ihm sagen, „wenn er nur nach Msalala gehe, solle er in drei Monaten zurückkehren; wenn er aber nach der Küste gerufen werde, solle er sobald als möglich wiederkommen." Mackay schied also in Frieden von seinen Widersachern.

Am 21. Juli 1887 verschloß er das Missionshaus, sprach bei den französischen Missionaren vor und übergab ihnen die Schlüssel zur Aufbewahrung. Vier von seinen Dienstleuten blieben auf dem Missionsgehöft zurück, um es zu bewachen, bis Gordon komme. Im Hafen fand er die „Eleonore", das Missionsboot, schrecklich leck und mußte an ihr eine Woche lang flicken und reparieren, ehe er sich einschiffen konnte. Am 1. August kam er in Ukumbi an, und am folgenden Tage traf er am Ende des Smith-Sund auf der Missionsstation Msalala ein.

Sehr zutreffend beurteilt die Times vom 28. Oktober 1887 den kritischen Verlauf der Dinge, der mit Mackays Vertreibung endete: „Muanga ist in seiner Haltung offenbar eine Puppe gewesen, die von einem entschlosseneren Willen geleitet wurde, und hat Gewaltakte gut geheißen, die nicht in seiner Absicht lagen. Ein rücksichtsloser Araber hat seinen Argwohn, seine Furchtsamkeit und Unwissenheit ausgebeutet. Daß die Intrigue soweit geglückt ist, das ist bedauerlich, aber nicht überraschend. Daß die Mission auch diesen Sturm überwintert hat, bezeugt zugleich ihre Festigkeit und die Schranken des Einflusses ihrer Feinde an dem wilden Hofe."

Und doch ist Mackays Übersiedelung nach dem Südende des Sees — er hat Uganda nicht wieder gesehen — von einschneidender Bedeutung für die ganze Ugandamission. Fast von den ersten Anfängen an hatte diese Mission sich unter seinen Augen entwickelt. Vom November 1878 bis zum Juli 1887, 8 3/4 Jahre, hatte er mit kurzen Unterbrechungen in Uganda und für Uganda gelebt und gearbeitet. In ihm war gleichsam die Geschichte der Ugandamission verkörpert. Obwohl noch jung, bei seiner Abreise aus Uganda kaum 38 Jahre alt, hatte er einen so entschiedenen, ausgeprägten Charakter, eine solche Festigkeit seiner religiösen Überzeugung und so viel politische Klugheit in der Behandlung der Waganda, daß er unbestreitbar dieser Mission den Stempel seines Wesens aufgedrückt hat. Er war der einzige Missionar, welcher das Luganda mit Meisterschaft beherrschte und imstande war, der jungen Kirche eine wirklich gute Bibelübersetzung zu geben. Und am Hofe religiös so gleichgültiger Könige wie Mtesa und Muanga konnte als Bahnbrecher sich nur ein Mann von so vielseitigen technischen Fertigkeiten und solcher Erfindungsgabe wie Mackay behaupten. —

Inzwischen war das Missionsbistum von Ost-Centralafrika ein Jahr nach Hanningtons Ermordung unbesetzt geblieben, und es war Zeit, diese Lücke wieder auszufüllen. Die Direktoren der Kirchenmissions-Gesellschaft lenkten ihre Wahl auf einen indischen Missionar Namens Henry Perrott Parker.

Derselbe war nach Absolvierung seiner theologischen Studien sechs Jahre lang korrespondierender Sekretär der Kirchenmissions-Gesellschaft in Kalkutta gewesen und hatte sich in dieser verantwortlichen Stellung nicht nur eine vielseitige Geschäftserfahrung angeeignet, sondern sich auch durch den Verkehr mit Leuten der verschiedensten Lebensstellung und Anschauung vielseitig gebildet. Ein Missionar, der ihm dort zur Seite stand, erzählt von ihm: „Sehr, sehr oft sind wir zusammen niedergekniet und haben Gott für unser Werk angerufen, und was mir an ihm jetzt, wo ich zurückschaue, als der hervorstechendste Punkt erscheint, war sein ernster Gebetsgeist. Er unternahm nichts, auch nichts Kleines, ohne Gottes Führung und Segen zu suchen. Sein Temperament und Benehmen waren außerordentlich gewinnend und liebenswürdig, und sein Einfluß besonders mächtig unter den jungen Leuten. Persönlichen Rücksichten erlaubte er niemals einen Platz in seinen Plänen." Das war eine geeignete Persönlichkeit für den schwierigen und verantwortungsvollen Posten eines Missionsbischofs in Ostafrika. So erging an ihn der ehrenvolle Ruf, nach England zurückzukehren, um die bischöflichen Weihen zu empfangen. Er trennte sich ungern von seinem indischen Missionsfelde und ging nur unter der Bedingung, daß die Missionsgesellschaft sogleich einen andern Missionar an seiner Stelle hinsende.

Bischof Parker kam am 27. November 1886 auf seinem neuen Missionsgebiet in Freretown an; er besuchte Sansibar, stellte sich dem dortigen Sultan vor und beriet sich mit dem Bischof Smythies von der Universitätenmission. Dann visitierte er Rabai, Kisolutini, das Giriamaland, Taita und Dschagga. Nachdem er so einige Monate an der Küste zugebracht hatte, um sich mit den afrikanischen Verhältnissen bekannt zu machen, machte er sich im Juni 1887 mit Blackburn auf die weitere Reise nach dem Innern. Er reiste von Mombas aus direkt durch Usambára und Nguru nach Mamboia, wo er am 5. August ankam. Kein Weißer war vor ihm diesen Weg gezogen. Von Mamboia aus folgte er der großen Karawanenstraße über Mpwapwa, Ujui nach Msalala nach dem Südende

des Viktoria-Njansa, wo er Anfang November eintraf. Er hatte im Verlauf eines Jahres mehr als 220 geographische Meilen in Afrika zurückgelegt, selbst für einen Entdeckungsreisenden, noch mehr für einen Missionsbischof eine stattliche Leistung! Seine Reisen hingen mit umfassenden Plänen zusammen, welche die ganze ostafrikanische Mission der Kirchenmissionsgesellschaft umgestaltet hätten, wenn sie zur Ausführung gelangt wären. Das Ziel, welches dem Bischof vorschwebte, war folgendes: die drei Küstenstationen Mombas, Freretown und Rabai sollten die Operationsbasis, die Länder um den Viktoria-Njansa das Hauptarbeitsfeld seiner Mission werden. Die Verbindung zwischen dem See und der Küste sollte durch eine doppelte Stationenkette hergestellt werden, von denen die eine mit den Stationen Mpwapwa, Mamboia und Kisokue die ersten Glieder von Süden her nach dem See vorstreckte, die andere über Taita durch Massailand den Viktoriasee von Osten her zu erreichen bestimmt war. Den Schwerpunkt der ganzen Mission, gleichsam ihr Herz, sollte eine große Centralstation am Südufer des Viktoriasees bilden, welche mit festen Steinhäusern, großen Schulen, einem Lehrerseminar, ärztlicher und industrieller Mission ausgestattet werden und zugleich als Central-Lagerplatz für alle Missionsgüter dienen sollte. Von dieser Centralstation am See aus sollten in allen umliegenden Ländern, in Karagne, Uganda, Kavirondo, Usukúma u. s. w. kleinere Missionen mit einfacherer Einrichtung und nur mit dem notwendigsten ausgestattet, unterhalten werden, von welchen sich die Missionare immer wieder ohne große Verluste nach der Centralstation zurückziehen könnten, wenn ihre Lage zu sehr bedroht würde.

Um die geeignetste Lage für diese Centralstation, den künftigen Mittelpunkt dieser gesamten Mission, wie er sie sich dachte, zu suchen, machte sich der Bischof am 15. November mit Blackburn von Usambiro auf den Weg, um das Land im Süden des Speke-Golfes zu erforschen. Er glaubte in Nassa, einige Meilen östlich von Magu, dem Wohnorte des Arabers Said bin Saifs, des alten Freundes der Mission, gefunden zu haben, was er brauchte. Jedenfalls überzeugte er sich, daß er weiter nach

Osten und Norden nicht gehen dürfe; denn bis in diese Gegend hatten die Massai ihre Raubzüge ausgedehnt und die ehemals dicht bevölkerten und blühenden Gefilde in eine Einöde umgewandelt.

Von Nassa kehrte er nach Usambiro zurück, um dort mit der ganzen Schar der am See versammelten Missionare eine vierzehntägige Synode zu halten. Es waren außer dem Bischof die Missionare Mackay, Ashe, Blackburn, Walker, Hooper, Wise und Deekes, im ganzen acht, eine so stattliche Schar, wie nur einmal zuvor im Frühjahr 1879 am See versammelt gewesen war. Ihre Beratungen waren reich gesegnet; trotz aller anfänglichen Meinungsverschiedenheiten wurden alle wichtigen Beschlüsse einstimmig gefaßt.

Zu Anfang des nächsten Jahres 1888 wurde Nassa durch die Missionare Hooper und Deekes besetzt. Der Bischof blieb inzwischen in Usambiro, um mit Muanga in Verbindung zu treten und durch geduldige und sorgfältige Unterhandlung mit ihm eine Sicherheit für die Person und das Werk der Missionare in Uganda auszuwirken. Am 4. März wurde Blackburn sehr krank. „Wir wechselten uns ab", schreibt der Bischof, „und wachten bei Tag und Nacht an seinem Bette; wir flößten ihm Nahrung ein und gaben ihm die Heilmittel, welche ihm am zuträglichsten waren. Am Morgen des 12. schien es besser mit ihm zu gehen; aber in der folgenden Nacht trat ein plötzlicher Wechsel ein, und er verschied." Der Bischof war durch diesen Verlust schwer betroffen. Blackburn war zu der Zeit der einzige Missionar, der mit der Landessprache von Usukuma ein wenig vertraut war. Zudem war er jung verheiratet. Sein Weib war eben im Begriff, ihm an die Ufer des Viktoria-Njansa nachzufolgen; in der Zwischenzeit war ihm ein Kindlein geboren, nun eine Waise und seine Mutter eine Witwe! Blackburns Leiche wurde von 7 eingeborenen Christen zur Grabstätte getragen; es war das erste christliche Begräbnis in Usambiro. Das zweite sollte nur zu bald folgen.

Am Palmsonntag, den 25. März 1888 feierte die kleine Gesellschaft noch einmal zusammen das heilige Abendmahl. Am

Montag wollte Parker nach Nassa aufbrechen, um dort entstandene Schwierigkeiten zu schlichten und dann nach Hause zurückzukehren. Den ganzen Tag über war er gesund und frisch und beteiligte sich noch am Nachmittag thätig an dem für die christlichen Träger der Missions-Karawane veranstalteten Gottesdienst. In der Nacht vom Sonntag zum Montag wachte Mackay davon auf, daß er den Bischof nach seinem Diener rufen hörte. Er ging zu ihm und fand, daß er einen heftigen Anfall von kaltem Fieber hatte. Am nächsten Morgen lag der Bischof in hohem Fieber und phantasierte. Mackay, Ashe und Walker wachten abwechselnd an seinem Bette; aber abends um $^3/_4$10 Uhr an jenem 26. März starb er, gerade 14 Tage nach Blackburns Tode. Seine letzte Ruhestatt wurde sogleich fertig gemacht. „Es war eine rauhe, stürmische Nacht", schreibt Walker, „viel Gewitter und Regen; trotzdem arbeiteten die Leute fleißig an dem Grabe. Um halb 5 Uhr Morgens hörte der Sturm auf, und in der eingetretenen Stille feierten wir das Begräbnis. Als es gerade vorüber war, und wir in unser Haus zurückkehrten, wurde die Morgenröte mit einem Streifen von Purpur und Gold am Horizont sichtbar; wir nahmen es als eine Verheißung, daß so dunkel und finster auch unser Pfad vor uns lag, dennoch eine glänzende Zukunft für uns zu hoffen stand. Der Bischof liegt Seite an Seite mit seinem Freunde Blackburn; manche Meile sind sie miteinander gewandert, nun ruhen sie miteinander von ihrer Arbeit."

Es war gerade der Tag des Missions-Jahresfestes, als die Trauerkunde in London anlangte. Die große Exeter-Halle war von einem Ende bis zum andern gedrängt voll eifriger Missionsfreunde. Alles schien geeignet, diese Versammlung zu einer glänzenden, öffentlichen Kundgebung für die Heidenmission zu machen. Das Eingangslied wurde gesungen und ein Gebet gesprochen, ohne daß jemand eine Ahnung von dem hatte, was bevorstand. Da erhob sich der Sekretär der Kirchenmissionsgesellschaft Wigram und hielt ein Telegramm in der Hand. Atemlose Stille herrschte in dem ganzen, großen Saale; die Tausende schienen ihm das Wort von den Lippen nehmen zu

wollen. „Gott ruft seine Arbeiter ab," so fing Wigram an, „aber er setzt sein Werk fort. O mag er uns Gnade geben, uns in Demut unter seinen Willen zu beugen und die schwere Lektion zu lernen, uns ganz auf ihn zu verlassen! Ich halte in meiner Hand ein Telegramm, welches heute nachmittag aus Sansibar im Missionshause angekommen ist. Es lautet: „Blackburn tot, krank zehn Tage. Bischof Parker tot, zehn Tage später."

Es war, wie wenn aus heiterem Himmel ein Blitz niedergezuckt und die ganze Versammlung elektrisiert hätte. Das Programm des Abends war über den Haufen geworfen, alle Aufmerksamkeit unter Gebet und Flehen nach Ostafrika gelenkt. Der Berichterstatter führte aus: „Das Komitee traute dem Bischof Parker so gänzlich, daß uns vielleicht der Herr lehren will, wir sollen uns auch auf die heiligsten und weisesten Werkzeuge, die er giebt, nicht verlassen, sondern allein auf ihn. Jede Einzelheit in Verbindung mit der Arbeit auf diesem schwierigen Felde wurde mit voller Zuversicht der Entscheidung des Bischofs an Ort und Stelle übergeben." In tiefer Traurigkeit, aber mit dem festen Entschluß, die Ugandamission fortzusetzen ging die Missionsversammlung auseinander.

Wir kehren zu Mackay zurück. Als er zu Anfang August aus Uganda vertrieben, in Msalala anlangte, hoffte er bald nach seinem geliebten Arbeitsfelde zurückkehren zu dürfen. Diese Erwartung sollte sich nicht bestätigen; aber es waren ihm im Süden des Sees noch $2\frac{1}{2}$ Jahre voller Arbeit beschieden. Er zog nicht nach Msalala, wo damals nur der Handwerkermissionar Wise stationiert war, sondern schlug sein Zelt einige Stunden nördlich von Msalala im Gebiet des Häuptlings Makólo, seines alten Freundes, auf. Da gabs freilich sehr viel weiße Ameisen bei Tage und Myriaden von Moskitos bei Nacht. Aber er war da am Smith-Sund, der südlichsten Einbuchtung des Viktoriasees; es war Bauholz in nicht zu großer Entfernung, und er durfte sich auf Makólos Freundschaft ver-

lassen. Eine dauernde Niederlassung, eine Station bei Makólo zu gründen hatte er zunächst nicht beabsichtigt; aber die Verhältnisse drängten ihn wider Willen dazu. Der junge Häuptling von Msalala war ein habsüchtiger und treuloser Tyrann, und als Wise vier Wochen nach Mackays Ankunft schwer erkrankte, stellte er so unverschämte Forderungen und benahm sich so rücksichtslos, daß Mackay nach Msalala hinüberreiste, alle Sachen zusammenpackte, das bewegliche Vermögen nach seinem Zeltlager bei Makólo beförderte und Msalala als Station aufhob. Das ging um so schneller, da in Msalala noch kein Getaufter vorhanden war, und die Leute noch kaum eine Spur von Verlangen nach Gottes Wort gezeigt hatten. Leicht wurde Mackay dieser Entschluß darum doch nicht; denn da eine andere Station als Stützpunkt der Ugandamission im Süden des Viktoriasees an die Stelle von Msalala treten mußte, hatte er die Verpflichtung, an Stelle der verlassenen Stationsgebäude „bei Makólo", oder wie die Station gewöhnlich genannt wird, in „Usambiro" neue Gebäude zu errichten. So waren für ihn die nächsten Monate mit Bauarbeit angefüllt; auf einigen Morgen Land wurde das Gestrüpp ausgerodet, das Gehöft mit Rohrgehegen umgeben, Stallungen und Maschinenschuppen errichtet u. dgl. mehr.

Wie schön sich binnen zwei Jahren diese neue Station Usambiro unter Mackays Pflege äußerlich entwickelt hatte, erfahren wir aus Stanleys anschaulicher Schilderung. Er erzählt: „Die englische Missionsstation kam in Sicht. Sie lag in der Mitte einer so gut wie grauen Wüste, welche sich, bedeckt mit seltsamen Haufen großer Felsstücke oder riesiger Steinblöcke, bis zur Höhe eines mäßigen Hügels grotesk übereinander geschichtet, zu einem dicht mit Papyrus bewachsenen Marschlande hinzog. Darüber glänzte ein heller Wasserstreifen hervor, eine Bucht des Viktoria-Njansa. — Wir traten in eine aus hohen Pfählen bestehende Umfriedigung, welche die Station rings umgab. Hier fanden wir die Spuren von beständiger, unablässiger Geduldsarbeit unter dieser heißen Sonne. Im Hofe stand eine große, solide Werkstatt, mit Maschinen und Handwerksgerät angefüllt.

Die Schmiede arbeiteten gerade am Kessel eines Dampfschiffes, draußen lag ein großes Kanoe zur Ausbesserung; Sägegruben und harte Holzstämme waren vorhanden, dazu große Haufen von Zaunpfählen; im äußeren Hofe waren Kühe und Ziegen eingepfercht, Scharen von Hühnern pickten winzig kleine Körner auf, und aus dem europäisierten Teile der Station liefen große und kleine Jungen heraus, die alle außerordentlich aufgeweckt und vergnügt aussahen; gesetzte Arbeiter traten heran, um uns mit abgezogenem Hut „Guten Morgen" zu wünschen. — Ich wurde in ein aus Lehm erbautes Zimmer geführt; die Wände waren zwei Fuß dick, glatt abgerieben und mit Missionsbildern und Plakaten geschmückt. Vier verschiedene Büchergestelle waren mit den besten, nützlichsten Büchern angefüllt. Während ich seit dreißig Monaten zum erstenmal wieder wirklichen Kaffee trank und hausgebackenes Brot und Butter dazu aß, verstand ich vollkommen Mackays Freude an Büchern." Die Schilderung Stanleys macht einen so anheimelnden, lebensvollen Eindruck, daß man fast vergißt, daß dieses Gehöft zwei Jahre zuvor noch eine verlassene Wüste gewesen, und daß dieser Kulturmittelpunkt mitten in Afrika das Werk eines einzigen Mannes, Mackays, war.

Und doch war die Erbauung und Einrichtung dieser Station Usambiro keineswegs sein einziges Werk in diesen Jahren. Ihm selbst lag noch mehr der Bau eines kleinen Dampfers am Herzen, welcher „James Hannington" heißen und die ausgediente, altersschwache „Eleonore" ersetzen sollte. Die einzelnen Teile der Dampfmaschine, des Kessels und der Schornsteine waren bei der ersten Expedition im Jahre 1877 von Lieutenant Smith mit an den See gebracht. Nun hatten diese Eisenteile mehr als zehn Jahre in Kagei, in Uganda oder in Msalala gelagert und waren durch Rost fast unbrauchbar geworden. Mackay hatte schon seit Jahren den Wunsch gehabt, diese Dampfmaschine zusammenzusetzen und für sie ein größeres Schiff zu bauen, um eine regelmäßige Dampferverbindung über den See herzustellen. Jetzt, am Abend seines Lebens, ging er daran, diesen lange gehegten Plan auszuführen. Es sollte das Meisterstück seiner vielbewährten Ingenieurkunst sein. Geeignetes

Bauholz wuchs fünf Meilen von Usambiro entfernt, und Mackay verweilte mit seinen Eingeborenen wochenlang in diesem Wäldchen, um Bäume zu fällen, zurechtzusägen und für den Transport zuzurichten. Da die Stämme zum Tragen und Ziehen zu schwer waren, konstruierte er eigens zu diesem Zweck einen vierrädrigen Wagen, den ersten seinesgleichen in diesen Regionen. Am meisten Mühe machte ihm die Zusammensetzung des Dampfkessels; einzelne Platten waren abhanden gekommen und mußten durch neue ersetzt werden; andere waren so spröde und brücklich geworden, daß sie sprangen, wenn man mit dem Hammer darauf schlug. Mackay hoffte zwar, daß ihm ein Ingenieur zu Hülfe hinaus gesandt werde, da er wohl fühlte, daß der Bau eines Dampfschiffes auch die ausdauerndste Arbeitskraft eines einzelnen Menschen überstieg. Aber der ihm zugedachte Gehilfe wurde durch die Kriegswirren des Buschiri-Aufstandes an der Küste festgehalten und kam niemals nach Usambiro.

Auch an eigentlicher Missionsarbeit fehlte es Mackay in Usambiro nicht ganz. Er hatte angefangen, das Evangelium St. Johannis in das Luganda zu übersetzen, und so viel ihm die andern Arbeiten Zeit ließen, studierte und revidierte er an dieser Übersetzung. Außerdem hatten sich 25 Waganda-Christen, die aus ihrem Vaterlande geflohen waren, bei ihm niedergelassen. Sie arbeiteten unter seiner Anleitung in der Wirtschaft und Werkstatt und verdienten sich dadurch ihren Lebensunterhalt. In den freien Stunden aber und besonders an den Feierabenden versammelte sie Mackay um sich, um sie im Lesen und Schreiben zu fördern, vor allem aber sie tiefer in die heilige Schrift einzuführen. Sein sehnlicher Wunsch war, etliche von ihnen zu Evangelisten und Predigern für ihre Landsleute auszubilden.

In der Regel stand Mackay in Usambiro allein, nur zeitweise verweilten die andern am Viktoriasee angestellten Missionare der Kirchenmissionsgesellschaft, Wise, Gordon, Walker, Hooper und Deekes bei ihm und halfen ihm bei seinen anstrengenden Arbeiten. Eine besondere Erfrischung war es für Mackay, vom 28. August bis 17. September 1889 den Rei-

senden Stanley und seine ganze Expedition bei sich zu Gaste zu haben; sie kamen aus der Äquatorialprovinz und führten Emin Pascha und einen Teil seiner früheren Unterthanen mit sich. Mackay hatte einige Ladungen Güter für Stanley in Verwahrung und that auch darüber hinaus alles, was irgend in seinen Kräften stand, um die Europäer, die in recht heruntergekommenem Zustand in Usambiro anlangten, wieder mit allem Nötigen, besonders mit gesunder Kost und guten Kleidern zu versehen. Was Stanley auf der Station sah, und in erster Linie die Persönlichkeit Mackays selbst, machte auf ihn einen tiefen Eindruck; und das fast unbeschränkte Lob, welches dieser berühmte Reisende dem einsamen und doch so thätigen und erfolgreichen Missionar spendete, hat nicht wenig dazu beigetragen, das englische Volk auf die stille Größe Mackays aufmerksam zu machen.

Stanley hatte Mackay aufgefordert, ihn nach der Küste zu begleiten, da seine Gesundheit vom Fieber untergraben war. Auch die Kirchenmissionsgesellschaft legte es ihm nahe, zu einem längeren Urlaub nach England zurückzukehren. Aber Mackay weigerte sich in edelmütiger Selbstverleugnung: „Wie können Sie mir schreiben: ‚Komm heim'!" erwiderte er dem Missionssekretär: „Bei diesem schrecklichen Arbeitermangel darf keiner seinen Platz verlassen. Schicken Sie mir zuerst 20 Männer, dann komme ich vielleicht und helfe Ihnen die zweiten zwanzig suchen." Als er diese Worte am 2. Januar 1890 schrieb, ahnte er nicht, wie nahe die Zeit seines Abscheidens sei. Er hatte Vorbereitungen getroffen, daß sein Gehilfe Deekes zu seiner Erholung an die Küste reisen sollte. Aber, erzählt Deekes, „an dem Morgen, an welchem ich abreisen sollte, waren unsere Leute früh zu mir gekommen, und ich half ihnen eifrig beim Einpacken, so daß wir bei Sonnenaufgang fertig waren. Nun suchte ich Mackay und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß er sein Zimmer noch nicht verlassen hatte. Sofort ging ich zu ihm und fand ihn zu meinem Leidwesen in hohem Fieber. Ich entschloß mich sogleich noch einige Tage hier zu bleiben und schickte die Leute weg. Fünf Tage später wurde der Kranke

von uns genommen. Alle seine Mitmissionare haben ihn sehr lieb gehabt. Die Baganda, für deren Wohl er sein Leben opferte, hingen mit schwärmerischer Liebe an ihm.“ Mackay starb am 8. Februar 1890.

Man muß die ganze Geschichte der Ugandamission lesen, um die Bedeutung Mackays recht zu schätzen. Von allen den begeisterten Urteilen, welche nach seinem Tode in den angesehensten englischen Blättern erschienen, ist vielleicht das treffendste das des Sekretärs der englischen Kirchenmissionsgesellschaft Eugen Stock (Alex. Mackay S. 419 f.): „Der Mann, welcher heute mit Mohammedanern brennende, theologische Streitfragen ausfechten muß und predigt, daß Christus der Sohn Gottes ist, — und morgen sich damit zufrieden giebt, stundenlang Knaben lesen zu lehren und ihnen einfache Bibelsprüche zu erklären — und am dritten Tage geduldig die Worte des Lebens in eine Sprache übersetzt, welche keine Grammatik und kein Wörterbuch hat, — solch ein Mann ist kein gewöhnlicher Missionar, der nur industrielle und civilisierende Zwecke verfolgt. Und doch that Mackay gleichzeitig auch das in hohem Grade, und das können nicht alle Missionare.“

IX. Die Revolution.

Die verfolgten Christen in Uganda blieben, als Mackay sie notgedrungen im Juli 1887 verließ, nicht lange allein. Das Boot, welches Mackay nach dem Süden des Sees führte, kehrte wenige Wochen danach mit dem Missionar Gordon zurück; er erreichte Uganda am 18. August 1887. Er begab sich sogleich nach der Station der französischen Priester, wo man ihm einige Erfrischungen vorsetzte und ihm die Schlüssel des evangelischen Missionshauses überreichte. Ein paar Tage später wurde er von dem Gesandten, der ihn unterwegs begleitet hatte, dem König vorgestellt. Muanga hatte inzwischen weder seine Stellung zu den Missionaren noch zu ihrer Arbeit geändert. Er wünschte einen weißen Mann an seinem Hofe zu haben, hauptsächlich als Geisel für den Fall, daß die Engländer irgend welche kriegerischen Pläne gegen ihn hätten; denn er lebte wegen der Ermordung des Bischofs Hannington in steter Unruhe. Der Befehl, welcher den Unterthanen verbot, das Missionshaus zu betreten, war noch nicht aufgehoben. Nichtsdestoweniger begannen sich alsbald Getaufte und Katechumenen an den Sonntagen auf der Station zur Belehrung einzustellen. Die meisten Glieder des Gemeindekirchenrats waren noch im Versteck. Auf Samueli und Mika Sematimba lauerte der König so gierig, „wie ein Löwe auf seine Beute wacht und wartet". Ersterem gelang es, sich wenigstens brieflich mit dem neuen Missionar in Verbindung zu setzen. Zwei andere Kirchenälteste, Sem und Paulo, wagten es, dem neuen Lehrer einen Besuch zu machen; Paulo brachte als Geschenk einen fetten Ochsen von dem jungen christlichen Admiral Gabunga als Willkommensgruß mit. Die Kirchenältesten Henry Wright Duta und Sacharja Kizito brachten sogar trotz des über sie ausgesprochenen Todes-

urteils einige Zeit im Missionshaus zu. Ersterer war Gordon besonders hülfreich, um die Landessprache zu erlernen; und beide Waganda predigten abwechselnd bei den Sonntagsgottesdiensten. Sie wurden jedoch beim König angezeigt, und es wurde notwendig, daß sie nach ihrem Versteck zurückkehrten. So hatte der junge Missionar Gordon von Anfang an eine äußerst schwierige und bedrohte Stellung im Lande, und es war sehr schwer für ihn, sich unter solchen Umständen in die Missionsarbeit einzuleben.

In den ersten Wochen des Jahres 1888 langten zwei wichtige Briefe von dem Bischof Parker aus Usambiro an. Der eine war für Muanga. Parker teilte ihm mit, daß niemand zweifle, daß er den Bischof Hannington ermordet habe; als Christen wollten sie jedoch keine Rache an ihm nehmen; es werde ihn auch kein englisches Kriegsheer zur Rechenschaft ziehen. Für solche Nachsicht verlangten aber die christlichen Lehrer, von ihm als seine Freunde angesehen zu werden und forderten für alle seine Unterthanen die Freiheit, eine Religion nach ihren eigenen Wünschen anzunehmen. Ob dieser Brief politisch klug abgefaßt war und von Gordon geschickt verwertet wurde, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls war Muanga wütend darüber, daß seine Ermordung Hamningtons als eine allgemein anerkannte Thatsache hingestellt wurde. Er befahl, daß glühende Kohlen auf den Brief gestreut würden, um seinen Zorn und Abscheu zu erkennen zu geben. Gordon war mehrere Tage in sehr großer Gefahr und mußte sein Leben in Gottes Hand befehlen. Noch dazu kamen gerade damals wieder arabische Briefe von der Küste, welche das unaufhaltsame Vordringen der Weißen von Osten her schilderten und berichteten, daß durch ein Abkommen zwischen den Deutschen und Engländern Uganda den Engländern, den Landsleuten der evangelischen Missionare, überlassen sei, um es zu „essen", d. h. zu erobern. Aber Muanga beruhigte sich wieder; er ließ Gordon sagen, er habe den Brief noch einmal gründlich überlegt; er habe ihn zuerst nicht recht verstanden. Eine geschriebene Antwort ließ er dem Bischof nicht zugehen. Ein Gesandter hatte

die mündliche Botschaft zu überbringen, Gordon werde als Geisel in Uganda festgehalten, und die Ankunft eines weitern evangelischen Missionars sei erlaubt.

Von günstigerem Erfolg war das zweite Schreiben des Bischofs an die Christen von Uganda; es waren herzliche Worte des Trostes und der Vermahnung, treu zu bleiben in ihrer Berufung. Sie fanden einen dankbaren Wiederhall bei den eingebornen Christen; wieder und wieder wurde der Brief in den Gottesdiensten vorgelesen, und mehrere angesehene Christen ließen sich Abschriften davon geben, um dieselben in ihren Kreisen weiter zu verbreiten.

Immerhin war die Lage Gordons in Uganda so gefährlich, daß die im Süden des Sees versammelten Missionsgeschwister es für notwendig erachteten, daß ihm ein Gehülfe zur Seite gegeben werde. Missionar Walker, „Bwana Orka", wie ihn die Eingebornen nannten, war ausdrücklich von Muanga eingeladen, und er hatte die Freudigkeit, in die Höhle des Löwen zu gehen. Er reiste im April 1888 über den See und kam ohne Unfall in Uganda an. Da er unterwegs viel vom Fieber gelitten hatte, wartete er acht Tage, ehe er sich am Hofe vorstellte. Einige Getaufte hörten von dieser Verzögerung und machten sich deswegen große Sorge; es schwirrten wieder einmal allerlei aufregende Gerüchte durch die Luft. Aber was ihnen auch zu Grunde gelegen haben mag, sie wurden in diesem Fall durch die Thatsachen glänzend widerlegt. Muanga ließ dem Missionar Walker einen so großartigen Empfang zu teil werden, wie keinem Reisenden und Missionar seit der Ankunft des Lieutenants Smiths und Wilsons. An 1000 Soldaten bildeten auf dem Wege und in den Vorhöfen Spalier; der König hatte alle seine Großen im Staatskleid um sich versammelt. Alle, sogar der König, erhoben sich und gingen den beiden Engländern entgegen, als sie die Audienzhalle betraten. Als der Galaempfang vorüber war, geleiteten weiß gekleidete Soldaten die Missionare zum Missionsgehöft zurück. Die Araber waren überrascht und wenig erbaut von diesen ausgesuchten, den Weißen erzeigten Ehren und meinten, diese

müßten wieder einmal hoch in des Königs Gunst stehen. Und die Engländer wußten selbst nicht recht, wie ihnen geschah. Wollte der König sein früheres grausames und rücksichtsloses Benehmen gegen sie wieder gut machen? Oder wünschte er Gordon und Walker einen imponierenden Eindruck von seiner Größe beizubringen? Oder wollte er, wie man sich im Volk erzählte, sie einschüchtern, daß sie nicht auf Gegenstände zurückkamen, die dem König peinlich waren? Jedenfalls kam den Missionaren diese augenblickliche Gunst zu gute. Weil der König freundlich und ehrerbietig gegen sie war, so waren es die andern auch; jedermann, auch die Häuptlinge und die Araber, kamen ihnen mit Liebenswürdigkeit entgegen. Ihr Werk ging eine Weile ruhig fort; sie wurden als Lehrer nicht anerkannt, aber doch geduldet; und von Tag zu Tag wuchs die Kirche von Uganda in der Schriftkenntnis und zog andere in den Kreis ihres Einflusses.

Muanga saß nun vier Jahre auf dem Throne; er mochte inzwischen dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre alt geworden sein. Anstatt aber in seinem Königtum stärker und gesicherter zu werden, fiel er mehr und mehr in Ungunst bei seinen Unterthanen. Thaten von Grausamkeit und Raubgier, welche durch keinerlei wohlwollende Maßnahmen im Interesse seiner Unterthanen aufgewogen wurden, entfremdeten ihm die Herzen der Waganda. Besonders erbitterte sie seine Rücksichtslosigkeit in der Eintreibung der Steuern. Es war seine Gewohnheit, in jedem Monat einen Teil seines Gebietes zu durchstreifen; dabei wurde die Gegend, durch die er kam, ihrer Ziegen, Rinder, Hühner und Feldfrüchte beraubt, und wo irgend eine weibliche Schöne sein Wohlgefallen erregte, wurde sie ohne weiteres konfisziert und in seinen Harem gesteckt. Besonders verhaßt machte er sich einer an Einfluß und Ansehen stetig wachsenden Reformpartei im Lande, den „Lesern". Wie nämlich die evangelischen und katholischen Missionare ihre Schüler um sich sammelten, so scharten auch die sklavenhändlerischen Araber

gelehrige Schüler um den Koran und bildeten einen mohammedanischen Anhang.[1]) Muanga aber that zu seinem eigenen Verderben alles, um sich diese „Leser" zu entfremden. Er haßte die Christen, weil sie sich weigerten, am Sonntag für ihn zu arbeiten; und er verabscheute die Mohammedaner, weil sie das von seinen heidnischen Dienern geschlachtete Fleisch nicht essen wollten. Er sah mit steigendem Ingrimm, wie trotz aller Verfolgungen die Zahl der Christen von Monat zu Monat wuchs. Schließlich entwarf er einen Plan, wodurch er die angesehenen Führer aller drei Religionsparteien mit einmal los zu werden hoffte.

Muangas Leibwache hatte drei Abteilungen; die erste bestand aus Günstlingen, nichtsnutzigen und hochmütigen Pagen, welche sich der König aus den Heiden ausgewählt hatte; diese waren des Königs unmittelbare und ständige Umgebung und zu nichts anderm als den Zerstreuungen des Hoflebens brauchbar. Die beiden andern Abteilungen aber bildeten den Kern des Heeres, sie waren vorzüglich bewaffnet und eingeübt und pflegten den König auf allen seinen Reisen und Ausflügen zu be-

[1]) Wie weit damals (im Jahr 1888) schon ein bewußter Zusammenhang zwischen den Mitgliedern jeder religiösen Gemeinschaft oder auch zwischen den verschiedenen Sekten vorhanden war, entzieht sich unsrer Beobachtung. Von den beiden einzigen damals im Lande befindlichen evangelischen Missionaren verstand der eine die Landessprache gar nicht, der andere nur sehr unvollkommen. Sie waren deshalb über die Strömungen im Volke und am Hofe nur ungenau unterrichtet. In früheren Jahren war nie von einer oder mehreren Reformparteien die Rede. Es ist auch schwerlich anzunehmen, daß irgend jemand in Uganda damals ein Programm von Reformen sollte in Vorschlag gebracht haben, — so weit waren auch die fortgeschrittensten Waganda noch nicht. Sondern es verhielt sich wohl so, daß sich die Mehrzahl der mit dem Regiment Muangas Unzufriedenen unter den Anhängern der verschiedenen Religionslehrer befanden, und daß einer der vornehmsten Gründe ihrer Unzufriedenheit die religiöse Intoleranz des Königs war. Bei sorgfältiger Erwägung der in schnellem Wechsel sich abspielenden Ereignisse erscheint es uns als das wahrscheinlichste, daß die Mohammedaner bei der Rebellion die treibende Kraft waren, und daß sich die Angehörigen der beiden christlichen Kirchen von ihnen übertölpeln ließen.

gleiten. Sie setzten sich fast ausnahmslos aus „Lesern", d. h. Christen und Mohammedanern, zusammen, und ihre beiden Offiziere waren der eine ein evangelischer, der andere ein katholischer Christ. Nun kommandierte der König seine ganze Leibwache nach dem Hafen Munjonjo unter dem Vorwand, er wolle eine Segelpartie nach den Sesse-Inseln unternehmen. Er sann aber Verrat, er wollte die beiden „Leser"-Abteilungen seiner Leibwache verderben. Am Ufer befahl er denselben, nach einer weit im See gelegenen Insel zu fahren und dieselbe zu plündern. Seine heidnische Leibwache hatte aber geheimen Befehl, wenn sich die „Leser" über die Insel zerstreut hätten, die Boote wegzunehmen und so die „Leser" auf der Insel dem Hungertode preiszugeben; denn es gab dort nichts zu plündern. Gegen seine Erwartung weigerten sich indessen die „Leser" argwöhnisch, die Boote zu besteigen, da sie nicht gewohnt seien, ohne den König in See zu stechen. Und Muanga verriet seine bösen Absichten, indem er sogleich in höchster Erregung den Hafen verließ und nach der Hauptstadt zurückeilte.

Nun hielten die „Leser" miteinander Rat, wie sie mit ihrem treulosen Herrn verfahren sollten. Die Christen wollten zuerst nicht zu seiner Absetzung die Hand bieten, sie gaben jedoch dem Drängen der Mohammedaner nach. Die Stunde der Vergeltung war für den Tyrannen gekommen. Von zwei Seiten rückten die Aufrührer gegen die Hauptstadt vor, die Mohammedaner hatten den neuen König Kiwiwa, den ältesten Sohn Mtesas, in ihrer Mitte. Muanga wagte keinen Widerstand; er nahm seine Frauen und Pagen mit sich und floh nach dem nächstgelegenen Hafen an der Murchison-Bai. Die Empörer ließen ihn ruhig ziehen, sie straften ihn mit Verachtung. Er fand am See fünf Boote, darein schiffte er sich und seine Leute ein. Aber unterwegs kamen vier von den Booten abhanden; ein Fischer von den Sesse-Inseln erbarmte sich des gefallenen Königs und geleitete sein Boot unter vielen Gefahren nach Magu am Südufer des Sees. Mit sechs Frauen und dreißig Pagen als Gefolge langte Muanga dort bei den Arabern an. Mackay schickte von Usambiro sofort einen Brief an

ihn und forderte ihn auf, zu ihm auf die evangelische Missionsstation zu kommen, und Muanga hatte große Lust, sich von den englischen Missionaren nach der Küste und nach England geleiten zu lassen; hatte er doch gehört, daß auch der Kaiser Napoleon (III.), nachdem er von den Deutschen besiegt worden war, ein Asyl in England gefunden habe. (!) Aber die Araber von Magu ließen ihn nicht fort, sondern hielten ihn wie einen Gefangenen fest.

Inzwischen war in Mengo die Revolution ohne Schwertstreich geglückt. Der neue König war freilich auch nur ein Heide und hatte sich bis dahin in keiner Weise ausgezeichnet; um so mehr hoffte jedermann von ihm alles Gute. Der alte Katikiro, von jeher ein Widersacher der Christen, floh in den heiligen Bereich von Mtesas Grab, und man ließ ihn dort unbehelligt. Die andern großen, alten Häuptlinge wurden abgesetzt; die Sieger teilten die hohen Staatsämter unter sich; die Christen, welche am thätigsten bei der Revolution gewesen waren, nahmen den Löwenanteil für sich in Anspruch. Ein römischer Christ, Njonji Entono, wurde Katikiro; ein Protestant, Kagwa Apollo, Mukwenda; zwei andere wichtige Stellen wurden dem Führer der Mohammedaner Mudschasi und einem andern Koranleser übertragen. Lehr- und Bekenntnisfreiheit wurden proklamiert, Handelsfreiheit gewährleistet, milde Gesetze erlassen und Friede mit Unioro geschlossen. In Uganda herrschte eitel Freude und Wonne.

Scharen von Christen und Katechumenen tauchten nun aus ihren Verstecken auf und drängten sich um die Missionsstation. „Eine Zeit lang," schreibt Gordon, „kamen die Baganda nach der Station wie Bienenschwärme; vom Morgengrauen bis zum Abenddunkel drängten sie sich zu den beiden Seiten des Hauses und in einigen Zimmern." Abc-Blätter, gedruckte Hefte, Gebetbücher, Episteln, Evangelien und Neue Testamente in Suaheli wurden viel begehrt, und die Sonntagsversammlungen zählten bis zu 300 Andächtigen. Diese wenigen Wochen voll Sonnenglanz und Hoffnungsfreude waren ein rechter Beweis, welcher Entwicklung die Sache der Christen

in Uganda fähig war, wenn ihr nichts hindernd im Wege stand.

Aber dieser glückliche Zustand sollte nicht von Dauer sein. Die sklavenhändlerischen Araber hatten sich bei der ersten Revolution vorsichtig zurückgehalten, um im Fall des Mißlingens nicht bloßgestellt zu werden. Nun überzeugten sie sich aber, daß bei dieser Entwicklung der Dinge die Christen immer mehr zur Herrschaft kommen und der Islam zurückgedrängt werden würde. Der neue König Kiwiwa war nur ein willenloses Werkzeug in den Händen der Parteien; es wurde ihm von den Arabern vorgeredet, die Christen wollten ihn absetzen, um nach englischer Sitte eine Frau zur Königin zu machen. Die eingebornen Mohammedaner aber, der einheimische Anhang der Araber, wurden durch die Einflüsterung aufgereizt, es sei ihrer unwürdig, daß die wichtigsten Staatsämter in den Händen der Unbeschnittenen seien. So in aller Heimlichkeit wurde gegen die Christen ein Anschlag geplant und mit überraschender Schnelligkeit ausgeführt. Als am 12. Oktober 1888, nur vier Wochen nach der ersten Revolution, die christlichen Häuptlinge die Baraza des Königs Kiwiwa verließen, wurden sie im Vorhof von einem heftigen Gewehrfeuer empfangen; einer der ersten Schüsse streckte den jungen evangelischen Admiral zu Boden. Aber der Katikiro und der Mukwenda, die eigentlichen Führer der Christen, auf die es am meisten abgesehen war, entkamen dem Blutbad. Die Christen waren vollständig überrumpelt; an Widerstand ihrerseits war nicht zu denken. So scharten sie sich, etwa 300 an der Zahl, um den Katikiro und den Mukwenda und flohen mit ihnen über die Grenze zu Ntari, dem König von Ankoli am Ostufer des Albert-Eduard-Sees. Land und Ämter ließen sie in den Händen der Mohammedaner, die sogleich eine Neueinteilung des Raubes nach ihrem Geschmack vornahmen.

Die Mohammedaner beschlossen mit dem ihnen eigentümlichen Fanatismus, das Christentum in Uganda mit Stumpf und Stil auszurotten. Ihr Zorn wandte sich zunächst gegen die Missionare. Noch am Abend des verhängnisvollen Tages langte bei Gordon und Walker ein Bote von ihnen an, der sie nach dem

königlichen Palast rief. Sie waren gerade beschäftigt, die Wunden einiger Christen zu verbinden und nahmen sich deshalb nicht Zeit, Vorräte zusammen zu packen. In dem Königshofe angekommen, fanden sie schon den gerade zur Visitation anwesenden Bischof Livinhac und die beiden katholischen Missionare vor; eine elende Hütte voller Läuse, Ratten und Soldaten wurde ihnen angewiesen und ihnen zugleich mitgeteilt, daß sie in diesem Gefängnis zu bleiben hätten, bis sie gewaltsam aus dem Lande weggeschafft würden. Die gemeinsamen Leiden überbrückten in dieser Gefangenschaft die Kluft zwischen den beiden Konfessionen. Die Franzosen waren so vorsichtig gewesen, einige Decken und einen kleinen Vorrat von Lebensmitteln mitzunehmen; sie teilten dies alles großmütig mit den englischen Missionaren. Trotzdem war die Gefangenschaft für sie alle eine elende Zeit.

Nach fünf Tagen wurden Gordon und Walker im Gefolge des neuen, mohammedanischen Katikiro noch einmal nach ihrem Missionsgehöft geführt unter dem Vorwand, sie sollten sich die nötigsten Lebensbedürfnisse für die Reise über den Viktoria-See aussuchen. In Wirklichkeit kam es dem edlen Herrn darauf an, sich einen möglichst großen Teil der Beute zu sichern, ehe die englische Missionsstation geplündert werde. Eine gierige, beutehungrige Volksmenge folgte ihrem Zuge. Der Katikiro ließ sich von den Missionaren in die Vorratsräume des oberen Stockwerkes im Missionshause geleiten, eignete sich dort das ganze vorhandene Muschelgeld, die Zeugballen und, was ihm sonst gefiel, an, machte vor den Augen der Missionare daraus große Pakete und ließ sie wegtragen. Gordon schätzt allein seinen Raub auf tausend Mark. Während die großen Diebe oben stahlen, brach das wilde Volk in die untern Räume des Hauses ein, die Thüren wurden eingestoßen, die Fenster zerbrochen, und ohne Widerstand ergoß sich die gierige Menge durch alle Zimmer. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde weggetragen. Die Konservenbüchsen wurden zum Fenster hinausgeworfen und zertreten; die Medizinflaschen zerbrochen und ihr Inhalt verschüttet; von den Büchern

die Deckel abgerissen und die Blätter auf der Straße umhergestreut.

Den Missionaren blutete das Herz, als sie diesen Greuel der Verwüstung sahen, ohne irgend etwas von ihrer kostbaren Habe retten zu können. Sie hielten es für das Beste, davonzugehen, aber wohin? Die französischen Priester durften diese Nacht in ihrem Heim schlafen; aber die englischen Missionare hatten kein Heim mehr; durch die Plünderung und Verwüstung war ihr ganzes Gehöft öde und unwohnlich geworden. Sie steckten einige Bücher in die Tasche, wickelten eine Decke und etliche Eßwaren in ihre Matten und verließen ihr Haus unter strömendem Regen. In einer nahen Hütte fanden sie keine Gastfreundschaft; im Gegenteil wurden ihnen noch ihre Decken, der Proviant und sogar Walkers Hut gestohlen. So ließen sie sich nach ihrem Gefängnis zurückgeleiten und brachten dort noch eine letzte Nacht zu. Am nächsten Tage machten sich alle Missionare, die evangelischen und die katholischen, samt ihrem kleinen Hausstande auf den Weg nach dem Ntebbe-Hafen, wo das Missionsboot Eleonore vor Anker lag. Aber das Rauben hatte noch kein Ende; der katholische Missionar Lourdel mußte noch mehrere Ballen Zeug hergeben; Walkers Bündel wurde geöffnet, und die „nichtswürdigen Mohammedaner" stahlen ihm sein Hemd und seine Strümpfe, rissen von seinem Neuen Testamente und Gebetbuch die Deckel ab und warfen die Bücher ins Wasser; ja der „Offizier", welcher sie im Namen des Königs begleitete, verlangte Walkers Rock und schließlich auch seine Beinkleider, und er mußte beides ausziehen und hergeben!

Die Missionare begaben sich an Bord; hinter ihnen her rief die Stimme des Offiziers; er bot ihnen den Abschiedsgruß des mohammedanischen Uganda: „Laßt keinen weißen Mann in zwei Jahren nach Uganda kommen! Wir wollen Mackays Boot für lange Zeit nicht wieder in Ugandas Gewässern sehen! Wir wollen keinen weißen Lehrer wieder in Uganda sehen, bis wir das ganze Uganda zum mohammedanischen Glauben bekehrt haben." Und als ob der Lubari des Njansa sich mit

den Mohammedanern verbündet hätte, um die Missionare zu verderben: es fehlte nicht viel, so wären sie alle in den Fluten des Sees umgekommen.

Nach einer Fahrt von etlichen Stunden landeten sie an einer kleinen Insel der Sesseguppe, um sich ein Mahl zu kochen. Als sie gegen Abend wieder unter Segel gingen, zeigten ein paar Flußpferde ihre breiten Häupter. Der Kapitän suchte zwischen ihnen hindurch zu steuern; aber plötzlich gab es einen Stoß: eines der Untiere hatte das nur noch wenig seetüchtige Fahrzeug so unsanft berührt, daß zwei Löcher an der Backbordseite entstanden, durch die das Wasser schnell einströmte. Zum Glück war man der Insel noch ziemlich nahe, und wer schwimmen konnte, sprang ins Wasser. Die übrigen wurden mit Ausnahme von fünf Kindern, welche ertranken, mit Hülfe einiger Boote von den Eingebornen gerettet. Es gelang auch, die „Eleonore" an das Land zu ziehen; aber bei dem gänzlichen Mangel geeigneter Werkzeuge war es schwierig, die entstandenen Löcher wieder zu flicken. Sie wurden notdürftig mit Werg und Fett verstopft und mit schmalen Brettern übernagelt. Mit Angst und Bangen bestieg die ganze Schiffsmannschaft nach einigen Tagen das mangelhafte Fahrzeug wieder. Glücklicherweise ging die Weiterreise zwar langsam, aber ohne weiteren Unfall von statten. Am 3. November langte das Boot auf der französischen Missionsstation Ukumbi am Smith-Sund an, und am folgenden Tage hatten Gordon und Walker die Freude, in Usambiro ihre beiden Genossen Mackay und Deekes zu begrüßen.

Vorläufig war hiermit die Uganda-Mission zu Ende; der Mohammedanismus, der in demselben Jahre allerorten in Central-Afrika sein Haupt erhob, hatte in Uganda glänzend gesiegt. Das Christentum war ausgerottet, die Christen teils erschlagen, teils vertrieben, das Land dem Namen nach vollständig mohammedanisch. Die Missionsstation war zerstört; die Missionare verjagt; das schien der Schluß des Unternehmens zu sein, auf welches so viel Geld, Sorgfalt, Mühe und Gebet verwandt waren, und für welches so viele ihr Leben gelassen hatten.

Trotzdem verloren die Freunde der Uganda-Mission den Mut nicht; sie erinnerten sich, daß mehr als einmal in der Missionsgeschichte ein scheinbarer Zusammenbruch das Vorspiel für eine bessere und glänzendere Entwicklung gewesen war. Und sie wußten, was Gott wirkt, soll ewig währen. Hatte er das Werk in Uganda eine Zeitlang aus den Händen der irdischen Pfleger, der Missionare, genommen, so wollte er es unter dem Schatten seiner eigenen Hand zur Reife bringen.

X. Muangas Rückkehr.

Es war den Mohammedanern, obgleich sie der Zahl nach wahrscheinlich die schwächste der drei Religionsparteien waren, durch einen Handstreich geglückt, die Herrschaft und das Land Uganda an sich zu bringen. Konnte man billigerweise von den verjagten Christen erwarten, daß sie sich ohne Murren in ihr Schicksal fügen und keinen Versuch machen würden, mit bewaffneter Hand in ihr Vaterland zurückzukehren? Es verstand sich eigentlich für sie von selbst, daß sie nur so lange warteten, bis sie sich dazu stark genug fühlten, oder bis sich eine günstige Gelegenheit bot, um den Krieg wieder zu eröffnen.

Zunächst entwickelten sich die Verhältnisse in Uganda in einer Weise, die nicht geeignet war, die Herrschaft der Mohammedaner zu befestigen. Die Araber wollten mit Gewalt den Mohammedanismus formell im Lande durchführen und drängten deshalb durch die neu eingesetzten, mohammedanischen Großwürdenträger in den König Kiwiwa, daß dieser sich vor allen Dingen selbst beschneiden lasse. Dazu hatte aber Kiwiwa durchaus keine Lust; als Heide fühlte er sich viel mehr zu dem alten Katikiro Muangas und dessen Freunden hingezogen und scheint nicht übel Lust gehabt zu haben, seine mohammedanischen Dränger von sich abzuschütteln. Eines Tages berief er die drei mächtigsten mohammedanischen Häuptlinge, unter ihnen die alten Christenfeinde Mudschasi und Sabadu, zu sich unter dem Vorwand, er wolle sich in ihrer Gegenwart beschneiden lassen. Als sie in seinen Privatgemächern waren, drangen Kiwiwas Leibwächter auf sie ein und nahmen sie gefangen; Kiwiwa tötete zwei von ihnen, Mudschasi und Sabadu, mit seiner eigenen Hand. Aber der Katikiro, der dritte von den Gefangenen, riß sich los und entfloh. Die Araber waren über diesen

„Verrat" „ihres" Königs an ihrer Sache empört und veranlaßten den Katikiro, daß er den Prinzen Kalema, einen andern Sohn Mtesas, als Gegenkönig ausrief. Kalema ließ sich sofort beschneiden und stellte sich unter den Schutz der im Lande befindlichen Araber. Kiwiwa floh nach der Provinz Singo und scharte die alten Häuptlinge Muangas und dessen alte heidnische Ratgeber um sich. Aber die mohammedanischen Waganda und die Araber kamen ihm zuvor, schlugen ihn, nahmen ihn gefangen und vergifteten ihn. Alle Häuptlinge, die mit ihm gemeinsame Sache gemacht hatten, wurden abgesetzt, ihrer Güter beraubt und vertrieben. Sie hielten sich teils im Lande selbst verborgen, noch mehr flohen zu den Christen nach Ankoli.

Die Mohammedaner waren entschlossen, diesen Sieg gründlich auszunutzen. Kalema ließ deshalb in ihrem Namen ein Gebot ausgehen, daß alle Waganda die Beschneidung als das Zeichen des mohammedanischen Bekenntnisses annehmen sollten. Und die fanatischen Araber sorgten dafür, daß dies Gesetz mit rücksichtsloser Grausamkeit im ganzen Lande durchgeführt wurde. Das machte viel böses Blut und entzog der mohammedanischen Partei auch den Rest von Sympathieen, die sie etwa noch im Volke gehabt hatte. Die heidnischen Bewohner des Sesse-Archipels empörten sich, und da sie im Besitz aller Boote waren, konnte Kalema sie nicht einmal züchtigen. Viele andere Waganda verließen ihr Vaterland und flohen nach den Nachbarländern; scharenweise wanderten sie zu den Christen nach Ankoli aus. Die Flucht nahm so sehr überhand, daß die Mohammedaner die Westgrenze des Landes bewachen ließen, um die Auswanderer mit Gewalt zurückzuhalten.

Inzwischen hatte Ntali, der König von Ankoli, die christlichen Flüchtlinge mit Freuden in seinem Lande aufgenommen. Es kommt in Centralafrika häufig vor, daß aufgeriebene Volksreste bei irgend einem mächtigen Nachbarhäuptling Schutz suchen; und da ein Häuptling nur soviel Macht hat, als er Unterthanen zählt, ist ihm dieser Zuwachs von Leuten in der Regel hochwillkommen. Ntali wies die Waganda an, für ihn Raub-

züge nach dem Lande Ruanda im Süden seines Gebietes zu unternehmen.

Mehr und mehr aber kamen die Christen in Ankoli zum Bewußtsein ihrer Macht. Sie organisierten sich unter den Häuptlingen, welche in der kurzen Septemberherrschaft an der Spitze von Uganda gestanden hatten. Der Führer der Protestanten war Nikodemo Sebwato; ihm zur Seite standen die Glieder des Gemeinde-Kirchenrats. Der Führer der Katholiken war Njonji Entono, der ehemalige Katikiro. Die Christen hießen alle Flüchtlinge, welche nach und nach aus Uganda ankamen, Christen und Heiden, herzlich willkommen. Ihre Zahl mehrte sich bis auf tausend; die kleinere Hälfte von ihnen mögen Christen, die größere Hälfte Heiden gewesen sein. Nun war Ankoli ein im ganzen armes Bergland und konnte einen so schnellen und starken Zuwachs der Bevölkerung nicht ertragen. Unter den Einwanderern machte sich der Hunger geltend. Das trieb sie zu entschlossener That vorwärts. Die späteren Ankömmlinge wußten so viel von der Schwäche des mohammedanischen Regiments zu erzählen, daß sich die Christen für stark genug hielten, Kalema vom Throne zu stoßen; und sollte der erste Einfall nach Uganda auch mißglücken, schlimmer als jetzt konnte es ihnen nicht ergehen; sie hatten nichts mehr zu verlieren, aber viel zu gewinnen.

Aber für wen wollten sie Uganda erobern? Den Waganda liegt die Ehrfurcht vor ihrem alten, angestammten Königshause so im Blute, daß es ihnen ganz undenkbar war, ohne einen Prinzen an ihrer Spitze in den Krieg zu ziehen. Sie beabsichtigten zuerst, heimlich nach Mengo zurückzukehren und einen von den Prinzen, die Kalema dort gefangen hielt, zu stehlen und ihn als einen neuen Kronprätendenten aufzustellen. Allein die verständige Erwägung schlug bei ihnen durch, daß sie viel größere Aussicht auf Zuzug hätten, wenn sie sich den vertriebenen König Muanga vom Süden her holten. Sie schickten deshalb drei Gesandtschaften aus; die eine sollte den König Muanga feierlich einladen, zu ihnen zu stoßen, um sich zu einem Eroberungszug nach Uganda an ihre Spitze zu stellen. Die beiden andern sollten die

evangelischen Missionare in Usambiro und die katholischen in Ukumbi in ihre Pläne einweihen, ihren Rat einholen und sich ihrer Zustimmung versichern.

Die evangelischen Missionare verhielten sich leider gänzlich ablehnend zu dem Plane. Sie hielten das ganze Abenteuer für tollkühn; sie fürchteten, es werde einen blutigen Religionskrieg geben; und sie trauten den Versprechungen Muangas nicht, daß er in Uganda Religionsfreiheit einführen werde. Sie rieten deshalb den evangelischen Christen dringend ab, sich irgendwie an dem Unternehmen zu beteiligen. Anders die katholischen Missionare; sie stellten den Waganda allerdings auch die große Gefahr vor, in die sie sich begaben; aber sie redeten ihnen nicht ab, sondern gaben zu dem Kriegszug ihren Segen. Und Muanga, der sich damals auf der katholischen Missionsstation Kamoga bei Ukumbi befand und inzwischen unter den Einfluß der katholischen Missionare gekommen war,[1]) geriet außer sich vor Entzücken über diese Aussicht, seinen Thron wieder zu gewinnen, und ging mit Freuden auf alle Bedingungen ein, welche ihm die christlichen Abgesandten stellten. Es traf sich, daß gerade damals der englische Elfenbeinhändler Stokes ein größeres Fahrzeug nach dem Viktoriasee gebracht hatte, um mit den an den See grenzenden Ländern Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Für ihn als Kaufmann war Uganda verschlossen, solange dort die Araber herrschten; dagegen durfte er hoffen, dort einen gewinnbringenden Handel zu eröffnen, wenn es Muanga gelang, mit Hilfe der Christen dorthin zurückzukehren. Er trat deshalb auf Muangas Seite und stellte ihm sein Boot, Flinten und Munition[2]) zur Verfügung.

[1]) Getauft scheint er indessen nicht zu sein; man nahm das eine Zeit lang irrtümlich an. Er hat die christliche Taufe bis heute noch nicht erhalten.

[2]) Auch die katholischen Missionare in Ukumbi sollen Muanga mit Flinten und Pulver ausgerüstet haben, was allerdings mit ihrem Missionsberufe, mit ihrer zur Schau getragenen Begeisterung für die Kongoakte und mit ihrer oft gerühmten Parteilosigkeit in sonderbarem Widerspruch steht.

Ende April 1889 schiffte sich Muanga mit Stokes und den etwa 50 katholischen Waganda, die sich in Ukumbi um ihn gesammelt hatten, nach Usongora ein, um sich von dort aus mit den Führern der beiden christlichen Parteien in Ankoli in Verbindung zu setzen.

Inzwischen waren die Christen in Ankoli schneller in den Krieg hineingezogen, als sie beabsichtigt hatten. Kalema hatte gehört, daß der Häuptling Mukotanji in Usongora den Gesandten der Christen Boote zur Reise nach Ukumbi und Usambiro zur Verfügung gestellt hatte. Er schickte deshalb ein Heer aus, um denselben für diese „Empörung" zu bestrafen und zugleich den Christen den Weg nach der Küste des Viktoriasees zu verlegen und sie so von der Verbindung mit Muanga und dem Südende abzuschneiden. Die Christen wollten ihren Freund nicht im Stich lassen und zogen deshalb gegen Kalemas Kriegsschar. Es kam zu einem Gefecht am Kagerafluſſe. Die Christen siegten glänzend. Sie beschlossen sofort diesen Sieg zu verfolgen und durch die Landschaft Budu nach Uganda vorzudringen. Sie durchzogen Budu und überschritten ohne Widerstand den Katongafluß, den westlichen Grenzfluß von Uganda. Da stellte sich ihnen der mohammedanische Katikiro an der Spitze eines starken und zahlreichen Heeres entgegen. Es kam zu einer zweiten, blutigen Schlacht. Auf beiden Seiten fielen manche der einflußreichsten und wichtigsten Führer. Schließlich blieben jedoch die Christen wieder siegreich. Der Katikiro kehrte niedergeschlagen und entmutigt nach der Hauptstadt zurück. Kalema war so zornig über seinen Mißerfolg, daß er ihn absetzte und einen Araber an seiner Stelle zu seinem ersten Feldherrn machte. Um aber den Christen jede Möglichkeit zu nehmen, irgend einen andern Prinzen auf den Thron zu setzen,[1]) beging er die entsetzliche Grausamkeit, alle Mitglieder der königlichen Familie, alle seine Brüder und Schwestern, Muangas Kinder

[1]) Er wußte damals noch nicht, daß Muanga bereits unterwegs war, um sich mit den Christen zu vereinigen, und hielt es für unmöglich, daß die Christen einen König wieder auf den Thron setzen würden, den sie selbst kaum ein Jahr vorher vertrieben hatten.

und sogar seine eigenen Kinder zu ermorden und zu verbrennen, eine Greuelthat sondergleichen!

Die Christen verfolgten ihren zweiten Sieg am Katongaflusse nicht; die Katholiken waren über den Verlust ihres Führers Njonji Ntono betrübt, und die Protestanten wollten lieber nach Ankoli zurückkehren. Es stand schon damals mit der Eintracht zwischen den beiden christlichen Parteien nicht zum besten. So zogen sie durch Budu zurück. Gerade als sie am Kagera standen, landete Muanga in Stokes Boot bei Dumo in der Landschaft Budu und ließ durch öffentlichen Aufruf alle seine getreuen Unterthanen zu sich entbieten. Das ganze christliche Heer folgte dieser Aufforderung, und auch viele Heiden sammelten sich um ihren alten König. Kaum hörte Kalema von Muangas Landung, so zog er ein neues Heer zusammen und schickte es Muanga entgegen. Es kam zu einer dritten Schlacht. Diesmal kämpften die Christen unter Muangas Fahne und wurden schwer geschlagen. Muangas Feldherr fiel. Der König selbst mußte auf Stokes' Boot fliehen. Da verloren die Christen vollends den Mut, und die meisten von ihnen zogen nach Ankoli zurück. Der Anfang des mit so großen Hoffnungen begonnenen Unternehmens war also nicht sonderlich glücklich.

Muanga fuhr mit Stokes durch den Sesse-Archipel, und die Bewohner dieser Inselgruppe, die mit Kalema zerfallen waren, traten alle auf seine Seite; dadurch kam die ganze Kanoeflotte von Uganda in seine Gewalt, und er wurde Herr des Viktoriasees. So durfte er es wagen, sein Hauptquartier auf der Insel Bulingugwe in der Murchisonbai, nur drei Stunden von der Hauptstadt Mengo, aufzuschlagen. Von hier unternahm er Plünderungszüge nach der nur wenige hundert Meter entfernten Küste. Es kam auch zu verschiedenen kleinen Scharmützeln zwischen seinen Anhängern und den Truppen Kalemas; aber einen entscheidenden Schlag auszuführen fühlte sich Muanga zu schwach.

Es kam ihm vor allen Dingen darauf an, Bundesgenossen zu werben. Die eben damals in Kawirondo an-

gekommene Expedition der britisch-ostafrikanischen Kompanie unter Jackson wäre am ersten fähig und berufen gewesen zu helfen; aber sie begnügte sich, Muanga eine Fahne zu schicken und ihm zu versprechen, wenn er sich durch Annahme derselben unter englisches Protektorat stelle, werde vielleicht in einem Jahre Hilfe kommen. Damit war Muanga wenig gedient. Er wandte sich weiter an die englischen und französischen Missionare im Süden des Sees und flehte sie an, sich auf seine Seite zu stellen und ihm mit Rat und That zu helfen. Die evangelischen Missionare blieben ihrem Grundsatz treu, sich unter allen Umständen von den politischen Händeln fern zu halten. Aber um ihrer verwaisten Herde willen, welche christlicher Unterweisung dringend bedurfte, machten sich Gordon und Walker infolge seiner Aufforderung zugleich mit einigen französischen Missionaren auf den Weg nach Bulingugwe. Sie wurden von Muanga und den Christen auf das herzlichste bewillkommnet und hatten auf der Insel bald alle Hände voll zu thun, die Verwundeten und Kranken ärztlich zu beraten, an den Sonntagen Gottesdienste abzuhalten, nach Zeit und Umständen ein wenig christlichen Unterricht zu erteilen und zwischen den beiden christlichen Parteien den Frieden aufrecht zu erhalten. Gordon durfte bald nach seiner Ankunft zwanzig heilsbegierige Waganda-Jünglinge taufen, welche zum größern Teil von den christlichen Waganda selbst unterrichtet worden waren — ein rühmliches Zeugnis für den Glaubenseifer der Waganda selbst in der Zeit ihrer Verlassenheit.

Politische Hilfe hatte also Muanga auch von den Missionaren nicht erhalten; so blieben ihm nur die beiden christlichen Parteien übrig, deren Streitkräfte sich zum größeren Teile nach Ankoli zurückgezogen hatten. Muanga trat wiederholt mit ihnen in Unterhandlung, um sie zu einem energischen Eintreten für seine Sache zu bewegen. Aber einmal war das Verhältnis der beiden Parteien zu einander so gespannt, daß es mehrmals nahe daran war, in blutige Feindseligkeiten auszuarten; und dann war den Christen die Persönlichkeit Muangas zu unsicher; sie hatten nicht rechte Lust, für

diesen Tyrannen und blutigen Christenverfolger die Kohlen aus dem Feuer zu holen. Allein es gelang Muanga schließlich doch, sie zu überzeugen, daß, wenn sie nicht mit ihm gemeinschaftliche Sache machten, weder er noch sie jemals wieder nach Uganda kommen würden; und das sehnsüchtige Verlangen zu den Bananenhainen ihres Vaterlandes zurückzukehren überwog endlich alle Bedenken. Unter der Führung des Protestanten Kagwa Apollo zogen die Christen von Ankoli her auf Rubaga los; die bei Muanga auf der Insel Bulingugwe befindlichen Streitkräfte vereinigten sich mit ihnen. Am 4. Oktober 1889 kam es in der Nähe von Mengo zu einer blutigen Entscheidungsschlacht. Die Partei Kalemas und der Araber wurde geschlagen und bis nach der Grenze von Unióro hin verfolgt. Am 11. Oktober, gerade ein Jahr nach der Vertreibung der Christen, zog Muanga an der Spitze seiner siegreichen Truppen wieder in seiner Hauptstadt Mengo ein. Die beiden christlichen Parteien verteilten als Sieger die hohen Staatsämter und die Provinzen des Reiches mit großer Einmütigkeit untereinander. Der siegreiche Feldherr Kagwa Apollo wurde Katikiro. Muanga wurde mit einem christlichen Hofstaate umgeben. Den evangelischen und katholischen Missionaren wurden an Stelle ihrer völlig verwüsteten, alten Missionsstationen neue Grundstücke angewiesen. Auf der neuen evangelischen Station Namirembe, ganz in der Nähe des königlichen Palastes, fingen die evangelischen Waganda alsbald an, für Walker und Gordon ein provisorisches Wohnhaus und eine Interimskirche zu bauen.

Die Freude sollte auch diesmal nicht lange ungetrübt bleiben. Im Laufe des Krieges hatten sich zu Muanga auch seine alten, heidnischen Häuptlinge gefunden, soweit sie noch am Leben waren. Der Zahl nach, wenn auch nicht in Bezug auf die Tüchtigkeit, hatten die heidnischen Speerträger keinen geringen Teil des königlichen Heeres gebildet. Bei der Verteilung des Landes wurde aber die heidnische Partei vom Mitbesitz der Ehrenstellen und des Großgrundbesitzes gänzlich ausgeschlossen. Sie murrte über diese Zurücksetzung. Ihre Unzufriedenheit konnte leicht infolge der Haltung des Königs gefährlich werden. Muanga

war allerdings dem Namen nach Christ und Katholik, wenigstens zählte er sich zu der katholischen Partei; aber in seinem Herzen war er nach wie vor ein harter Heide. Er hatte seine vielen Weiber behalten und wünschte deren noch mehr. Er fühlte, daß er in allen Stücken als Heide größere Freiheit haben würde, und empfand die strenge Aufsicht, welche von seiten der christlichen Häuptlinge über ihn ausgeübt wurde, sehr unangenehm. Am liebsten hätte er sich der Christen ganz entledigt und wäre zu seinem alten, wilden, heidnischen Wesen zurückgekehrt.

Da war es ihm recht heilsam, daß ihm noch einmal gründlich zu Gemüte geführt wurde, wie schwach und wankend sein Thron und Reich ohne die Hilfe der Christen war. Kalema und seine Mohammedaner schlugen ein Wagandaheer und zogen unversehens wieder gegen Mengo her an. Muanga mußte bei Nacht und Nebel nach der Insel Bulingugwe zurückfliehen, wohin ihm auch die Missionare folgten. Die Christen flohen und zerstreuten sich meist in die westlichen und östlichen Provinzen des Reiches. Der Sieg der Mohammedaner war allerdings nur ein vorübergehender. 500 Pfund Pulver und 60 Flinten, womit sich ein bei der Erstürmung Mengos gefangener Araber loskaufte, verliehen den Christen Munition und Mut genug, um die Araber zum zweitenmal aus dem Lande zu jagen. Muanga wurde durch die Hilfe der Christen wiederum Herr seines Landes. Er fühlte sich aber noch so schwach, daß er es vorzog, einstweilen seine Residenz auf den Inseln aufzuschlagen, damit er nicht etwa bei einem neuen Überfall der Mohammedaner in ihre Hände fallen und von ihnen getötet werden möchte.

XI. Die letzte Katastrophe.[1])

Die Geschichte von Uganda ist durchaus Missionsgeschichte. Ein afrikanischer Staat fängt erst an Geschichte zu bilden, wenn ihm von auswärts ein höheres, leitendes Princip eingepflanzt wird. Ohne solche ideale Beeinflussung von außerhalb giebt es in Afrika wohl Eroberer und Kriege, Reiche und Staaten; aber keine Entwicklung, kein Fortschreiten, kein innerliches Wachstum. Das höhere Princip, welches Uganda mitgeteilt wurde, war das Christentum, und die Bringer dieses idealen Gutes waren die Missionare. Deshalb fängt die Geschichte Ugandas erst mit dem Tage an, wo die Missionare den Boden dieses Landes betraten; und man kann von einer Geschichte Ugandas nur soweit reden, als das Christentum sich festgewurzelt und wachstümlich entwickelt hat. Die Entfaltung des

[1]) Die Quellen für dies Kapitel sind außer den Berichten der englischen Missionare im C. M. Intelligencer: a) zur Vorgeschichte: Dr. Carl Peters, Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. München & Leipzig 1891. b) Von englischer Seite: African papers 1892, 4. 8; 1893, 1. 2. 3 (Die officiellen englischen Blaubücher); ferner Bentley, British East Africa and Uganda, London 1892 und von demselben: Handbook of the Uganda Question, London 1892, c) von französisch-katholischer Seite: Die katholische Missionszeitschrift „Gott will es" 1892 und 1893; ferner l'Ouganda, Paris, à la Procure des Missions d'Afrique 1892. Der abschließende Bericht des zur Untersuchung der traurigen Vorgänge seitens der englischen Regierung hinausgesandten Bevollmächtigten Macdonald liegt noch nicht vor; er wird aber nach den sehr ausführlichen und hochinteressanten Berichten Lugards in den eben erwähnten englischen Blaubüchern schwerlich viel Neues beibringen. Das Material liegt mit solcher Vollständigkeit vor, daß man sich nicht nur über die Entwicklung der Verhältnisse im allgemeinen, sondern auch über die einzelnen Wendepunkte und Episoden im besondern ein deutliches Bild machen kann.

christlichen Wesens in Uganda ist über alle Erwartung schnell und erfolgreich von statten gegangen. Daß im Verlauf von kaum 12 Jahren (1878—1890) ein bis dahin gänzlich heidnisches und von jeder Berührung mit der Christenheit abgeschnittenes Land soweit von dem Licht des Evangeliums erleuchtet wurde, daß das Heidentum als Religion überhaupt keine Rolle mehr im Lande spielte, und daß in den Händen der eingeborenen Christen die Entscheidung über das Wohl und Wehe des ganzen Landes lag, hat selbst in der an Siegen und Erfolgen so reichen neueren evangelischen Missionsgeschichte kaum seinesgleichen. Dieser Erfolg ist um so überraschender, wenn man die heftige Feindschaft bedenkt, mit welcher die heidnischen Könige Mtesa und Muanga das Wachstum der ersten Christengemeinde zu ersticken suchten; oder erwägt, daß überhaupt nur an einem einzigen Punkt des großen Landes, nämlich in der Hauptstadt Rubaga-Mengo christliche Lehrer vorhanden waren; war es doch bis zum Jahre 1890 den Missionaren nicht einmal erlaubt gewesen, in den Provinzen des Reiches zu predigen. Die christliche Mission hat also ein gutes Recht, mit innerer Befriedigung auf die großen Erfolge ihrer Thätigkeit in Uganda zu blicken; kein Land, kein Volk Afrikas hat auch nur annähernd eine gleiche Bereitwilligkeit gezeigt, die christliche Lehre anzunehmen und trotz aller Kämpfe festzuhalten.

Unglücklicherweise war es dem Lande nicht vergönnt, sich das Christentum in einheitlicher Weise anzueignen. Dasselbe stellte sich den Waganda fast von Anfang an in zwei sehr verschiedenartigen Gestalten, als evangelische und katholische Mission dar, und auch der an sich ziemlich geistlose Mohammedanismus entwickelte in Uganda eine gewisse geistige Regsamkeit. So geschah es, wie wir sahen, daß sich im Lande drei religiöse Sekten bildeten, eine protestantische, welche sich um die evangelisch-englischen Missionare scharte; eine katholische, welche sich zu den französisch-katholischen Missionaren hielt; und eine mohammedanische, welche sich mit den arabischen Kaufleuten und ihren Mollahs, oder wie man sie in Uganda nannte, mwalimus, zusammenschloß. Die Zahl derer, welche den eigentlichen Kern dieser Sekten ausmachten, d. h. die

Zahl der Getauften und Beschnittenen war noch im Jahr 1890 nicht sehr groß. Bestimmte Zahlen werden zwar in den Missionsberichten nicht angegeben, aber wir werden schwerlich fehlgreifen, wenn wir die Zahl der getauften evangelischen Christen auf etwa 250; die Zahl der getauften Katholiken etwa drei- oder viermal so hoch schätzen.[1]) Diese kleinen Gemeinschaften hätten also an sich einen dominierenden Einfluß im Lande nicht gewinnen können.

Nun hatte sich aber ein eigentümlicher Prozeß vollzogen. Um die kleinen Christengemeinden hatten sich große Scharen von Anhängern gesammelt, und die religiösen Sekten hatten sich unter dem Druck der Verhältnisse zu politischen Parteien ausgebildet. Wir können diesen Prozeß nicht im einzelnen

---

[1]) In den katholischen Berichten wird freilich mit sehr großen Zahlen operiert; 50 000 Katechumenen, oder gar 50 000 Christen!! sollen im Januar und Februar 1892 getötet, gefangen und verkauft sein. Selbstverständlich müßten außerdem noch sehr viele Tausende übrig geblieben sein. Man vergegenwärtige sich bei diesen Zahlen die innere Unwahrscheinlichkeit: Die katholischen Missionare waren im Jahr 1879 nach Uganda gekommen, hatten dasselbe im Jahr 1883 hoffnungslos wieder verlassen, waren dann im Sommer 1885 zurückgekehrt, um im Herbst 1888 vertrieben zu werden. Sie hatten also bis zum Jahre 1890 höchstens 9 Jahre gearbeitet. Im Sommer 1886 fand außerdem eine heftige Christenverfolgung statt, bei welcher wenigstens 100 Katholiken ums Leben kamen. Wo sollen da zehntausende, ja auch nur Tausende von Christen herkommen. Man vergleiche auch folgende Stelle aus einem Briefe des Bischof Hirth (vom 15. Juni 1892: Gott will es. 1892, S. 655): — Die paar Tausend (!) Neubekehrten, welche die Verfolgung angethan mit dem Taufkleide und demzufolge befestigt und gestärkt im Glauben antraf, sammeln sich zu Gruppen und finden sich immer zahlreicher in Budda ein. (Also „ein paar Tausend" sind getauft!) Aber was soll aus der übergroßen Menge von einfachen Katechumenen werden, welche unsern stets allzu spärlichen Missionaren noch nicht zugänglich wurden (also nicht einmal bekannt!) und die ihren ersten Unterricht im Katechismus und die ersten Glaubensbegriffe lediglich dem Häuptling zu verdanken hatten, dem sie unterthan waren?" Wenn man unbesehens solche zu Tausenden als Christen rechnen will, die der Missionar nicht einmal gesehen, geschweige denn unterrichtet hat, dann ist es freilich keine Kunst, mit großen Zahlen zu paradieren.

verfolgen. Er äußerte sich zuerst darin, daß die religiösen Bezeichnungen „Protestanten" und „Katholiken" in Vergessenheit gerieten, und an deren Stelle die Parteinamen „Waingreza" Engländer für die evangelischen, und „Wafranza" Franzosen für die katholischen Christen traten. Es sollte damit zunächst noch keine kolonialpolitische Stellung bezeichnet werden, sondern nur die Anhängerschaft an die englischen, resp. französischen Missionare. Ferner waren früher Religionsgespräche und Disputationen an der Tagesordnung gewesen; seit der Revolution hörte man nichts mehr davon. Die Unterscheidungslehren scheinen weder für die evangelischen noch für die katholischen Christen ein besonderes Interesse gehabt zu haben.

Nun lag die Sache seit dem Jahre 1888 so, daß sich die Waingreza und Wafranza d. h. die Protestanten und Katholiken in die Herrschaft des Landes teilten, während die Mohammedaner ihre gemeinsamen Feinde waren. Die drei Parteien waren also drei Rivalen um die politische Machtstellung in Uganda, und ihre Politik ließ sich in allen wichtigen Fragen in erster Linie von dem Gesichtspunkt leiten, daß die Anhänger ihrer Partei zu Ansehen und Einfluß kommen möchten. Wir haben also eine eigentümliche Verwicklung vor uns: drei Parteien, die in ihrem Kern lediglich religiösen Charakters sind, haben sich zu politischen Rivalen umgestaltet und zwar so, daß das religiöse Bekenntnis das Bindemittel, der ideale Halt der Parteien, aber die Machtfrage das Leitmotiv ihrer Handlungen war. Religion und Politik waren auf eine heillose Weise miteinander verquickt.[1]) Es ist sehr schwer, die Stärke der drei Parteien

[1]) Diese Anschauung von den religiösen und politischen Parteiungen, welche sich dem Leser der offiziellen Berichte Lugards aufdrängt, wird durch die Briefe der evangelischen Missionare bestätigt. „Als mehr Religion im Lande gelehrt wurde," schreibt Walker (Ch. M. Intelligencer 1892; S. 682), „war dieselbe ein Gegenstand, auf welchen hin Menschen sich zusammenschließen konnten. So wurde das Band geschmiedet, die Parteien entstanden, die christlichen und die mohammedanische Sekte vereinigten sich und überwältigten den König; dann wandten sie sich gegeneinander, und so ist heute das ganze Land in Stücke gerissen. Jede Gruppe möchte, daß die Macht des Landes unter ihre Mitglieder ausgeteilt werde.

richtig zu schätzen. Lugard und Williams, die kompetentesten Beurteiler, schätzen die mohammedanische Partei auf 10 000 Mann, einschließlich der Weiber, Kinder und Sklaven; davon waren etwa 2000 Krieger mit Flinten bewaffnet. Ihre Bedeutung wurde vermehrt durch die Unterstützung, auf welche sie von seiten des Königs Kabarega von Unioro rechnen konnten. Die Macht der vereinigten beiden christlichen Parteien belief sich auf etwa 6 500 Flinten. Berechnen wir die Gesamtzahl der beiden Parteien im gleichen Verhältnis der Flintenbewaffneten zu den Unbewaffneten wie bei den Mohammedanern, so kämen wir auf etwa 32 500 Anhänger der beiden christlichen Parteien. Da wir aber die Einwohnerzahl von Uganda trotz der verheerenden Kriege wohl noch auf wenigstens eine halbe Million veranschlagen müssen, und von dieser großen Zahl nur unter besonderen Umständen etliche den Mut hatten, sich öffentlich als Heiden zu erkennen zu geben, sonst aber sich zu den Christen rechneten; so werden wir wahrscheinlich die Gesamtzahl der sich mit Recht oder mit Unrecht zu den christlichen Parteien zählenden Waganda wenigstens auf das zehnfache d. h. auf 325 000 Seelen veranschlagen müssen. Diese großen Zahlen hatten aber weder für den König,

---

Sie willigen gern ein, wenn ihre Freunde gute Ämter erhalten; denn sie haben selbst die ihrigen durch die Hülfe ihrer Freunde inne. Dem Namen nach ist unsere Partei (die Waingreza) protestantisch; d. h. alle Leute, welche wir lehren, und welche zu uns kommen, gehören dazu. Aber man muß bedenken, daß viele von den Parteiführern nicht notwendig auch fromme Leute sein müssen; — sie sind brave Menschen, Freunde der Partei, die es mit den Engländern hält und die protestantische Religion „liest." Viele von den ernstesten und frömmsten Protestanten haben kein Amt. Die Bitterkeit zwischen den Parteien stammt nicht aus religiösen Motiven, sondern aus der Thatsache, daß sie zu verschiedenen Parteien gehören; und wenn ihre Partei floriert oder bedrückt wird, so geht es ihnen selbst gut oder schlecht. Das Streben nach Reichtum und Macht im Lande ist die Wurzel der Feindschaft und der Kämpfe. Viele werden in diese unchristlichen Streitigkeiten verwickelt, weil sie ihre Freunde schlecht behandelt sehen. — Während so die Religion das Band der Zusammengehörigkeit zwischen den Gliedern der verschiedenen Parteien ist, ist sie doch nicht der Grund der Meinungsverschiedenheit zwischen den Gegenparteien."

noch für die Missionare, noch für die Parteiführer Wert. Das war eben das urteilslose Volk, welches dem zufiel, der die Macht in den Händen hatte.

Wie verteilten sich nun diese Hunderttausende unter die beiden christlichen Parteien? Auch darüber lassen sich bestimmte Angaben nicht machen. Da die Zahl der Getauften, wie gesagt, verhältnismäßig gering war, und die Zahl der im ordentlichen Unterricht Befindlichen[1]) jedenfalls auf beiden Seiten die Zahl tausend nicht wesentlich überstieg, so hing das Wachstum der einen oder andern Partei leider sehr wenig von inneren, religiösen Beweggründen ab, sondern es waren dabei sehr äußerliche, zum Teil recht greifbare Rücksichten maßgebend. Es war schon das nicht ohne Bedeutung, daß die Katholiken an ihre Täuflinge wesentlich geringere Anforderungen stellten, als die Protestanten. Sie brauchten nicht lesen, auch nicht so viel auswendig zu lernen. Sie erhielten ein Kreuzlein zum Umhängen, bei den zum Aberglauben so sehr geneigten Waganda ein durchaus nicht zu unterschätzender Umstand! Der katholischen Partei kam aber noch mehr zu gute, daß der König Muanga wenigstens dem Namen nach zu ihnen zählte. Mußte das urteilslose Volk sich für eine der drei Parteien entscheiden, und hatte es für die religiöse Frage, um die es sich handelte, kein Verständnis, so lag es den königstreuen Waganda am nächsten, der „Religion des Königs" zu folgen. So hatte, nicht religiös, sondern nur politisch, vom Parteistandpunkte aus angesehen, die Stellung des Königs in der katholischen Partei eine große Bedeutung. Aber noch maßgebender war ein anderer Umstand. Es war von alters her Sitte in Uganda gewesen, daß die Bakopi, die kleinen Leute und Ackerbauer, gänzlich unter dem Einfluß ihrer Vorgesetzten, der Batongoli oder Unterhäuptlinge und der Bakungu oder Oberhäuptlinge, standen. Diesen alten Grundsatz hielt man auch aufrecht, als die religiöse Frage für das Land entscheidend wurde. Die Bakopi eines evangelischen Häuptlings rechneten sich ohne weiteres

[1]) Nur solche verdienen den Namen „Katechumenen."

und wurden gerechnet zur evangelischen Partei, und ebenso bei den katholischen und mohammedanischen Häuptlingen.[1]) Es folgte daraus, daß es für jede Partei keineswegs gleichgültig war, in wessen Händen sich die hohen Staatsämter, besonders die Provinzial-Statthalter-Stellen befanden. Vielmehr hing von dem Besitz dieser zehn bis zwölf großen Ämter die Existenz der Partei ab. Deshalb hatten die Protestanten und Katholiken, ehe sie Muanga wieder in sein Reich einführten, festgesetzt, daß diese hohen Ehrenstellen ganz gleichmäßig zwischen ihnen mit Ausschluß der Heiden und der Mohammedaner geteilt werden sollten. Es war aber auch für den Weiterbestand der Parteien von Wichtigkeit, daß dieselben Ehrenstellen stets in den Händen derselben Partei blieben, und daß die Partei als solche über die Neubesetzung zu bestimmen hatte. Es ist ja objektiv angesehen unvernünftig, daß die wichtigsten und einflußreichsten Staatsämter nur nach diesem Gesichtspunkt der Parteizugehörigkeit vergeben werden sollten. Aber vom Waganda-Standpunkte aus war diese Klausel im Vertrag der beiden Parteien durchaus gerechtfertigt. Deshalb war aber auch über die Inhaberschaft der großen Häuptlingsstellen hinaus die Frage des Landbesitzes keineswegs nur eine finanzielle, sondern eine politische Machtfrage. Wer ein Stück Land sein eigen nannte, verfügte zugleich über die Stimmen, die Waffen und die Kräfte aller auf dieser Plantage angesessenen Leibeigenen. Nimmt man nun hinzu, daß nach der Wiedereinsetzung Muangas viele Protestanten und Katholiken alte Ansprüche auf früher besessene Grundstücke und Ehrenämter glaubten geltend machen zu dürfen; daß andere sich während des Krieges durch Eroberung ein An-

[1]) Vgl. Gordons Notes on Uganda (C. M. Intell. 1893 S. 203): „Die Religion des Volkes ist sehr beeinflußt durch das Beispiel des Häuptlings. Alle Leute unter einem Häuptling bekennen dem Namen nach denselben Glauben. Da die Häuptlinge in Anbetracht ihrer Religion von der Partei, zu der sie gehörten, gewählt sind, so sind sie notwendig überzeugte Parteimitglieder und eifrig andere zu belehren. Die protestantischen Häuptlinge haben ihr Amt unter der Voraussetzung erhalten, daß sie thätig sind, ihren Untergebenen Gottes Wort zu lehren."

recht auf dieses oder jenes Gebiet erworben zu haben glaubten; und daß bei jeder gerichtlichen Entscheidung in diesen Fragen die Eifersucht der Parteien, ihr Ansehen nicht schmälern zu lassen, die Hauptrolle spielte, so wird sich niemand verwundern, daß das Verhältnis der evangelischen und katholischen Partei von Woche zu Woche gespannter wurde, und es mehr als einmal daran war, in offenen Krieg auszubrechen.[1])

Unter solchen Umständen war an eine Beruhigung Ugandas durch die gegenseitige Verständigung der Parteien nicht zu denken; alle Parteien waren gleich sehr überzeugt, daß sie nur mit auswärtiger Hülfe zur Allein-Herrschaft gelangen oder sich in der Herrschaft behaupten könnten. Da hatten es nun die Mohammedaner am leichtesten; sie suchten und fanden Schutz und Hülfe bei dem alten Feinde Ugandas, Kabarega von Unioro. Die beiden christlichen Parteien aber fühlten sich von Anfang an auf Hülfe seitens Europas angewiesen. Schon vor Jahren hatten die französischen Missionare ein französisches Protektorat über Uganda herbeizuführen gesucht; aber das französische Ministerium hatte abgelehnt, in diese Verhandlungen einzutreten, und verharrte auf dem Standpunkt, daß es für Frankreich eine Ugandafrage nicht gebe.[2]) So kamen also als die Mächte, von

[1]) Es ist leicht begreiflich, daß die katholische Partei, zu der nominell der König gehörte, sobald sie merkte, daß sich ihr um des Königs willen die große Mehrzahl zuneigten, den Wunsch in sich lebendig werden ließ, jenes oben erwähnte Abkommen mit den Protestanten bei Seite zu schieben. Natürlich war es ihnen nicht angenehm, wenn jeder Häuptling, der — allerdings nicht aus religiösen, sondern aus politischen Beweggründen — zu ihnen übertrat, seine Häuptlingschaft und damit seine Macht und sein Ansehen verlor. Auf der andern Seite konnte man es doch aber wahrlich den Protestanten nicht verdenken, wenn sie, soweit sie irgend vermochten, an dem ihnen vertragsmäßig zustehenden Rechte mit aller Zähigkeit festhielten. („The Catholics — thought they now saw their way to gradually absorb all the places of power by getting the King to nominate Roman Catholics." Lugard im Intell. 1893 S. 344.)

[2]) Diese wenig aufgeklärte Episode der Uganda-Mission, deren sich aber Lavigerie in seinem bekannten offenen Brief an den französischen Präsidenten gerühmt hat, ist ein schlagender Beweis gegen die Behauptung der französischen Missionare, daß sie sich in Uganda von jeder Einmischung in die Politik fern gehalten hätten.

denen Hülfe zu erwarten stand, nur die beiden in Ostafrika interessierten Kolonialmächte England und Deutschland in Frage. Für diese beiden Mächte hatte Uganda einen hohen Wert; denn es war der Schlüssel zu der central-afrikanischen Seenregion und infolge der Fruchtbarkeit seines Bodens und der Höhe seiner Lage das hoffnungsreichste Gebiet im Innern Afrikas. Welche von beiden Mächten war den Waganda willkommener? Die protestantische Partei konnte darüber nicht im Zweifel sein, die Engländer! Nicht nur trugen sie selbst schon den Namen Waingreza, und ihre Lehrer gehörten dem englischen Volke an; sondern sie fühlten sich auch naturgemäß als Protestanten zu den protestantischen Engländern hingezogen. Aber diese Sympathien der protestantischen Partei riefen ebenso lebhaft die Antipathie der französischen Partei hervor. Die katholischen Waganda fürchteten, eine englische Oberherrschaft werde selbstverständlich die Protestanten begünstigen und die Katholiken schädigen. Die Engländer würden mit den Waingreza, ihren Gegnern, gemeinsame Sache machen. Und die katholischen Missionare kannten nur zu gut die ausgesprochene romfreundliche Stimmung in den führenden, deutsch-kolonialen Kreisen und hofften viel eher von den Deutschen Begünstigung und Förderung. So brachte nur die Abneigung gegen die englische Schutzherrschaft die Wafranza dahin, deutschfreundlich zu sein. Die an sich nur innerpolitische Spannung zwischen den beiden Parteien spitzte sich zu einer entgegengesetzten kolonialpolitischen Stellungnahme zu: hie England, hie Deutschland!

Welche Haltung sollten in dieser komplizierten Verwicklung von religiösen und politischen Ideen die europäischen Missionare im Lande einnehmen? Für die englischen, evangelischen Missionare konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß sie sich auf die Seite der englischen Schutzherrschaft zu stellen berechtigt waren. Sie hatten ohne Hoffnung auf englischen Schutz die Arbeit in Uganda begonnen; sie hatten jahrelang unter den schwierigsten Verhältnissen im Lande ausgeharrt mit dem vollen Bewußtsein, daß sie seitens ihres Vaterlandes auf keinerlei Hülfe zu rechnen hätten. Aber wenn nun die Engländer als

Schutzmacht in das Land kamen, und es sich darum handelte, dem englischen Einfluß zur Herrschaft zu verhelfen, so wäre es einfach unpatriotisch von ihnen gewesen, sich dieser Entwicklung entgegenzustellen. Es wäre Thorheit, es ihnen zum Vorwurf zu machen, daß sie sich mit dem englischen Interesse bis zu einem gewissen Grade identifizierten, daß sie in den kolonialpolitischen Wirren Partei ergreifen mußten. Anders lag die Sache für die französischen Missionare. Sie hatten kein nationales Interesse zu vertreten. Das einzige, was für sie maßgebend war, war die Rücksicht auf ihre Pflegebefohlenen, die katholischen Waganda. Es war ihr wiederholt offen ausgesprochenes Ziel, Uganda zu einem „schönen katholischen Königreich" unter dem Katholiken Muanga als König zu machen. Zu diesem Zweck identifizierten sie sich ganz entschieden mit den Wafranza und suchten so lange, als noch Aussicht auf Erfolg war, ein deutsches Protektorat über Uganda herbeizuführen. Als durch das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 dazu jede Aussicht abgeschnitten war, fügten sie sich zwar widerwillig der englischen Oberhoheit, aber nur mit der beständigen Eifersucht, daß seitens der Engländer nichts geschehe, was das von ihnen erwartete schnelle Wachstum der katholischen Partei und die Auffangung der protestantischen Waganda-Partei durch die katholische, aufhalten oder verhindern könne. Und weil die Engländer eine solche Entwicklung zu Ungunsten der ihnen treu ergebenen Partei auf die Dauer nicht ruhig mit ansehen konnten, trug diese Haltung der katholischen Missionare unvermeidlich den Keim der späteren kriegerischen Verwicklung in sich. So erklärt sich auch, daß die französischen Missionsberichte von dem ersten Eintreffen der Engländer in Uganda an eine ablehnende und bald eine geradezu feindselige Haltung gegen die Engländer annahmen.

Wir sind der Entwicklung der Dinge vorausgeeilt; wir glaubten aber die Stellungnahme der einzelnen Faktoren von ihrem Princip aus klarstellen zu müssen, weil nur so der weitere Gang der Ereignisse gerecht beurteilt werden kann. Wir schließen mit einer Bemerkung über Muanga. Er verdankte

seinen Thron lediglich den beiden christlichen Parteien; er war deshalb auch nur ein Werkzeug in ihrer Hand. Religiöse Motive waren für ihn überhaupt nicht maßgebend. In seinem Herzen neigte er zum Heidentum; das hinderte ihn aber nicht, die katholischen Gebräuche mitzumachen, solange ihn die katholische Partei festhielt; oder in die Kirche der Protestanten zu gehen, als er es für gut befand, sich zur protestantischen Partei zu rechnen. Maßgebend war für ihn einfach das Verlangen, um jeden Preis König zu bleiben. Bekanntlich war er während seines Exils in die Hände der katholischen Partei geraten. Sobald er die Überzeugung gewann, daß die Engländer die Herren im Lande werden würden (vor der Katastrophe!), machte er den Versuch, zu der englischen Partei überzugehen (Dezember 1891). Aber weder der Kapitän Williams noch die protestantischen Missionare nahmen ihn mit der Freude auf, wie er erwartet hatte. In dieser Enttäuschung wurde es den katholischen Häuptlingen und dem Bischof Hirth nicht schwer, ihn durch große Geschenke wieder an sich zu fesseln. Als er aber einsah, daß er im Gefolge der Katholiken seinen Königstuhl unverweigerlich verlieren würde, da hielt ihn nichts mehr in ihrem Lager. Ein Rohr, das der Wind hin und her wehte! Und das war der Jammer an der innerlichen Entwicklung Ugandas, daß trotzdem die Zugehörigkeit dieses erbärmlichen, charakterlosen Muanga für jede Partei eine so große Bedeutung hatte. Die große, urteilslose Menge, das Gros der Bevölkerung folgte eben wie eine Herde Schafe der „Religion des Königs," ganz gleich, ob dies der Protestantismus oder der Katholizismus oder was sonst war. Und dieses Gros der Waganda konnte doch den beiden Parteien als politischen Nebenbuhlern nicht gleichgültig sein! Beide Parteien brauchten Muanga als Lockvogel, und er war schlau genug diesen Wert seiner Persönlichkeit zu kennen und auszunutzen.

2.

Muanga wandte sich hilfesuchend an Stanley, der im August 1879 auf seiner berühmten Expedition zum Entsatz Emin Paschas im Westen von Uganda durch die Landschaften Unioro, Ankoli und Karagwe zog. Stanley als Privatmann hatte selbstverständlich kein Interesse daran, sich in dieses Abenteuer aus Liebe zu Muanga einzulassen. Er hatte keine Nachrichten, wie die öffentliche Meinung in England über Uganda denke, und ob eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieses Landes, welche nur bei einer nachfolgenden, dauernden Besetzung Zweck hatte, von seiten seiner Auftraggeber gewünscht werde. Er lehnte deshalb die Bittgesuche der Waganda-Christen und Muangas ab.

In einer günstigeren Lage war die von Osten her zum Entsatz Emin Paschas heranrückende englische Expedition unter Jackson. Sie war wohl ausgestattet, zählte 500 Soldaten und hatte von der neugebildeten britisch-ostafrikanischen Gesellschaft den Auftrag, so große und so wertvolle Stücke von Central-Afrika wie möglich zu erwerben. Muanga hatte wiederholt Botschaften an Jackson gesandt und ihn zu schleuniger Hilfe nach Uganda gerufen. Aber dieser übersah die verwickelten Parteiverhältnisse in dem von Kriegen aufgeregten Lande nicht mit genügender Deutlichkeit; er unterschätzte seine eigene Macht und konnte sich nicht entschließen, die fünfzehn Tagemärsche von Kavirondo aus durch Busoga über den Nil weiter zu reisen. So lag er Monat um Monat unthätig[1]) am Ostufer des Viktoria-Sees, und andere kamen ihm zuvor.

Dr. Carl Peters, der Befehlshaber der deutschen Emin Pascha-Expedition war der erste, der sich ein Herz faßte und in Uganda eingriff. Gerade am Ufer des Viktoria-Sees erfuhr

[1]) Es könnte übrigens sein, daß Jackson durch seine Instruktion zum Stillliegen verurteilt war. Bentleys Handbook of the Uganda Question sagt S. 5: „Zu der Zeit erforschte die erste Expedition der kaiserlich-britisch-ostafrikanischen Gesellschaft das Innere, um mit den eingeborenen Häuptlingen Verträge zu schließen, aber mit bestimmten Instruktionen, Uganda nicht zu betreten."

er, daß Emin Pascha bereits durch Stanley entsetzt sei und seiner Hülfe nicht mehr bedürfe. Da also der eigentliche Zweck seiner Expedition verfehlt war, konnte ihm nichts angenehmer sein, als sich ein neues Ziel in dem berühmten Uganda zu setzen und dort als Vorkämpfer des Christentums und als Retter Muangas aufzutreten. Der Wert seiner Verhandlungen am Hofe Muangas muß von zwei Seiten, von seiten der Interessen Ugandas und von seiten der deutschen Kolonialpolitik geschätzt werden. Von seiten der letzteren war er gleich null. Während Peters in Uganda weilte, waren die Verhandlungen schon im Gange, durch welche Uganda der britischen Interessensphäre zugewiesen wurde; und ehe Dr. Peters nach Deutschland zurückkehrte, war das englisch-deutsche Abkommen vom 1. Juli 1890 veröffentlicht, durch welches Deutschland definitiv auf Uganda verzichtete. Vom Standpunkt der Waganda aus war zwar nicht zu verkennen, daß die Anwesenheit dieser Expedition im Lande zur Weckung des Vertrauens und zur Befestigung der Macht der christlichen Parteien beitrug. Muanga kehrte nach Mengo zurück, und die Landstriche um die Hauptstadt her wurden mit Dörfern bedeckt. Aber dieser Gewinn wurde zum Teil wieder durch die falsche Politik aufgewogen, von welcher sich Dr. Peters infolge seiner kolonialpolitischen Ideen leiten ließ. Er stützte sich nämlich so entschieden auf die französischen Missionare[1]) und die katholische Partei, daß es fast zum offenen Bruch mit den Protestanten gekommen wäre, und daß nach seinem Abzug eine Erbitterung gegen die Engländer zurück blieb. Sein Ziel

[1]) Ist es nicht sonderbar, daß fast gleichzeitig während dort in Uganda die französischen Missionare den Dr. Carl Peters eifrigst unterstützten, am 16. Mai 1890 in England in der Zeitung Morning Post folgende Notiz erschien: „Mir wird versichert, daß Kardinal Lavigerie mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ein Abkommen getroffen hat, dessen erster Paragraph lautet: Uganda soll für die französisch-katholischen Missionen des Kardinals reserviert werden; die kirchliche Missions-Gesellschaft und andere englische Gesellschaften sollen so weit als möglich ausgeschlossen werden." (Bentley, Uganda Handbook S. 29.) Es scheint danach fast, als habe dem außerordentlich entgegenkommenden Verhalten der französischen Missionare gegen Dr. Peters der bestimmte Plan zu Grunde gelegen, mit seiner Hülfe die evangelisch-englische Mission zu verdrängen.

war, Uganda zu einem unabhängigen Reiche gleich dem Kongostaat zu machen. Aber wenn das auch zunächst dem stolzen Muanga und den freiheitslustigen Waganda ausgezeichnet gefiel, was nützte es ihnen, wenn sie weder von Deutschland noch von England geschützt und samt und sonders von den Mohammedanern aus dem Lande vertrieben wurden? — Und was konnte es für Zweck haben, wenn die christliche Religion in aller Form zur Staatsreligion von Uganda erklärt und die Bestimmung getroffen wurde, daß Staatsanstellungen nur von Christen bekleidet werden dürften, daß demnach alle Heiden, im Falle sie nicht übertreten wollten, ihre Ämter — und damit selbstverständlich auch ihren ganzen Landbesitz — preisgeben müßten? Der Mohammedanismus als solcher wurde sogar „einfach verboten und mit Todesstrafe belegt." Solche Gesetze konnten doch nur entweder großartige Heuchelei oder blutige Gewaltakte zur Folge haben. Und mit beiden war der Ausbreitung des wahren Christentums ganz gewiß nicht gedient.

Durch den Vorgang des Dr. Peters ließ sich im April 1890 endlich auch Jackson antreiben, mit seiner Expedition nach Uganda vorzurücken. Er brachte einen Vertrag mit, wodurch er dem König Schutz und Unterstützung anbot unter der Bedingung, daß dieser sich unter englischen Einfluß stelle und ihm die innere Verwaltung des Landes, besonders die Steuern überlasse. Die Protestanten waren begierig, den Vertrag anzunehmen; aber Muanga, gedrängt von den katholischen Häuptlingen, sträubte sich. Der Zwiespalt zwischen den beiden Parteien ging so weit, daß beide drohten, sich gänzlich aus dem Lande zurückzuziehen. Die Protestanten, welche fühlten, daß sie sich ohne fremde Hülfe gegen die Mohammedaner nicht behaupten könnten, erklärten, sie würden mit Jackson nach Usoga gehen, wenn der Vertrag nicht angenommen werde. Die Katholiken aber, welche wußten, daß sie allein ihre Stellung im Lande nicht behaupten konnten, planten, sich mit ihrem König lieber anderswo ein neues Heim zu suchen. Schließlich wurde beschlossen, es sollten mit Jackson Gesandte an die Küste geschickt und die Frage des englischen Protektorats dem englischen, fran-

zösischen und deutschen Konsul in Sansibar vorgelegt werden. Deren Entscheidung solle den Ausschlag geben. Glücklicherweise war Jacksons inzwischen in Uganda zurückgebliebener Stellvertreter Gedge in der Lage, den Waganda einen wichtigen Dienst zu leisten. Er unterstützte sie nachdrücklich bei einem neuen gegen die Mohammedaner unter Kalema (im August 1890) unternommenen Kriegszug. Die Mohammedaner wurden geschlagen, der Gegenkönig Kalema getötet und sein Leichnam im Triumph nach Mengo gebracht und dort begraben. Leider war der Sieg der Christen nicht von durchschlagender Bedeutung, da sich die Mohammedaner nach Unioro zurückziehen konnten. Sie stellten anstatt Kalemas einen neuen Gegenkönig, Mbogo, auf und fuhren fort, die Grenzgebiete Ugandas zu plündern und die Waganda zu beunruhigen.

Inzwischen war die öffentliche Meinung in England dem Lande Uganda zu Hilfe gekommen. In der zur Zeit bestehenden kolonialen Eifersucht zwischen England und Deutschland wünschten die Engländer ein so großes Stück von Afrika wie möglich in Beschlag zu nehmen, und sie hatten ihre Augen vor allem auf Uganda geworfen, welches den besten Zugang zu dem großen Seengebiete bot, ohne welches ihre Besitzungen an der Ostküste fast wertlos waren. Die britisch-ostafrikanische Gesellschaft benutzte die Strömung im englischen Volke und sandte den Kapitän Lugard mit einer Expedition von etwa 300 sudanesischen Soldaten und ebensoviel Sansibar-Trägern nach Uganda mit dem bestimmten Auftrag, einen Vertrag mit König Muanga abzuschließen und der Gesellschaft den Besitz Ugandas zu sichern. Lugard hatte eine reiche Erfahrung in central-afrikanischen Angelegenheiten; war er es doch gewesen, der in den Jahren zuvor erfolgreich den Sklavenhändlern am Njassa-See Widerstand geleistet hatte.[1]) Er kam im Dezember 1890 in Uganda an.

Seine Lage und Aufgabe war schwierig und unangenehm. Schon den König zur Unterzeichnung des Vertrages zu bewegen, durch welchen er sich unter englisches Protektorat stellte, machte sehr große Schwierigkeit. Der König,

[1]) Vgl. m. Evangelische Mission im Nyassa-Lande. S. 99 ff.

oder vielmehr seine katholischen Großen glaubten ohne die Engländer fertig werden zu können und begegneten Lugard mit ausgesuchtem Mißtrauen, und die französischen Missionare versuchten die Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Lugard mußte seinen ganzen Einfluß aufbieten, um die zur Gültigkeit des Vertrages erforderlichen Unterschriften zu erlangen. Und auch da noch unterzeichneten die katholischen Waganda nur mit dem schlauen Vorbehalt, daß wenn etwa ein größerer Mann als Lugard nach Uganda komme, der Vertrag ungültig sein solle.

Lugard sah, daß er vor allen Dingen viel, viel Geduld brauche, um den Argwohn der katholischen Gegenpartei zu überwinden; und das wurde ihm durch die verwickelten Parteiverhältnisse unsäglich erschwert. Die zugestandene englische Oberherrschaft gegenüber dem über seinen Herrschaftsbefugnissen mit Argusaugen wachenden König aufrechtzuerhalten; die rechte Grenze zu ziehen zwischen den Fällen, welche er der selbständigen Entscheidung des Wagandahofes überlassen, oder bei denen er sich einzumischen und als Schiedsrichter aufzutreten habe, erforderte ungemein viel Takt und Entschiedenheit. Wie schwer war es, beiden Parteien gegenüber eine solche Unabhängigkeit zu wahren, daß auch die Katholiken sich nicht mit Recht über die Bevorzugung der evangelischen, ihm anhängenden Partei beklagen konnten!

Die schwierigste Frage, die ihm zu ordnen oblag, war die Landfrage. Es kam immer wieder vor, daß kleinere Landeigentümer von einem größeren Landbesitzer ausgewiesen wurden, weil sie der andern Religionspartei angehörten; oder daß bestimmte Besitzungen von beiden Parteien mit gleicher Entschiedenheit beansprucht wurden. Die Rechtsgrundlage in solchen Fällen klarzustellen, war meist unmöglich; denn einmal waren die Rechtsfragen ungemein verwickelt, und dann logen die Waganda zu sehr. Solche schwierigen Fälle der Entscheidung des Königs zu überlassen ging auch nicht an; denn als das Lugard einmal bei einer besonders wichtigen Angelegenheit gethan hatte, wäre es über der Entscheidung des Königs beinahe zum Kriege gekommen. So blieb Lugard und seinem Gehülfen, dem Kapitän Williams, in der Regel nichts anderes

übrig, als möglichst immer zwei Landsachen zugleich zu verhandeln, und die eine zu Gunsten der einen, die andere zu Gunsten der andern Partei zu entscheiden. Lugard entledigte sich seines schwierigen und verantwortungsvollen Amtes mit großer Geschicklichkeit und anerkennenswerter Unparteilichkeit. Recht machte er es allerdings keiner von beiden Parteien. Die englischen, evangelischen Missionare, seine Landsleute, beklagten sich bitter, er sei in den Händen des französisch-katholischen Bischofs Hirth; und die katholischen Missionare beschwerten sich über seine Voreingenommenheit im entgegengesetzten Sinne. Beide Anklagen halten sich so sehr die Wage, daß man geneigt ist anzunehmen, er habe sich nach bestem Wissen bemüht, seinen Standpunkt über den Parteien zu wahren.

Und doch war es Lugard leider nicht möglich, einem Bürgerkriege der evangelischen und der katholischen Partei vorzubeugen. Wir müssen hier etwas weiter ausholen. Die britisch-ostafrikanische Gesellschaft hatte entweder die Kosten der Besetzung Ugandas zu niedrig veranschlagt, oder sie hatten irrtümlich auf wirksame Unterstützung seitens der englischen Regierung gehofft. Kurz, sie sah sich schon ein Jahr, nachdem sie Lugard hinausgesandt hatte, genötigt durch Komitee-Beschluß die Besetzung Ugandas wieder aufzuheben. Als diese Entscheidung der Gesellschaft im englischen Publikum bekannt wurde, war man darüber sehr betrübt. Besonders die Freunde der kirchlichen Missionsgesellschaft waren überzeugt, daß Uganda vollends in das Verderben gestürzt werden würde, wenn England seine Hand abzöge. Da nun die Kolonialgesellschaft nur durch den Mangel an Geldmitteln zu ihrem Beschluß veranlaßt war, erklärte sie sich bereit, ihre Truppen noch ein Jahr in Uganda zu lassen, wenn ihr aus Privatmitteln 800 000 M. zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt würden. Die Leiter der Gesellschaft zeichneten selbst von dieser Summe die Hälfte aus ihrer Tasche; für den Rest sollten die Freunde der Missionsgesellschaft aufkommen. Bei einem Missions-Jahresfest kam die Angelegenheit öffentlich zur Sprache. Der Missionssekretär erklärte, es sei mit ihren Missionsprincipien unvereinbar,

im Namen der Missionsgesellschaft für diesen vorwiegend politischen Zweck eine Kollekte zu sammeln. Aber wen sein Herz treibe, für diese wichtige Angelegenheit seine Hand aufzuthun, dem stehe es frei, auf Zetteln Geldanweisungen in die zirkulierenden Missionsbüchsen zu legen. Das geschah. Anweisungen auf 100 000 M., 10 000 M. und 1 000 M. fanden sich neben kleineren Summen in den Büchsen; eine goldene Taschenuhr und ein Sack mit Rupien wurden an den Vorstandstisch abgegeben; und ein Zettel trug die Aufschrift: „Meine vier Äcker sollen für Christum gegeben werden." Im ganzen wurden von den Missionsfreunden 320 000 M. gesammelt; und anderthalb Wochen später konnte ein Telegramm nach Ostafrika gesandt werden, die erforderlichen Geldmittel seien beschafft, Lugard solle seine Stellung in Uganda vorläufig noch auf ein Jahr (bis zum 31. Dezember 1892) behaupten.

Nun kamen in den ersten Tagen des Jahres 1892 eine ganze Anzahl neuer französischer Missionare unter dem Bischof Hirth in Uganda an. Diese hatten wohl von dem Beschluß der Aufgabe Ugandas, aber nichts von den nachfolgenden Verhandlungen und dem zweiten Telegramm gehört. Sie waren so unvorsichtig das Gerücht auszusprengen, Lugards Auftrag sei mit dem 1. Januar des Jahres 1892 abgelaufen; die Engländer seien entschlossen sich aus Uganda zurückzuziehen, und Lugard werde das Land in den nächsten Wochen verlassen. Dieses Gerede konnte auf die Waingreza, die protestantische Partei, nur eine niederschmetternde Wirkung haben; denn sie fühlten sich so sehr in der Minderzahl, daß sie sich nicht stark genug hielten, ohne den Schutz der englischen Truppen ihre Stellung zu behaupten. Um so hochmütiger machte diese Aussicht den König und seine katholischen Häuptlinge; sie wußten, daß ihre Partei in den letzten Monaten erstarkt sei; sie erwarteten besonders, daß sobald die Engländer aus dem Lande seien, alle Unentschiedenen und Halben sich der „Religion des Königs" zuwenden würden. War auch vorher schon der König nur zu oft widerspenstig gegen Lugard

gewesen, so war er in dieser Stimmung erst recht nicht geneigt, sich befehlen zu lassen.

Eine Kleinigkeit brachte unter diesen Umständen die Feindschaft zwischen den beiden Parteien zum Ausbruch. Ein Protestant wurde in der Hauptstadt Mengo von einem katholischen Häuptling erschossen. Der Mord hing mit der beiderseitigen Parteistellung zusammen. Der Mörder war zweifellos schuldig.[1]) Vielleicht hätte Lugard besser gethan, sich in diese Frage der Rechtspflege nicht zu mischen. Aber da die Protestanten über diese Ermordung eines ihrer Anhänger durch einen Anhänger ihrer Gegenpartei erbittert waren und er ihre Erregung für gerechtfertigt halten mußte, hielt er es für seine Pflicht, für unparteiische Gerechtigkeit auch in diesem Falle zu sorgen und forderte vom König die Bestrafung des Mörders. Muanga untersuchte den Rechtsfall in sehr oberflächlicher Weise und sprach trotz der entgegenstehenden, klaren Beweise den Mörder frei. Lugard beruhigte sich bei dieser Entscheidung nicht, sondern forderte den König und seine Großen schriftlich auf, die Sache einer neuen Erwägung zu unterziehen, widrigenfalls er gezwungen sein würde einzugreifen. Die katholischen Waganda möchten es sich doch wohl überlegen, ehe sie sich durch eine solche offenbare Ungerechtigkeit in Verwicklungen und womöglich in einen Krieg stürzten. Der König und seine Häuptlinge antworteten so absprechend und herausfordernd wie möglich. Wenn Lugard wage einzuschreiten, so werde Kampala erstürmt und alle Engländer ermordet werden! Das konnte sich Lugard nicht bieten lassen; die Autorität des englischen Namens stand auf dem Spiel. Er sandte Boten an die Missionare beider Konfessionen und ließ

[1]) Über den Rechtsfall Lugards siehe Bericht African Papers 1893, 2, S. 32 f.; und den offiziellen Bericht des wichtigsten Zeugen Dualla S. 99 ff.; vgl. die Bestätigung dieses Berichts in dem Briefe Baskervilles, C. M. Intelligencer 1892 S. 692 f. Die katholischen Berichte (L'Ouganda S. 61 u. 75; Gott will es 1893 S. 56 u. a. a. O.) lassen sich nicht auf eine gründliche Untersuchung der Rechtslage ein, sondern begnügen sich, eine Lugards Berichten gänzlich entgegenstehende Version zu behaupten. Übrigens stehen ihre Berichte sogar unter einander im Widerspruch (vgl. L'Ouganda S. 61 mit Gott will es, 1893 S. 56).

sie auffordern, sich in den Schutz des englischen Forts zu begeben, da wahrscheinlich der Ausbruch eines Krieges nahe bevorstehe. Die englischen Missionare folgten dieser Aufforderung; die französischen lehnten dieselbe ab, da sie nichts zu fürchten hätten. Inzwischen gingen die Boten Lugards zwischen dem englischen Fort Kampala und dem Königshofe hin und her, und Lugard that sein möglichstes, um die Streitfrage friedlich beizulegen und die katholischen Großen zur Abbitte ihres ungezogenen Benehmens zu bewegen. Aber am Abend des vierten Tages, am 23. Januar 1892, schlugen die katholischen Waganda die Kriegstrommeln und zogen ihre Truppen in großer Anzahl in Mengo zusammen. Da sah sich Lugard zu seiner Verteidigung veranlaßt, die protestantischen Waganda, auf die er sich verlassen konnte, nahe an sich heranzuziehen. Er teilte unter sie Gewehre und Munition aus, nach seiner eigenen Angabe etwa 450 Gewehre.[1]) Lugard war entschlossen seine Stellung auch auf die Gefahr eines Krieges hin zu behaupten. Es war unvermeidlich, daß die Protestanten mit ihm identifiziert und so der Krieg zwischen ihm und dem König zugleich ein Bürgerkrieg zwischen den protestantischen und den katholischen Waganda werde, denn die Protestanten waren die beleidigte Partei und Lugard konnte nur mit Hülfe der Massen seiner protestantischen Anhänger seine Herrscherstellung im Lande behaupten. Aber er wollte wenigstens die Schuld am Ausbruch der Feindseligkeiten nicht auf sich laden; deshalb gab er seinen Soldaten und allen Protestanten strengen Befehl, den Kampf nicht zu eröffnen und sich auch durch die Heraus-

[1]) Die Hauptmacht der Protestanten war auswärts, teils auf einem Kriegszuge gegen die Mohammedaner, teils im Kampf gegen Räuberbanden in der Provinz Kjagwe. Die Katholiken waren auch zu diesen Kriegszügen aufgeboten; ihre Kontingente waren aber ohne Grund nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Daher befanden sich die Protestanten unverhältnismäßig in der Minderzahl. Übrigens waren die Protestanten an sich erheblich in der Minderheit; wenn auch die Parteien sich längst nicht so gegenüberstanden, wie die französischen Patres behaupteten, nämlich 200 000 Katholiken gegen 20 000 Protestanten. (Das sagen die Patres, und trotzdem sollen die Protestanten die Angreifer gewesen sein!)

forderungen der Gegner nicht zu unüberlegten Handlungen fortreißen zu lassen.

Das hatte auch keine Not. Am Nachmittag des 24. Januar, an einem Sonntag, während Lugard eben noch wieder mit dem König wegen eines neuen Mordes unterhandelte, eröffneten die Katholiken den Angriff.[1]) Lugard wartete noch, ob die Feinde wohl wagen würden, ihn in seinem Fort anzugreifen. Aber da stürmte auch schon ein großer Kriegshaufe auf den Hügel von Kampala zu. Da gab Lugard den Befehl zum Angriff. Die Kanone eröffnete ihr mörderisches Feuer, und die Sudanesen rückten aus. In kurzer Zeit war das Gefecht zu Ungunsten der katholischen Partei entschieden. Sie flohen in der Richtung nach der Murchisonbai und suchten auf der Insel Bulingugwe Zuflucht. Die französischen Missionare waren während des Kampfes auf ihrem Missionsgehöft geblieben. Da sie aber bei der feindseligen Erregung der protestantischen Waganda, welche sie als die Urheber des Kriegs ansahen, dort ihres Lebens nicht sicher waren, und ihre

[1]) Man lese aufmerksam die beiden wichtigsten katholischen Berichte, den Brief Hirths und das Tagebuch Guillermains (L'Ouganda S. 62 u. 76); keiner von beiden wagt zu behaupten, daß von seiten der Protestanten die ersten Schüsse gefeuert seien; sie geben beide zu erkennen, daß sich nicht am Fort Kampala, sondern in den Straßen der Stadt der Kampf entsponnen hat. Sie berichten ausdrücklich, daß die katholische Partei am 23. Januar zum Kampf vorbereitet war: „ils (sc. die Katholiken) ne voulaient pas partir," (ins Exil) schreibt Hirth: „sans tenter un suprême effort pour obtenir le triomphe de la justice." (sc. der katholischen Partei!) „Nos catholiques sont bien décidés mourir pour défendre leur religion et leur roi," schreibt Guillermain am 23. Januar in sein Tagebuch. Von Überfall, Überrumpelung oder dgl. der katholischen Partei, wie andere französische Berichte behaupten, ist also gar nicht die Rede. Man vgl. dazu auch die Schilderung des Kampfes African Papers 1893, 2, 34. Lugard ist sogar überzeugt, daß der Bischof Hirth selbst die katholische Partei zum Kampf verleitet hat, und bringt dafür außer andern Zeugen auch die ausdrückliche Bestätigung des Königs Muanga bei (a. a. O. 56). Aber diese Anklage ist so schwer, daß sie aus den vorliegenden Aussagen noch nicht als bewiesen angesehen werden kann. (Vgl. S. 246. Anm.)

aus Gras und Holz erbaute Kirche in hellen Flammen stand, bat sie Lugard dringend, sich nach dem englischen Fort in Sicherheit zu begeben. Die Katholiken hatten also Lugard angegriffen, waren aber geschlagen und hatten sich nach der Insel Bulingugwe zurückgezogen.[1])

Mit den Katholiken war auch der König Muanga nach der Insel Bulingugwe geflohen. Das war Lugard sehr unangenehm; denn er wußte, daß die Waganda nur einen Prinzen aus der angestammten Dynastie der Wakintu als ihren König anerkennen würden. Er eröffnete deshalb sogleich nach seinem Siege die Verhandlungen mit ihm und seinen katholischen Großen. Er versprach, wenn auch mit Widerstreben, den König wieder in alle seine frühere Macht und Ehre und die Häuptlinge in ihre Ämter und einflußreichen Stellungen einzusetzen, nur unter der einen Bedingung, daß Muanga sofort nach Mengo zurückkehre.

Es kam Lugard zu statten, daß der französische Bischof Hirth, der bei der französischen Partei ein außerordentliches Ansehen genoß, im Begriff war, mit sechs der andern in das englische Fort geflüchteten Priester über die Insel Bulingugwe nach der französisch-katholischen Missionsstation Bugoma oder Semigalu im Sesse-Archipel aufzubrechen. Hirth versprach, seinen ganzen Einfluß bei Muanga anzuwenden, um ihn zur schleunigen Rückkehr zu bewegen. Auf dieses Versprechen bauend besorgte Lugard den sieben Franzosen gern Kähne und Träger, um ihre Abreise zu ermöglichen. Aber Hirth brach sein Wort. Nicht nur blieb er, anstatt nach den Sesse-Inseln weiter zu reisen, in dem feindlichen Hauptquartier auf der Insel Bulingugwe. Sondern er wandte sogar seinen ganzen Einfluß an, um den König von der Rückkehr abzuhalten und zur Fortsetzung des

[1]) Die französischen Berichte fabeln von entsetzlichen Grausamkeiten, die bei der Flucht der Katholiken nach der Insel von den protestantischen Verfolgern verübt sein sollen; es hat aber überhaupt keine Verfolgung stattgefunden.

Krieges zu bewegen.[1]) Ja, er war seines geistlichen Amtes so wenig eingedenk, daß er sogar Gewehre unter die Anhänger der katholischen Partei austeilte.

Unter diesen Umständen verfehlten Lugards Verhandlungen ihr Ziel. Die Katholiken gingen sogar von ihrer Insel angreifend gegen protestantische Häuptlinge vor. Lugard konnte das feindliche Hauptquartier nicht so nahe bei seinem Fort lassen, — Bulingugwe ist vom Festlande nur etwa 500 Meter und von Kampala etwa drei Stunden entfernt; er konnte auch nicht dulden, daß seine Feinde, auf ihre vermeintliche Unangreifbarkeit auf der Insel trotzend, die ihm ergebenen Protestanten belästigten und beraubten. Deshalb ließ er sie durch Kapitän Williams und die Protestanten am 30. Januar angreifen und von der Insel Bulingugwe vertreiben. Mehrere hundert Anhänger der katholischen Partei, auch Weiber und Kinder, sind bei dieser Eroberung der Insel zu Tode gekommen, viele sind in den Fluten des Viktoriasees ertrunken.[2])

[1]) Diese schweren Anklagen werden von Lugard sowohl auf Grund vieler anderer zuverlässiger Zeugen, als des Königs Muanga selbst bewiesen; man lese African Papers 1893, 2, S. 36 f.; ib. 52 von Baskerville; besond. aber S. 56. Hierzu vgl. man C. M. Intelligencer 1892 S. 674 f.; und Walkers Bericht ib. 677. Hirth bestätigt selbst, daß Lugard ihn nur habe nach Bulingugwe reisen lassen, „pour aller presser le roi de revenir." Aber er fährt fort: „Le roi pourtant ne pouvait songer rentrer à Mengo, il eût été l'esclave des protestants." Als ob er nicht auf Bulingugwe der Sklave der Katholiken gewesen wäre. Wie weit Lugards Friedens-Anerbieten gingen, bestätigt Guillermain, L'Ouganda S. 80 und Hirth selbst „Gott will es" 1892 S. 660.

[2]) Wir begreifen nicht, wie die Katholiken Lugard aus diesem Angriff auf die Insel einen Vorwurf machen können. Entweder sie traten in die von den Engländern so sehnlichst gewünschten Verhandlungen ein, so konnte ihnen doch mit dem besten Willen nicht mehr angeboten werden, als alles Dahintenliegende zu vergessen und den früheren Zustand wiederherzustellen. Dazu hat sich Lugard auch nach dem Zeugnis der französischen Priester erboten. Oder aber die Katholiken lehnten dieses bis an die äußerste Grenze des zulässigen gehende Entgegenkommen ab, dann erklärten sie sich selbst für die Feinde Lugards, und es blieb diesem gar nichts weiter übrig als seine Feinde aus der Nachbarschaft seiner Residenz zu vertreiben.

König Muanga floh mit dem Bischof Hirth über die Sesseinseln nach der Provinz Buddu, und dorthin konzentrierten allmählich die Wafranza alle ihre Streitkräfte.

Lugard war in einer unangenehmen Lage. Er war zweimal Sieger, aber mit jedem neuen Siege wurde seine Verlegenheit größer. Er war in das Land gekommen, um eine Schutzherrschaft aufzurichten, und nun war die Hälfte seiner Schützlinge im Krieg gegen ihn. Allerdings hatte er noch einen Teil der Waganda, die Waingreza, bei sich, und er konnte sich auf sie in allen Stücken verlassen. Aber diese hatten keinen königlichen Prinzen an ihrer Spitze. Die Gefahr lag nahe, daß die Mehrzahl von ihnen gar bald von dem katholischen Muanga im Westen oder von dem mohammedanischen Mbogo im Norden werde aufgesogen werden. Schließlich war Lugard Herr in Uganda, aber die Waganda waren nicht mehr vorhanden; was nützten ihm dann alle Erfolge! Was Lugard brauchte, war ein Prinz aus dem Geschlecht der Wakintu. Da aber Kalema alle Prinzen königlichen Geblüts ermordet hatte, waren im ganzen nur noch vier männliche Glieder der königlichen Familie am Leben: Muanga, das Haupt der katholischen Partei; Mbogo, das Haupt der mohammedanischen Partei; und zwei vierjährige Neffen Muangas, die auf der katholischen Missionsstation Bukumbi im Süden des Sees erzogen und — bewacht wurden. Lugard sandte den Kapitän Williams über den See, um dieser beiden Knaben habhaft zu werden; aber der Versuch mißglückte. Die Mutter der Kinder fürchtete sich nach Uganda zurückzukehren, wo sie ihres Lebens nicht sicher zu sein glaubte. Und die französischen Missionare wollten die Prinzen unter keiner Bedingung aus der Hand geben, damit die Katholiken eines Tages im Fall einer Empörung „sich um einen der beiden königlichen Prinzen scharen und mit Erfolg um ihre Freiheit kämpfen können!“ [1]) Da nun auch Muanga hartnäckig von der katholischen Partei in Buddu festgehalten — wie er selbst

[1]) Bischof Hirths eigene Worte. („Gott will es“ 1892. S. 746.) Und bei solchen Hintergedanken behaupten die Patres noch, sie hätten sich loyal der englischen Oberherrschaft gefügt.

später behauptete, gefangen gehalten — wurde, so schien für Lugard nichts übrig zu bleiben, als die Mohammedaner in das Land zurückzurufen und Mbogo als König anzuerkennen. Dadurch wäre Uganda wenigstens halb wieder ein mohammedanisches Land geworden, und man kam auf demselben unhaltbaren Standpunkt an wie im September 1887, als Kiwiwa von den vereinigten Christen und Mohammedanern auf den Thron gesetzt wurde. Lugard konnte sich nur schwer mit diesem Gedanken befreunden; aber er sah keinen Ausweg.

Da legten sich schließlich die katholischen Missionare, die sich noch im Fort Kampala befanden, in das Mittel; sie konnten sich nicht verhehlen, daß die Anerkennung Mbogos und die Aufrichtung eines mohammedanischen Königtums zur Vernichtung der ganzen katholischen Partei führen müsse. Sie begaben sich deshalb selbst nach Buddu und setzten es, wie es scheint, gegen die Absichten des kriegerischen Bischofs Hirth[1]) durch, daß sich zuerst die vornehmsten katholischen Häuptlinge und dann Muanga selbst nach Mengo begaben und sich Lugard unterwarfen. Am 30. März 1892 zog Muanga wie ein armer Sünder wieder in seine Hauptstadt ein und ergab sich der englischen Herrschaft[2]) auf Gnade und Ungnade, dankbar wenigstens sein Leben und seinen Thron, wenn auch nicht seine Ehre gerettet zu haben.

[1]) Wenigstens ist das Verhalten Hirths bei diesen Verhandlungen unbegreiflich. Erst berichtet er ganz boshafte Anträge nach Hause, die Kapitän Williams gemacht haben soll (man vgl. L'Ouganda S. 93 mit Williams' eigenem Bericht African Papers 1893, 2, 91 f.). Dann schickt er zwei Missionare nach Mengo, um ihren ganzen Einfluß bei den Verhandlungen zu gunsten der Katholiken geltend zu machen. Und im wichtigsten Augenblick der Verhandlungen droht er, sehr zum Schaden seiner Sache von neuem mit Krieg! (Afric. Pap. 1893, 2, 57.)

[2]) Keineswegs „um den Preis seines Glaubens", wie die katholischen Berichte behaupten. Muanga machte bald darauf freiwillig den evangelischen Missionaren das Anerbieten, evangelisch zu werden; aber diese lehnten ab ihn aufzunehmen. Wenn sich z. B. Muanga trotzdem zur protestantischen Partei zählt und die evangelische Kirche ab und zu besucht, so können ihm das die evangelischen Missionare nicht verbieten. In ihren Berichten finden sich darüber nur Worte des Bedauerns und der Befürchtung.

Die Rückkehr Muangas machte Lugard mit einem Schlage zum Herrn der Lage. Nun war er freundlich und zuvorkommend in der Feststellung der Friedensbedingungen. Die Katholiken wünschten nicht, was Lugard vorschlug, zu dem früheren Modus zurückzukehren und die Hälfte der Ämter und Statthalterschaften einzunehmen. Die Erbitterung der beiden Parteien war so groß, daß vorläufig an ein friedliches Nebeneinanderwohnen derselben nicht zu denken war. Die Katholiken hatten schon lange dahin gestrebt, in einem einheitlichen Lande zusammenhängend und fern von den Protestanten zu wohnen, und ihre und Bischof Hirths Intriguen während der ganzen Verwicklungen waren dahin gegangen, unter Muanga irgendwo ein katholisches Wagandareich aufzurichten. Lugard kam ihnen jetzt soweit entgegen, daß er ihnen die reichste Provinz des Landes, das bis dahin protestantische Buddu, zu ihrer speciellen Provinz anwies. In diesem Lande durften sie sich ansiedeln; hier standen sie unter zwei katholischen Häuptlingen, von denen der eine in Buddu, der andere in Mengo zu residieren hatte.[1])

Da Lugard schon vorher in seiner Verlegenheit Verhandlungen mit den mohammedanischen Waganda angeknüpft hatte, so benutzte er die augenblicklich herrschende friedliche Stimmung, um auch mit ihnen zum Abschluß zu kommen. Sie waren ja auch Waganda, und hatten deshalb ein ideales Anrecht an die englische Schutzherrschaft; und so lange sie jenseits der Grenze

[1]) Der Vertrag ist abgedruckt African Papers 1893, 2, S. 58 f. und 98 f. Bischof Hirth und Achte (Gott will es 1892, S. 696 ff. u. 1893, S. 76 ff.) sprechen sich über denselben sehr unbefriedigt aus. Unbewaffneten Katholiken aber ist freie Bewegung und Ansiedelung in ganz Uganda erlaubt. Die katholische Missionspredigt ist in ganz Uganda frei gegeben. Die Anlegung neuer Missionsstationen in den Tributärstaaten ist lediglich an die freundlichst in Aussicht gestellte Genehmigung des englischen Residenten in Kampala gebunden. Nur die bewaffneten Scharen der katholischen Partei sollen auf Buddu beschränkt werden. Man begreift nicht, was eine Gegenpartei gegen die damals legitime englische Herrschaft nach den vorausgegangenen Vorgängen billigerweise mehr erwarten konnte. Und die Katholiken scheinen auch durchaus befriedigt gewesen zu sein, nur ihre Missionare nicht.

unter den Waffen standen, waren sie eine beständige Kriegsgefahr für das Land. Es gelang Lugard sie zu bewegen, die englische Oberherrschaft anzuerkennen, ihren König Mbogo aufzugeben und unter Lugards Augen in Mengo wohnen zu lassen und sich in den kleinen Grenzprovinzen Butunzi, Busudschu und Butambala anzusiedeln.[1]) Das war ein großer Erfolg der friedlichen Politik Lugards.

Auf Grund dieser Verhandlungen wurde am 30. März 1892 ein neuer dauernder Vertrag mit Muanga und am 5. April ein weiterer Vertrag mit der katholischen Partei geschlossen, welcher dann auch von den Mohammedanern anerkannt wurde. Diese Verträge bilden die Grundlage der neuen Entwicklung des von so vielen Stürmen heimgesuchten Uganda.

Es muß beim Rückblick auf diese in Europa vielbesprochenen Vorgänge nachdrücklich hervorgehoben werden, daß es sich nicht um einen Religionskrieg handelte, sondern um die Behauptung der englischen Herrschaft gegenüber einer widerspenstigen Partei, an deren Spitze zufälligerweise der König stand. Die beiden Parteien waren schon längst nicht nur bloße religiöse Sekten, sondern sie waren politische Parteien, welche beide mit gleichem Eifer nach der Herrschaft strebten. Sie hatten sich schon oft genug vorher mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden; aber früher war es der Umsicht Lugards immer noch wieder im letzten Augenblick geglückt, den Frieden herzustellen. Am 24. Januar konnte und wollte er das nicht, weil er in unverantwortlicher Weise herausgefordert war und das Prestige des englischen Namens auf dem Spiel stand.

Die englischen, evangelischen Missionare haben weder mit den Ursachen des Zerwürfnisses irgend etwas zu thun, noch haben

[1]) Die französischen Priester, besonders Hirth, stellen sich so, als seien sie ganz außer sich über die Wiederzulassung der moslemischen Baganda. Brard „lui (Lugard) rappelle les meilleures raisons qui militent en faveur de l'exclusion des musulmans." (l'Ouganda 129.) Hat Lugard nicht ihnen gegenüber recht, wenn er unveränderlich erwidert: „les musulmans sont baganda, ils demandent à rentrer, je ne puis le leur refuser"?

sie sich an den Kämpfen irgendwie thätig beteiligt. Für alle Verleumdungen der katholischen Presse, welche sie zu den Hauptschuldigen und zu den Anstiftern alles Unglücks machen wollte, ist auch nicht ein Schimmer von Beweis beigebracht worden. Im Gegenteil, die englischen Missionare, obgleich zur Partei der Sieger gehörig, haben in den Kämpfen ganz bedeutende Verluste erlitten. In Buddu wurden ihre beiden neu angelegten Stationen durch die Katholiken zerstört, dabei ging die ganze persönliche Habe des dort stationierten Missionars Walker verloren. Und in Bukoba gelang es den Katholiken, sich in den Besitz der der evangelischen Mission gehörigen Güter im Wert von 50 000 Mark zu setzen. Für alle diese Verluste haben die Missionare keine Entschädigung verlangt. Beweis genug, daß sie sich von den Wirren so fern wie möglich gehalten haben.

Leider kann man durchaus nicht dasselbe von den römisch-katholischen Missionaren und von ihrem Bischof Hirth sagen. Sie haben sich ganz und gar mit der katholischen Partei identifiziert, scheinen nie auch nur für einen Augenblick sich darüber klar geworden zu sein, daß es sich bei allen diesen Kämpfen ganz und gar nicht um den Katholizismus als Religion handelte, und benehmen sich in einer bisweilen geradezu widerwärtigen Weise als die unschuldig Beleidigten und Verfolgten. Wenn man die Berichte und Briefe der römischen Patres liest und sorgfältig Begebenheit nach Begebenheit mit den gleichzeitig in Uganda und ohne jede Kenntnis der römischen Angriffe geschriebenen, offiziellen Berichte der englischen Beamten und den privaten Briefen der englischen Missionare vergleicht, so bleibt einem keine Wahl; man muß schließen: entweder die Engländer oder die Franzosen müssen absichtlich die Thatsachen verdreht haben. Und vergleicht man dann die ruhige, objektive, sich von allen persönlichen Invektiven fernhaltende Berichterstattung Lugards mit der leidenschaftlichen, an Beleidigungen überreichen, stets das schlechteste schon als geschehen nehmenden katholischen Berichterstattung, so kann man nicht schwanken, auf wessen Seite man sich zu stellen hat. Es kann kein Zweifel sein, — daß Lugard alles gethan hat, was in seinen Kräften stand, um den Frieden

zu erhalten; und daß er, nachdem die Wafranza den Krieg eröffnet hatten, mit seltenem Takt und unermüdlicher Geduld im Verlauf von wenig mehr als zwei Monaten einen neuen Zustand friedlicher Entwicklung in Uganda hergestellt hat.

Einen schlagenden Beweis für die loyale Haltung, die Lugard im allgemeinen während dieser Wirren eingenommen hat, ist der folgende offizielle Brief Muangas, welcher mehrere Wochen nach Lugards Abreise, wie es scheint, aus eigenem Antriebe von den Häuptlingen verfaßt wurde:

„Buganda, Mengo, 17. Juni 1892.

An meine Freundin die Königin, unsern großen Souverän:

Ich und alle meine Häuptlinge senden dir viele Grüße. Ich schreibe diesen Brief um dir zu danken. Wir danken dir ganz außerordentlich für die Sendung der Bevollmächtigten der Kompanie, um mein Land in Ordnung zu bringen. Als sie zuerst Buganda erreichten, liebten wir sie nicht; ich dachte nicht, daß sie mein Land in Ordnung bringen könnten. Nachdem wir gekämpft hatten, schrieb Kapitän Lugard mir einen Brief und lud mich ein und setzte mich wieder in mein Königtum; dann ging er und lud die Mohammedaner ebenso ein, mit denen ich im Krieg gewesen war, und brachte sie zurück und gab ihnen einen Teil des Landes. Aber jetzt hat das Land Frieden; die Beamten der Kompanie haben es trefflich geordnet. Jetzt bitte ich dich ernstlich mir zu helfen; rufe die Kompanie nicht aus meinem Lande weg. Ich und alle meine Häuptlinge sind unter der englischen Flagge, wie die Völker von Indien unter deiner Flagge sind. Solltest du diese Beamten der Kompanie zurückrufen, meine Freundin, so wird mein Land sicherlich verwüstet werden, und es wird sicher Krieg kommen.

Kapitän Lugard hat jetzt diese drei Religionen zum Frieden gebracht; er ist nach England zurückgekehrt; er wird dich von der Lage der Dinge in Buganda benachrichtigen. Aber ich möchte gern, daß du diesen selben Kapitän Lugard wieder nach Uganda zurücksendest, damit er sein Werk, das Land zu ordnen, beendige. Denn er ist ein Mann von großen Fähigkeiten, und alle Baganda lieben ihn sehr; er ist freundlich, seine Urteilssprüche sind gerecht und wahr; und so bitte ich, daß du ihn nach Buganda zurücksendest. So bleibe dabei, meine Freundin, mir zu helfen; denn wir sind dein Volk“ . . . .

Dieser Brief hätte ja wenig Wert, wenn er nur von Muanga geschrieben wäre; denn im Urteil über dessen Wankelmütigkeit und Charakterlosigkeit sind sich ziemlich alle einig. Aber er trägt die Unterschriften der mächtigsten Häuptlinge

aller drei Religionsparteien, der evangelischen, katholischen und mohammedanischen; und das verleiht ihm den Wert eines Ehrenzeugnisses, welches dem viel angefeindeten Mann von allen Waganda, auch von seinen Feinden, ausgestellt ist.

Die politische Zukunft des Landes ist noch unsicher. Hatte Lugard zunächst Befehl, Uganda am 31. Dezember 1892 zu räumen und das Land sich selbst zu überlassen, so ist inzwischen diese Frist auf Staatskosten bis zum 31. März 1893 verlängert. Und in letzter Stunde ist der britische Generalkonsul in Sansibar, Sir Gerald Portal, mit großem Gefolge als Generalbevollmächtigter nach Uganda gesandt worden, um über die wirtschaftlichen und politischen Aussichten des Landes gründlichen Bericht zu erstatten, und vor allem die Frage sorgfältig zu beantworten, inwieweit Englands Ehre eine dauernde Besetzung Ugandas fordert. England ist in Bezug auf Uganda ungefähr auf dem Standpunkt angelangt, auf welchen der Araberaufstand im Jahre 1889 das deutsche Reich gegenüber Deutsch-Ostafrika stellte. Daß die Privatgesellschaft, die kaiserlich britisch-ostafrikanische Compagnie, die übernommenen, moralischen und politischen Verpflichtungen weder einlösen will noch kann, steht außer Zweifel. Hoffentlich thut England denselben Schritt, den damals das deutsche Reich gethan hat, es macht Uganda zu einer britischen Kolonie. Die Zurückziehung der englischen Truppen aus Kampala würde das Zeichen zum sofortigen Wiederausbruch des Bürgerkrieges sein; denn die einzelnen Parteien haben nicht miteinander, sondern nur eine jede mit den Engländern Frieden geschlossen. Und wie kann das englische Volk die ihr vom Jahre 1890 an in Freud und Leid treu ergebene Partei der Waingreza, welche das gesegnete Arbeitsfeld der englischen Kirchenmission sind, im Stich lassen?

3.

Haben wir bisher in diesem Kapitel nur die äußern, politischen Ereignisse verfolgt, so erübrigt uns noch die Geschichte der evangelischen Mission während dieser letzten Jahre

darzustellen. Gordon und Walker waren gleich den französisch-katholischen Missionaren im Herbst 1889 auf der Insel Bulingugwe zu Muanga gestoßen und hatten die Gefahren und Kriegsnöte mit ihm geteilt, unter welchen allmählich seine Herrschaft wieder Festigkeit und Stärke erlangte. Die Aussichten der Mission waren jetzt ganz andere, als ein Jahr zuvor, wo die Missionare aus dem Lande vertrieben wurden. Ganz Uganda war dem Namen nach christlich; die wichtigsten Häuptlingsämter waren in den Händen der Christen, und die Hälfte der Häuptlinge rechnete sich zu der protestantischen Partei. Da war ein fast unbegrenztes Feld für missionarische Unterweisung und Belehrung; und Gordon und Walker empfanden es schmerzlich, daß sie — nur zwei an der Zahl, und nur einer von ihnen, Gordon, der Landessprache einigermaßen mächtig — bei weitem die gebotenen Möglichkeiten nicht ausnutzen konnten. Sie erwarteten deshalb sehnsüchtig die in Aussicht gestellten Verstärkungen.

Das Komitee der Kirchenmissions-Gesellschaft hatte lange keinen geeigneten Mann für den verantwortungsvollen und gefährlichen Posten eines Missionsbischofs von Ostcentral-Afrika, eines würdigen Nachfolgers Hannningtons und Parkers, finden können. Endlich fiel ihre Wahl auf den hochbegabten, vielseitigen Geistlichen Alfred Rob. Tucker, welcher sich für den Missionsdienst in Ostafrika zur Verfügung gestellt hatte. Er wurde am 25. April 1890, genau 14 Jahre nach der Verabschiedung der ersten Ugandamissionare, zum Bischof ordiniert und begab sich noch an demselben Abend auf den Weg nach seinem weitausgedehnten Sprengel. Seine wichtigsten und drängendsten Aufgaben riefen ihn sobald als möglich nach Uganda; aber ehe er dort am 27. Dezember 1890 anlangte, hatte er viele Sorgen und Gefahren durchzumachen. Nicht weniger als vier der ihm zur Hilfe bestimmten Missionsarbeiter, Cotter und Hill, Hunt und Dunn erlagen unterwegs dem Fieber, zwei noch an der Küste, die andern beiden während eines leider unvermeidlichen Aufenthaltes in Usambiro und Nassa am Südufer des Viktoriasees. So konnte Bischof Tucker

leider nur drei neue Missionare, Baskerville, Pilkington und Smith nach Uganda bringen. Der Eindruck, den er von der Lage und den bisherigen Erfolgen der evangelischen Mission im Lande bekam, war ein außerordentlich günstiger. Schon als er mit seinem Gefolge von der Murchisonbai nach Mengo hinaufzog, drängten sich lernbegierige Scharen von Waganda um ihn, welche gern Gottes Wort hören und Bücher kaufen wollten. Beim ersten Gottesdienst in Mengo konnte der Bischof wohl tausend eifrigen Zuhörern predigen. Er schreibt darüber: „Es war ein wundervoller Anblick! Hier dicht neben mir saß der Katikiro, der zweite Mann im Königreich. Dort auf der andern Seite waren Häuptlinge verschiedenen Grades, alle Christen und alle in ihrem Benehmen bis zu einem gewissen Grade würdig und ehrfurchtsvoll. Die Responsorien wurden mit einer Innigkeit gesungen, welche alles übertraf, was ich selbst in Afrika gehört hatte." Der Bischof hielt die erste Konfirmation von 70 Männern und Frauen.[1]) Noch wichtiger für die Zukunft der evangelischen Wagandakirche war, daß er den Mut hatte, sechs bewährte Glieder der jungen Christengemeinde als Laienevangelisten auszusondern, sie zur Predigt und zum Unterricht zu bevollmächtigen und so den ersten Stein für eine spätere selbständige Eingeborenenkirche zu legen. Drei von ihnen, Henry Wright Duta, Sembera Mackay und Mika Sematimba hatten bereits Häuptlingsämter abgelehnt, um sich ganz der Unterweisung zu widmen. Auch die Namen der drei andern, Paulo Bakunga, Zacharias Kizito und Johanna Mwira sind im Verlauf unserer Erzählung bereits erwähnt.

Bischof Tucker blieb nur einen Monat in Uganda; dann eilte er wieder zurück, um in England neues Interesse für Uganda zu wecken und neue Arbeiter zu werben. Schon ehe er wieder in England anlangte, machte sich eine weitere Mis-

[1]) Konfirmieren darf nach englischem Ritus nur der Bischof, und Tucker war der erste evangelische Bischof, welcher seinen Fuß auf den Boden von Uganda setzte. Daß trotzdem bei dieser ersten Konfirmation nur 70 evangelische Waganda zugelassen werden konnten, warnt uns jedenfalls vor einer Überschätzung der Zahl der evangelisch Getauften.

sionsexpedition unter der Leitung des alten Ugandamissionars Ashe auf den Weg nach Uganda. Auch sie hatten unterwegs schwere Verluste und Gefahren zu überstehen. Der Geistliche Greaves starb schon an der Küste am Fieber. In Bukoba, der deutschen Station am Viktoriasee, wurden die ganzen Güter und Vorräte der Expedition im Wert von gegen 50 000 Mark durch die aufständischen katholischen Waganda geplündert. Doch kamen wenigstens vier Missionare, Ashe und Roscoe, der Arzt Dr. Wright und Collins nach allen Mühsalen wohlbehalten (an der Wende der Jahre 1891 und 1892) in Uganda an. War so endlich eine einigermaßen genügende Schar von evangelischen Missionsarbeitern im Lande, so wurde doch auch ihre Zahl nur zu bald wieder gelichtet. Gordon und Walker verließen Uganda, weil ihre verabredete Zeit im Missionsdienst abgelaufen war; der Arzt Dr. Wright und Smith wurden durch Krankheit zur Rückkehr gezwungen. So waren doch trotz aller Bemühungen gleichzeitig nur immer drei bis fünf Missionare im Lande. Zur Zeit der letzten vorliegenden Berichte (Dezember 1892) waren es die Geistlichen Baskerville, Ashe und Roscoe und die Laienmissionare Pilkington und Collins. Inzwischen ist gegen Ende Dezember 1892 der Bischof Tucker wieder mit einer neuen Hilfsschar in Uganda angekommen. Hoffentlich ist es ihm möglich, die Zahl der Missionare in den nächsten Jahren zu verdoppeln oder zu verdreifachen; denn ihre gegenwärtige Anzahl ist für den Bedarf des Landes nach keiner Seite hin genügend.

Als Gordon und Walker im Oktober 1889 wieder in Mengo einzogen, fanden sie an der Stelle ihrer alten Missionsstation Natete nur verfallene, mit Gras und Gestrüpp überwachsene Trümmerhaufen. Sich an derselben Stelle wieder aufzubauen wäre fast schwieriger gewesen, als an einem andern Ort von vorn anzufangen. Sie nahmen deshalb gern das Grundstück auf dem Hügel Namirembe an, welches ihnen Muanga zum Geschenk anbot; dasselbe lag dem Verkehrsmittelpunkt am Königshügel Mengo näher und bot durch seine hohe, gesunde Lage auch sonst wichtige Vorteile. Hier galt es also

eine neue Missionsstation aufzubauen. Die beiden Missionare befanden sich in einer noch ungünstigeren Lage als ihre Vorgänger ehemals in Natete; denn sie hatten strenge Weisung, die Kosten der Mission auf das mindest mögliche Maß einzuschränken. Sie hatten deshalb alle Wanguana, die Arbeitsleute von der Sansibarküste, mit deren Hilfe Mackay seine Bauten ausgeführt hatte, kurzerhand entlassen. Sie waren deshalb ganz auf die Hilfe der protestantischen Waganda angewiesen. Das schloß natürlich für sie selbst ein gut Teil Entbehrung, Mühsal und Geduldsübung ein; aber für die Waganda war es recht heilsam. Sie lernten daran, daß es ihre Pflicht sei, für ihre weißen Lehrer zu sorgen. Da sie aber zunächst noch alle Hände voll mit der Errichtung ihrer eigenen Hütten und mit dem Bau der Königsburg zu thun hatten, konnten sie vorläufig für die Missionare nur notdürftige Häuser in der Art ihrer eigenen Hütten herstellen; und die Missionare begnügten sich fast zwei Jahre mit diesen wenig civilisiert aussehenden und eingerichteten Behausungen. Mit den Missionarshütten zugleich bauten die Protestanten sich eine vorläufige Kirche, achtzig Fuß lang, zwanzig Fuß breit und ebenso hoch, aus Stangen und Rohr, — eine Notkirche für das augenblickliche Bedürfnis.

Da sie für die Wohnung ihrer weißen Freunde gesorgt hatten, verstand es sich für sie von selbst, daß sie auch für den Unterhalt derselben aufzukommen hatten. Die Missionare waren in ihren Augen ihre Ehrengäste; und es war alter Wagandabrauch, die Gäste des Königs mit aller Nahrung zu versorgen, die das Land bot. Konserven freilich, Rind- und Schweinefleisch, Kaffee, Kakao, Thee und Zucker und dergleichen Erfordernisse abendländischer Kultur gab es im Lande nicht. Soviel die Missionare davon bedurften, mußten sie sich versuchen aus England zu verschreiben. Aber Bananen und süße Kartoffeln, Bohnen und Erbsen, Ziegenfleisch und Fische und was sonst das Land bot, gaben die Waganda gern und reichlich; und die Missionare machten die Erfahrung, daß sich damit zur Not ganz gut auskommen ließ; ja, daß ein richtiger

Waganda kann auch recht wohl wisse, was gut schmeckt. So ließen es sich die Missionare gefallen, daß die großen protestantischen Häuptlinge sie unter sich teilten, und jeder die Versorgung eines von ihnen zu seiner besonderen Aufgabe machte. Sie verschmähten es auch nicht, bei passender Gelegenheit sich bei den vornehmen Waganda zu Tisch zu bitten und mit ihnen den Bananenbrei von Bananenblättern zu essen und die Finger dabei als Messer und Gabeln zu benutzen. Es brachte sie dem Denken und Fühlen der Waganda näher, daß sie in derselben Weise und von derselben Kost lebten, wie ihre Pflegebefohlenen. Und damit sie auch in Zeiten des Mangels keinen Hunger leiden möchten, wurde ihnen bei der neuen Verteilung des Landes eine kleine Insel, Kjubwa, als Missionseigentum überwiesen, eine Insel, welche zur Not tausend Waganda zu ernähren imstande war.

Da die ersten Gebäude, sowohl die Missionarswohnungen wie die Kirche, sehr vergänglicher Art waren, machten sich die Waganda nach zwei Jahren (1892) daran, für geräumigere und gesundere Häuser zu sorgen. Zum Gebrauch der Missionsgeschwister errichteten sie drei geräumige und für dortige Verhältnisse bequeme Wohnhäuser, und als Kirche bauten sie sich aus Holz und Rohr ein großes Gebäude, welches für 2500 Sitzplätze berechnet war. Der 31. Juli 1892, der Tag der Eröffnung und Weihung dieser neuen Kirche, war ein großer Tag für die evangelischen Waganda; mehr als 3500 Kirchgänger waren erschienen; die Kirche war so gedrängt voll, daß man sich drinnen nicht rühren konnte, und draußen noch Hunderte sich mit einem Stehplatz unter dem Fenster begnügen mußten.

An diesen für eine noch so junge Kirche großen Opfern an Arbeitskraft und Nahrungsmitteln zeigt sich in erfreulicher Weise, daß die Waganda ihre christlichen Lehrer und die christliche Unterweisung schätzen gelernt haben. Es gilt als Ehrensache für die evangelischen und katholischen Waganda, für ihre kirchlichen Interessen große Opfer zu bringen; und soweit sich der Wetteifer unter den Anhängern der beiden Konfessionen in so

edler und nützlicher Weise bethätigt, kann man sich darüber nur freuen.

Was die Waganda am meisten bedürfen, ist Unterweisung. Es ist ein geradezu erstaunlicher Hunger und Durst nach Erkenntnis in Tausenden dieses Volkes; es hat wohl noch keine Mission in Afrika sich einer ähnlichen Lernbegeisterung gegenüber befunden. Die Missionare beschränkten sich bis heute — hoffentlich nicht mehr für lange — ausschließlich auf die religiöse Unterweisung und die Künste des Lesens und Schreibens als den Schlüssel dazu. Hätten sich z. B. schottische Missionare einem solchen Lerneifer gegenüber gefunden, so hätten sie ohne Zweifel Elementarschulen in Menge eingerichtet und wären dann baldmöglichst zur Errichtung höherer Schulen weiter gegangen. Die Ugandamission hat bis heute kaum etwas aufzuweisen, was den Namen Schule verdient. Es ist noch bei den losen Formen geblieben, welche O'Flaherty, Mackay und Ashe gebildet hatten. Jeden Morgen um 6 oder 7 Uhr versammeln sich in der provisorischen Kirche, welche zugleich als Schule dient, 400—600 alte und junge Waganda, Männer und Frauen; dieselben werden in Klassen zu je 50—70 geteilt und geeigneten Kirchenältesten, besonders den sechs von Bischof Tucker dazu bevollmächtigten Jünglingen übergeben. Nötigenfalls haben diese von einem der Missionare vorher selbst eine Musterlektion erhalten. Dann traktieren die einzelnen Gruppen Buchstaben, Silben und Sätze, die fortgeschritteneren das Evangelium Matthäi in der Luganda-Übersetzung Mackays und die obersten das Neue Testament nach dem Kisuahelitext. Die Art des Unterrichts möchte am besten mit unserm Kindergottesdienst nach dem Gruppensystem mit Laienhelfern zu vergleichen sein, nur daß diese Art Schule alltäglich gehalten wird, und immer etwa drei Stunden des Vormittags in Anspruch nimmt. Es setzt einen ziemlichen Lerneifer voraus, wenn bei dieser keineswegs musterhaften Art des Unterrichts noch dazu größtenteils erwachsene Schüler, Männer und Frauen, sich durch die Elemente der Schulweisheit hindurcharbeiten und sich die Kunst des Lesens und Schreibens und die Kenntnis der Heilslehren

aneignen. Der Kinder selbst hat man erst in allerjüngster Zeit angefangen sich anzunehmen; es ist eine kleine Schule von etwa 80 Knaben gebildet worden; sie besitzen noch nichts von dem, was nach unsern Begriffen zu einer Schule gehört, Schulzimmer, Wandtafel, Schiefertafeln, Schreibhefte oder dergleichen. Sie werden im wesentlichen in derselben notdürftigen Weise unterrichtet, wie die Erwachsenen. Hier ist alles Notbehelf. Es ist erstaunlich, daß sich bei so mangelhaften Vorrichtungen immer wieder Hunderte und Aberhunderte einfinden und Belehrung suchen. Es thäte not, daß einmal ein erfahrener Schulmann hinausgesandt würde, der seine ganze Kraft auf eine verständige Einrichtung und Leitung dieses Elementarschulwesens verwenden könnte.

Bei ihrer geringen Anzahl mußte den Missionaren doppelt daran liegen, sich aus den Eingeborenen begabte Jünglinge zu Hülfskräften heranzuziehen. Am nächsten standen ihnen dabei die zum Teil noch jugendlichen Glieder des Gemeinde-Kirchenrates und die sechs vom Bischof ausgesonderten jungen Männer. Bekanntlich ist den meisten Eingeborenen des südlichen und centralen Afrika eine große Redegabe eigen; sie sind, sobald sie über die Elemente der christlichen Erkenntnis hinaus sind, berufene Prediger. Man suchte diese Gabe sobald wie möglich in ihnen zu wecken. Was sie dazu bedurften, war in erster Linie eine möglichst genaue und gründliche Kenntnis der heiligen Schrift, sonderlich Neuen Testaments. Und diese ihnen zu verschaffen, scheuten die Missionare nicht Mühe noch Arbeit, das Neue Testament im Kisuahelitext immer wieder mit ihnen durchzunehmen und sich über alle Schwierigkeiten mit ihnen zu besprechen. Einige von diesen Jünglingen, wie Henry Wright Duta, Sembera Mackay, Johanna Mwira und Natanaili Mukeda waren in der That den Missionaren eine rechte Hülfe. Der Verlust des begabten, frommen und treuen Sembera Mackay, der in dem Kampfe am 24. Januar 1892 fiel, war ein von ihnen tiefbeklagter Verlust.

Die Missionare hatten noch einen besondern Grund, diese Helfer so viel als möglich zu ihrer thätigen Hülfe zu erziehen.

Ihre eigene Sprachkenntnis ließ viel zu wünschen übrig. Die englischen Missionare halten es an sich nicht in dem Maße wie die deutschen für ihre erste Pflicht, die Sprache des Landes gründlich zu lernen, wo sie das Evangelium predigen wollen. Nun galt es für jeden Ugandamissionar noch dazu zwei fremde Sprachen zu lernen; außer der Kenntnis des Luganda war auch das Kisuaheli unerläßlich, da viele Waganda dasselbe sprechen, und in dieser Sprache die gründlichen Übersetzungsarbeiten der Universitätenmission in Sansibar vorliegen. Wenn es später erst eine größere Litteratur in Luganda giebt, werden sich die Ugandamissionare nicht mehr mit Kisuaheli zu plagen brauchen; vorläufig aber ist die Kenntnis dieser Sprache ebenso wichtig, als die Landessprache. Da nun die Missionare in der Regel nur vier bis sechs Jahre in Uganda blieben, und dieser Zeitraum zur Erlernung von zwei Sprachen nicht ausreicht, so ist es nicht zu verwundern, daß ihnen die Sprachen immer Schwierigkeiten machten. Und treue eingeborene Helfer, welche das Kisuaheli und Luganda in gleicher Weise beherrschten, waren ihnen eine große Stütze.

Das fiel um so mehr ins Gewicht, weil die Beschaffung brauchbarer Übersetzungen in der Lugandasprache eine der ersten und wichtigsten Pflichten der Missionare war. Mackay, der gründlichste Kenner des Luganda, hatte nur das Matthäus-Evangelium, Stücke des Johannesevangeliums und sonstige kleinere Abschnitte für den gottesdienstlichen Gebrauch übersetzt. Nun machte sich der Missionar Pilkington gleich im ersten Jahre seines Aufenthalts in Uganda daran, das übrige Neue Testament in das Luganda zu übersetzen. Henry Duta und Sembera Mackay standen ihm dabei treulich zur Seite. Im Verlauf von kaum fünfviertel Jahren hatte er diese große und wichtige Arbeit vollendet; die einzelnen Bruchstücke seiner Übersetzung wurden nach London geschickt, um dort von der britischen Bibelgesellschaft gedruckt zu werden. Wahrscheinlich wird diese in großer Eile und mangelnder Sprachkenntnis hergestellte Übersetzung noch gründlicher Durchsicht und vieler Verbesserungen bedürfen; aber es ist doch ein Fortschritt, daß hoffentlich noch

in diesem Jahre (1893) viele Waganda das ganze Neue Testament in ihrer Sprache in die Hände bekommen werden. Möchte es nur möglich sein, gleich eine ganze Wagenladung voll Neuer Testamente auf einmal nach Uganda zu schicken. Daß dieselben sehr schnell verkauft werden würden, daran ist nach den bisherigen Erfahrungen kein Zweifel. Es ist geradezu rührend zu lesen, mit welchem Eifer die Waganda darauf aus sind, sich in den Besitz von Teilen der heiligen Schrift zu setzen. Baskerville erzählt in seinem Tagebuch:[1])

„Ich erwähnte, daß unsere Boote angekommen seien, und machte am Sonntag bekannt, daß am Montag morgen die Evangelien St. Matthäi verkauft werden sollten. Noch vor Sonnenaufgang wurde ich durch ein Getümmel der Stimmen erweckt; ich zog mich schnell an und sprang hinaus in die — ich hätte beinahe gesagt — Schlacht. Nahe bei meinem Hause steht ein kleiner Schuppen, in dem die Kühe während der Hitze des Tages lagern. Dieser war verbarrikadiert, um die Leute draußen zu halten; aber die Bretter waren nutzlos, — die Thür fiel ein, und wir dachten der ganze Schuppen würde zusammenbrechen (so groß war das Gedränge). In zehn Minuten waren alle die Hunderte von Evangelien verkauft. Wir kehrten nun (in unser Zimmer) zurück, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Ich hatte eben eine andere Kiste geöffnet, in welcher ich stark hoffte Bücher zu finden. Ich fand gegen 800 schöne kleine Lesebücher; das war ein Fund! Ich stellte mich am Vorderfenster meines Hauses hinter der verschlossenen Thür auf und verkaufte von hier aus; der Doktor verkaufte an einer andern Stelle für die Frauen. Das war ein Wetteifer, und die Muscheln flossen in Strömen herein. Ich habe jetzt sechs oder sieben Trägerlasten Kaurimuscheln im Hause. Am Abend öffneten wir zwei andere Kisten, welche sich als Gebetbücher und große Wandlesetafeln auswiesen. Ich möchte jetzt versuchen ein wenig zu essen, ehe wir wieder mit dem Verkauf beginnen. — (Ein wenig später!) Wir haben einen Überschlag gemacht und 36 000 Muscheln für Gebetbücher eingenommen.

[1]) C. M. Intelligencer 1893, Februar, 121.

Aber ich glaube, tausend oder mehr Leute warten noch, jeder mit Muscheln versehen, um ein Buch zu kaufen; und wir haben keins mehr zu verkaufen." —[1])

Bei einem so brennenden Lerneifer konnte es nicht fehlen, daß sich auch die Zahl der Katechumenen schnell vermehrte. Leider konnten sich die wenigen Missionare derselben nicht mit der Treue annehmen, die zu einer gründlichen Vorbereitung auf die Taufe nötig gewesen wäre. Die Kirchenältesten übernahmen die eigentliche Unterweisung. Wenn sie ihre Schützlinge für genügend gefördert hielten, lieferten sie dieselben an die Missionare ab. Diese gaben dann noch einige Wochen einen abschließenden Unterricht und ließen sie dann auf das Zeugnis der Kirchenältesten hin zur Taufe zu. Maßgebend war allerdings leider das Urteil dieser Leute nicht immer, besonders seitdem im Frühjahr 1892 die Protestanten die Herren im Lande geworden sind, und die Zugehörigkeit zu ihrer Partei die Voraussetzung jedes Avancements ist. Über die Zahl der Getauften wird leider in den Veröffentlichungen über Uganda nicht Buch geführt; nach den gelegentlichen Angaben werden in den Jahren 1891 und 1892 zusammen etwa 200 getauft sein, zum größten Teil Erwachsene.

[1]) Soeben wird in der Mainummer des C. M. Intelligencer (1893, S. 375 f.) ein Brief des Bischofs Tucker veröffentlicht, in welchem er seine Ankunft in Uganda im Dezember 1892 beschreibt. Wir übersetzen davon nur den folgenden erhebenden Abschnitt: „Ich erinnere mich noch gut der Bewegung, welche durch mein Herz ging, als ich vor zwei Jahren in der alten Kirche zu einer Versammlung von 1000 Seelen redete. Aber wenn ich damals bewegt war, war ich gestern einfach überwältigt, als ich aufstand, um im Namen des Herrn zu einer Versammlung von über 5000 Seelen zu reden. Ich glaube nicht, daß seit den Tagen der Apostel auf dem ganzen Missionsfeld solch ein Anblick bezeugt ist. Die vollkommene Stille, als ich zu predigen aufstand, und überhaupt während des ganzen Gottesdienstes, war fast so Ehrfurcht gebietend, als der Anblick der großen Menge an sich. — Ich habe von der Küste mehr als 8000 Schriftteile mitgebracht. Das Entzücken des Volkes darüber ist unbeschreiblich. Mein Haus wird täglich von begierigen Käufern belagert. Als letzthin die Bücher ankamen, war in der That Gefahr, das Haus möchte einstürzen (so arg wurde es umdrängt). Wir haben uns deshalb entschließen müssen, mehrere Plätze einzurichten, wo die Bücher gleichzeitig verkauft werden." —

Je schwerer die Taufe zu verweigern war, und je größer die weltlichen Versuchungen waren, um so dringender war eine strenge und sorgfältige Kirchenzucht erforderlich. Ein Ansatz ist auch nach dieser Richtung hin gemacht. Man verlangte von allen Getauften, daß sie sich mit ihren Frauen auch christlich trauen ließen, andernfalls wurden sie vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen. Der Kirchenbesuch ist wie gewöhnlich auf lebendigen Missionsfeldern glänzend. Auch an gewöhnlichen Sonntagen sind nicht selten mehr als tausend Zuhörer gegenwärtig. Als noch die alte Kirche im Gebrauch war, standen die Leute oft drinnen so gedrängt, daß sie sich nicht von ihrem Platz rühren konnten, bis die hintersten hinaus gegangen waren, und außerdem kauerten oft noch draußen vor der Thür und in der Nähe des Rednerpultes Hunderte von Kirchgängern.

Aber nicht nur in der Hauptstadt Mengo bot sich ein vielversprechendes Arbeitsfeld, ein Feld reif zur Ernte, das nur der Schnitter harrte; sondern auch in den Provinzen lagen die Verhältnisse außerordentlich günstig. In den Jahren 1890 und 1891 waren die Häuptlingsschaften gleichmäßig unter die Protestanten und Katholiken verteilt. Jede Provinz oder Plantage eines protestantischen Häuptlings war ein breites Arbeitsfeld für einen evangelischen Missionar. Alle Leute, die da wohnten, wurden ohne weiteres zur protestantischen Partei gezählt, und sehr viele von ihnen wären ohne Zweifel bereit gewesen, sich in der Religion ihrer Herrn unterweisen zu lassen. Die Missionare stellten durch Vermittlung der Kirchenältesten einmal eine Rundfrage bei den protestantischen Großgrundbesitzern an, wie viele von ihnen bereit sein würden, einem Missionar ein geeignetes Haus zu bauen und sich zu verpflichten, ihn regelmäßig unentgeltlich mit allen Lebensbedürfnissen zu versorgen, wenn er sich auf seinem Besitztum niederlasse und seine Untergebenen belehre. Es meldeten sich nicht weniger als neununddreißig Häuptlinge. Das ganze Land stand also den evangelischen Missionaren offen, und sie durften nicht zögern, durch die offenen Thüren einzugehen, da die katholischen Missionare, welche obendrein weit zahlreicher waren, sich anschickten das ganze Land mit einem Netz von Kapellen zu überziehen.

Die erste Nebenstation wurde in der Provinz Buddu, im Südwesten von Uganda, begründet. Hier war der entschiedene evangelische Kirchenälteste Nicodemo Sebwato der Pokino oder oberste Häuptling. Er nahm den Missionar Walker, der zu ihm zog, wie einen Freund auf und sorgte mit liebevoller Umsicht für alle seine Bedürfnisse. In seiner Hauptstadt Masaka entstand bald eine hübsche Station. An 250 Zuhörer fanden sich zu den täglichen Unterrichtsstunden und zu den sonntäglichen Gottesdiensten ein. Dieser hoffnungsvolle Anfang ermutigte den Missionar Baskerville, sich in derselben Provinz Buddu bei einem andern Kirchenältesten Zacharia Kizito, dem Häuptling von Kjango, niederzulassen. Ehe er aber dort festwurzeln konnte, brauste der Sturm der Wirren im Frühjahr 1892 über das Land und fegte die beiden Missionsstationen Masaka und Kjango hinweg. Die Missionare mußten vor den Kriegstruppen der geschlagenen Katholiken, die sich in Buddu wieder sammelten, fliehen. Mehrere tausend sich zur protestantischen Partei zählende Einwohner von Buddu schlossen sich ihnen an. Sie hatten einen sehr beschwerlichen und gefährlichen Marsch, von den Katholiken in der Front und im Rücken bedroht; aber sie kamen nach zehntägiger Not wohlbehalten in Mengo an. Seine Habe hatte allerdings Walker fast gänzlich verloren. Da im Friedensschluß vom 5. April 1892 die Provinz Buddu den Katholiken als ihre besondere Domäne angewiesen ist, haben die evangelischen Missionare keinen Versuch gemacht, ihr dortiges Missionswerk wieder aufzunehmen.

Gleichzeitig mit diesem Anfang im Westen versuchte der Missionar Smith in Busoga, der östlichsten Provinz von Uganda, eine Missionsstation zu eröffnen. Der mächtigste Häuptling Wakoli daselbst hatte die weißen Lehrer zu sich eingeladen. Er hatte aber wohl mehr ihre Habe als ihre Lehre begehrt. Als er nun dem weißen Lehrer Häuser bauen und ihn unentgeltlich mit Speise versorgen sollte, sträubte sich sein altes, selbstsüchtiges Heidenherz. Smith mußte mehrmals das Land wieder verlassen, und in solchen Zeiten wurde die Missionsarbeit nur notdürftig durch einen Waganda-Jüngling fort-

gesetzt. Smith versuchte es aber immer von neuem, und schließlich wäre er dabei beinahe ums Leben gekommen. Der Häuptling Wakoli wurde leichtsinnigerweise von einem schwarzen Soldaten der britischen Compagnie tödlich verwundet. Die Wut des Volkes wandte sich gegen Smith, den einzigen im Lande anwesenden Engländer, den man für diese Freveltat des im englischen Dienst stehenden Sudanesen verantwortlich machte. Nur mit großer Mühe konnte sich Smith in das befestigte, englische Lager flüchten. Als er dort vierzehn Tage belagert worden war, sah er ein, daß seines Bleibens in Usoga nicht sei; er kehrte nach Uganda und von da nach England zurück. — Ehe aber so bei Wakoli die Missionsarbeit abgebrochen war, wurde bei einem andern Busoga-Häuptling Luba oder Lubwa ein neuer Anfang gemacht. Dieser Luba ist kein anderer als der ehemalige Mörder des Bischofs Hannington. Aber er hatte seinen Sinn inzwischen geändert, und als im Frühjahr 1892 der Missionar Roscoe um die Erlaubnis nachsuchte, sich in seinem Gebiete niederzulassen, nahm er ihn gern bei sich auf.

Die Missionsunternehmungen außerhalb der Hauptstadt stehen noch in den ersten Anfängen; ein Urteil über ihre Aussichten ist noch nicht möglich. Aber wir können nicht schließen, ohne wenigstens den Versuch zu machen, den Grad des christlichen Lebens in der jungen evangelischen Wagandakirche zu messen. Zu viel zu erwarten wäre thöricht; dazu ist diese Kirche noch zu jung und hat zu viel Stürme und zu wenig Zeit ruhigen, gedeihlichen Wachstums gehabt. Baskerville sagt einmal:[1]) „Wir müssen hier draußen viel Geduld lernen. Ich glaube, das beste für die Bagandakirche wäre jetzt eine strenge und heiße Verfolgung, damit sie ihrer Macht beraubt und auf den Heiland allein geworfen würden. — Viele möchten dann abfallen; wir würden wahrscheinlich nur eine Handvoll übrig behalten; aber diese würden lauter sein und ohne Zweifel eine große Macht bilden.“ Und Gordon schildert den geistlichen Zustand der Gemeinde so:[2]) „Es giebt hier eine Fülle von

[1]) C. M. Intellig. 1893. S. 23. [2]) C. M. Intellig. 1891. S. 113.

Arbeit zu thun. Die Leute sind willig belehrt zu werden, bereit zuzuhören, aber nicht so geneigt zu gehorchen. Es giebt hier viele, welche Christum als ihren persönlichen Heiland kennen, welche täglich den Christenkampf gegen Teufel, Welt und Fleisch kämpfen und obsiegen. Diese bedürfen einer höheren, geistlicheren Unterweisung und der Ermutigung zum Wachstum in der Gnade. Dann giebt es aber auch viele, sehr viele, welche nur mit ihrem Verstande eine Erkenntnis des Heilands haben, deren Herzen aber noch nicht verändert sind, und die deshalb nicht wissen, was ihnen mangelt. Diese müssen über die geistliche Art und die lebengebende Kraft des Evangeliums belehrt werden. Und dann sind viele, sehr viele da, welche das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und die zehn Gebote auswendig können, aber wahrscheinlich nur sehr wenige von ihnen verstehen die tiefe, geistliche Bedeutung der Worte: Ich glaube eine Auferstehung der Toten."

Es hieße die Missionsarbeit mit einem ungerechten Maßstab messen, wollte man von ihr nach Verlauf von anderthalb Jahrzehnten lauter gereifte und geförderte Christen verlangen. Aber es ist etwas Großes, wenn nach so kurzer Zeit ein bis dahin durchaus heidnisches Land in ein christliches verwandelt ist, wenn ein Hauptherd des centralafrikanischen Sklavenhandels zu einer Pflanzschule von Predigern des Evangeliums der christlichen Freiheit wird. Und wie viel Sprossen sind da, die in naher Zukunft, will's Gott, schöne Blüten und Früchte versprechen! Dieser allgemeine Lerneifer, dieser Hunger und Durst nach dem Worte Gottes, diese Entschlossenheit, um des Glaubens willen alles zu dulden und alles hinzugeben, diese Bereitwilligkeit, sich zur Verbreitung des Evangeliums persönliche Opfer aufzuerlegen, — das sind alles Züge, welche uns in der alten Christenheit beschämen könnten. Und über wenigen Missionsfeldern unserer Zeit steht mit so deutlicher Schrift wie über Uganda das Wort des Herrn geschrieben: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende." Matth. 9, 37. 38.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Dr. theol. G. Warneck:

Missionsstunden. I. Bd.: Die Mission im Lichte der Bibel. 3. Aufl. 4,20 M., geb. 5,20 M. — II. Bd.: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. 1. Abtl. Afrika und die Südsee. 3. Aufl. 5 M., geb. 6 M. — 2. Abtl. Asien und Amerika. Von D. R. Grundemann. 2. Aufl. 4,20 M., geb. 5,20 M.

Die Belebung des Missionssinnes in der Heimat. 1,20 M.

Die apostolische und die moderne Mission. 1 M.

Kirchenmission oder Freie Mission? 50 Pf.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. Auch eine Kulturkampfstudie. 4,50 M.

Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage. Geschichtlich und theoretisch erörtert. 1,50 M.

Die Aufgabe der Heidenmission und ihre Trübungen in der Gegenwart. 40 Pf.

Das Studium der Mission auf der Universität. 40 Pf.

Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. 6. Aufl. 2 M., geb. 2,50 M. [Mit der Missionskarte von Heilmann 2,70 M., geb. 3,20 M.]

Die Mission in der Volksschule. 7. Aufl. 10 Pf. (10 Ex. 60 Pf.)

Pflanzung und Pflege des Missionslebens. 15 Pf. (10 Ex. 80 Pf.)

Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission. 6,60 M., geb. 8,50 M.

Ultramontane Fechterkünste. Ein Zwiegespräch mit dem Verfasse. der Gottlieb-Briefe der Germania. Samt doppeltem Anhang. 1 M.

Zur Abwehr und Verständigung. Offener Brief an Herrn Major v. Wißmann. Ein Wort der Erwiderung. 3. Aufl. 60 Pf.

Allgemeine

Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

J. M. Zahn und **D. R. Grundemann**

herausgegeben von

D. G. Warneck.

Mit Beiblatt. Jährlich 12 Hefte. Preis 7,50 M.

Die **„Allgemeine Missions-Zeitschrift"** erscheint seit **1874** und sind die früheren Bände fast sämtlich zu ermäßigtem Preise zu beziehen. Dieselben ersetzen bei ihrer Reichhaltigkeit eine ganze Bibliothek.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Missionskarte der Erde

Größe der Bildfläche 35 × 73 cm.

von

Dr. K. Heilmann.

Mit einem Begleitwort.

2. Aufl. **Preis 1 M.**

Das ist eine vortreffliche Karte, die allen, welche sich und andere leicht und schnell unterrichten wollen über den Gang und Stand des Missionswerks, gute Dienste thun wird. Sie ist eine wertvolle Zugabe zu Warnecks rühmlichst bekannter Schrift: Die Mission in der Schule. (Schlesw.-Holst. Kirchen- und Volksblatt.)

Wer sich über den gegenwärtigen Stand der Mission orientieren will, dem sei obiges Werk aufs wärmste empfohlen. Das in der berühmten Anstalt von Wagner & Debes hergestellte Kartenbild gewährt einen Überblick über die Ausbreitung der evangelischen Mission: alle Missionsgesellschaften sind berücksichtigt, die acht großen deutschen mit Namen und besonderer Farbe in die Karte eingetragen. (Westd. Ztg.)

Hier wird auf engem Raume und zu wohlfeilstem Preise geboten, was dem Christen überhaupt, vor allem unsrer Tage zu wissen Pflicht ist: der sichtbare Stand des Reiches Gottes auf Erden. Wie acht große deutsche und viele ausländische Missionsgesellschaften gearbeitet haben, den Befehl Christi auszuführen, wird auf dieser Karte dargestellt. Unsrer Kolonie Ostafrika ist eine besondre Nebenkarte gewidmet. Vier Typen der wichtigsten Menschenrassen schmücken die Karte, das lebendig und schlicht gehaltene Begleitwort ist ebenfalls mit saubern Bildern ausgestattet. Auf Missionsfesten, in Missionsstunden, für Geistliche, Lehrer, ja für jeden Gebildeten ist die Karte geradezu unentbehrlich. (Christl. Welt.)

Die treffliche Karte, 0,80 und 0,43 Meter groß, gewährt einen Überblick über die Ausbreitung der heidnischen und mohammedanischen Religionen, sowie der evangelischen und katholischen Kirche. Wir erinnern uns nicht eine klarere Darstellung gesehen zu haben. Die verschiedenen deutschen Missionsgesellschaften einerseits, die englisch-amerikanischen andererseits sind mittelst besonderer Zeichen kenntlich gemacht. Mit einem Blick gewinnt man die richtige Anschauung von der Ausbreitung der christlichen Mission und auch von dem, was noch auf Erden zu thun ist, um die Welt Christo zu Füßen zu legen. Das Begleitwort giebt zunächst nähere Auskunft über die Erfolge aller Missionsgesellschaften, sowie über den gegenwärtigen Bestand der deutschen Gesellschaften sowohl der Missionare und Christen als der Einnahme und Ausgabe, worauf der Verfasser einen interessanten Rundgang durch die Missionsgebiete macht. Derselbe ist mit vielen Holzschnitten geschmückt. Der Preis des Heftes ist ein geringer. (N. W. Volksztg.)

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Das

Leben David Livingstones.

Hauptsächlich nach seinen

unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen

von

W. G. Blaikie.

Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von **O. Denk.**

2 Bände. Mit dem Bildnis Livingstones und einer Karte.
7,20 M.; in Leinwand geb. 8,50 M.

„Das ist eine Biographie, von der man kecklich sagen darf, daß sie zu den besten und interessantesten gehört, die jemals geschrieben wurden.
(Deutsche Reichspost.)

Selten ist ein ergreifenderes Lebensbild geschrieben worden als das Leben D. Livingstones von W. G. Blaikie. (Neue ev. Kirchenz.)

Jetzt, da sich aller Augen auf Afrika richten, ist gewiß ein besonders geeigneter Augenblick, die Biographie des Mannes in Erinnerung zu bringen, der unzweifelhaft und in aller Zukunft als der erste und epochemachende unter denen genannt werden wird, welche das Innere des dunkeln Weltteils der Wissenschaft und Civilisation, dem Handel und der Kolonisation erschlossen und den Grund zu einer bessern Zeit für Innerafrika gelegt haben. Mit vieler Liebe, in berechtigter Ausführlichkeit schildert Blaikie das Werden und Wirken des bescheidenen, aber wirklich großen Mannes, dessen Thaten und Erfolge in weiten Kreisen gerühmt werden, dessen Persönlichkeit, Charakter und Lebensgang jedoch nicht ebenso allgemein bekannt sind. Der Biograph hat das, was die Zeitgenossen von einem so bescheiden denkenden und bescheiden sich verbergenden großen Manne wissen möchten und zu wissen ein Recht haben, uns in einer sehr anziehenden Darstellung und in dankenswerter Vollständigkeit dargeboten.
(Blätter f. litt. Unterhaltung v. Gottschall.)

Wir müssen diesem Buche die größte Verbreitung wünschen, ein Wunsch, der um so mehr Aussicht auf Verwirklichung hat, als das ganz populär geschriebene Werk der reiferen Jugend und den Frauen unbedenklich in die Hand gegeben werden kann.
(Allg. konserv. Monatsschrift.)

Dem Werke kann nicht damit gedient sein, in Leihbibliotheken angeschafft zu werden, es muß einen Platz in der Familienbibliothek christlicher Kreise erhalten; insbesondere eignet es sich auch als Festgeschenk für Zöglinge der oberen Klassen höherer Schulen. Auf Jünglinge von idealer Richtung wird das Buch große Anziehung ausüben und sich für die Entwickelung ihres Charakters bedeutsam erweisen. — Es sei hiermit freundlichst empfohlen.
(Kirchl. Anzeiger f. d. ev. luth. Gem. Frankfurts.)

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Lebensbilder

aus der

Heidenmission.

Herausgegeben

von

D. G. Warneck.

5 Bände zusammen nur 9 M., geb. 12,20 M.

1. Band: **Jane Edkins.** Ein Missionsleben. In einer Reihe von Briefen herausgegeben von ihrem Vater. Nebst Joseph Edkins Bericht über einen Besuch in Nangking. Aus dem Englischen. 3 M., geb. 3,75 M.

2. Band: **Johann Friedrich Riedel,** ein Lebensbild aus der Minahassa auf Celebes, gezeichnet von D. Grundemann. Mit einer Karten-Skizze der Minahassa (und Vorwort: Komm und sieh!) 3 M., geb. 3,75 M.

3. Band: **Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar,** oder eine Märtyrerkirche des 19. Jahrhunderts. Dargestellt von Chr. Fr. Eppler. 4 M., geb. 4,75 M.

4. Bd.: **Frauen-Mission in Indien.** Von Frau Weitbrecht Nach dem englischen Manuskript bearbeitet von einer deutschen Missionsfreundin. 1,20 M., geb. 1,60 M.

5. Band: **John Coleridge Patteson,** der Missionsbischof von Melanesien. Ein Lebens- und Märtyrerbild aus der Mission der Gegenwart. Von Gen.-Sup. Wilh. Baur. Mit dem Bildnis Pattesons und einer Karte. 2,80 M., geb. 3,50 M.

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

967.61
R418u

Richter, Julius

AUTHOR

Uganda

TITLE

DATE DUE	BORROWER'S NAME

967.61
R418u